F. . OLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
Brigham Young University

http://www.archive.org/details/ulrichzwingliein04zwin

man weit hin, aber bei der Nacht läuft, sobald man nicht dicht aufgeschlossen ist, ein Teil dahin, ein anderer dorthin.

Damit man aber vom Feind nicht bei Nacht unversehens überfallen werde, soll man sorgfältig Wache halten, auch das Ausschicken von Patrouillen nicht unterlassen; denn wenn man nicht gut Wache hält, erleidet man Schaden. Es ist auch entweder ein Zeichen großer Furcht oder großen Leichtsinns, die beide nichts taugen und Ursache zum Schaden bringen, wenn man nicht ernstlich Wache hält. — Die Wachen müssen zuweilen bis an das Lager der Feinde vorgeschoben werden; zuweilen muß auch das ganze Heer wachen und in Schlachtordnung stehen. Denn der, der wachsam ist und nicht ohne kluge Überlegung seine Schachzüge macht, der gewinnt das Spiel. Wachsamkeit und kluge Überlegung gewinnt den Sieg.

Man soll auch daran denken, daß man gedeckte Stellungen gegen einander anlege und einander in den Hinterhalt locke, wie zu Ai geschah Jos. 8,1—13 . . . Wo aber solche gedeckte Stellungen angelegt werden können, bewirken sie oft mehr als das Heer. Darum soll der Hauptmann davon in passender Art Gebrauch machen.

Auch halte man sehr darauf, daß Niemand sich entferne, raube, plündere, bevor der Feind vollständig besiegt ist. Man muß auch streng darauf achten, daß die Kriegsbeute nicht veruntreut werde.

Auch ist darauf zu achten, daß man Scharmützel nicht erlaube, es sei denn, der Hauptmann sehe, daß seine Soldaten im Vorteil und so geschickt sind, daß sie den Vorteil nicht verlieren; denn Scharmützel geben und nehmen oft den jungen Soldaten viel Kraft. In erster Linie soll verhütet werden, daß sich die guten Fußsoldaten in Scharmützel einlassen; als die guten Schützen, als die guten, kühnen und mannhaften Angreifer und Vorkämpfer soll man sie nicht leichthin verbrauchen. Wenn man aber die Scharmützel je erlauben will, so soll man sie nur Minderwertigen erlauben.

Wie ein Hauptmann sein soll.

Vor allen Dingen soll er gottesfürchtig sein; denn da die Siege in dieser Welt als die höchsten Ehren gelten, so würde ein nicht gottesfürchtiger Mann mit Schaden derer, die ihm anvertraut sind, diese Ehre zu erlangen suchen.

Er soll nicht eigennützig sein. Denn wenn er es wäre, würde er nur tun, was zu seinem Nutzen diente, ob es gleich für das Gemeinwesen das aller böseste wäre; auch würde er dem Gemeinwesen den Überwundenen und Untertanen gegenüber Schande machen, die Leute schlecht halten, die Reichen verderben, die Armen verdrängen und vollständig zu nichte machen.

Vertrauen bei den Soldaten („Knechten") ist der höchste Schatz, den er haben kann. Dazu, daß er das erwerbe und behalte, werden zwei Dinge helfen:

Das eine ist: daß er so getreulich für sie sorge, daß er nirgends bei einer Untreue ertappt werde, daß er dem allgemeinen Besten diene, Freude habe, wenn sie etwas bekommen, ihnen dasselbe mit Freuden und gutem Willen lasse, sie nicht allzu strenge, aber doch in straffer Disziplin halte, sich als ihresgleichen ansehe 2c., wie Alexander der Große tat, der einen alten Soldaten, der stark fror, an seiner Stelle ans Feuer sitzen ließ.

Das andere ist: daß er einen tapfern, christlichen Feldprediger („Praedicanten") habe, der die biblischen Geschichten, auch die römischen und andern heidnischen Geschichten gut kenne; denn es braucht viel wakkere Gesinnung, ehrliche Kriegsführung und Tugend, die der Hauptmann nicht selber lehren kann.

Der Feldprediger soll strengen Gehorsam gegen Gott und den Hauptmann lehren, damit die Soldaten nichts tun, worüber sie ein schlechtes Gewissen haben müßten. Denn wo ein schlechtes Gewissen ist, da ist kein unerschrockener Mut. Er soll dabei Mannesmut lehren und Verachtung dieser Welt um Gottes und der Gerechtigkeit willen, und von unserem Handel immer wieder betonen, daß wir um des Wortes Gottes willen und deswegen, weil wir nicht das drückende Bündnis mit Frankreich eingehen wollten, angefochten werden 2c. Es kann auch den gemeinen Mann Niemand in allen Dingen besser belehren als der Feldprediger. — Ebenso soll er sie lehren: Wenn schon die Ersten vor dem Feinde fielen, so sollen sie darob nicht erschrecken; denn die werden immer siegen, die aushalten. — Ebenso soll er zeigen, daß der Sieg nicht ohne Verlust erlangt werden kann. — Ebenso: daß die jungen Soldaten nicht vor dem Klirren der Waffen erschrecken. — Ebenso: daß man sich mit Essen und Trinken mäßig halte; denn man weiß keinen Augenblick, was geschehen kann 2c. — Alles mit Gottes Wort und hübschen Geschichten.

Er, der Hauptmann, soll ein unverzagtes Herz haben und wohl schweigen können. Metellus Numidicus gab Einem zur Antwort, der ihn frug, warum er seinen Kriegsplan so geheim hielte: Ja, wenn er glaubte, daß sein Hemd wüßte, was er vor hätte, so wollte er es ausziehen und verbrennen. Wenn aber bei unserem Hauptmann, wie auch bei den Römern, Legaten sind, so sollen die nicht weniger verschwiegen sein, als der Hauptmann.

Er soll einen gut durchgeführten Rückzug einem Sieg gleich achten in Fällen, wo er den Feind nicht hätte überwinden können.

Er soll seine Augen von Berg, Feld, Tal, Gewässern, Gräben nimmer abwenden, sondern scharf beobachten, wie Pyrrhus tat, der sich immer fragte: „Wenn Du den Feind da angreifen müßtest, wie wolltest Du es anfangen, daß Du den Vorteil hättest?" Er soll immer die Beschaffenheit einer Gegend, Gräben, Gewässer, Berg, Tal 2c. genau kennen, auch die Furten, Brücken 2c., was er Alles durch die Reiter, die Berg und Tal kennen, in Erfahrung bringen soll.

Er soll bedenken, daß die größte Aussicht auf Sieg die Behendigkeit gibt. Die soll er nirgends unterlassen, bei Zeiten alle Dinge ent-

HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY

schlossen anordnen, langsamen Ratgebern die Dinge übergeben, die Aufschub ertragen können, sonst sich aber nach rasch entschlossenen, tüchtigen Ratgebern umsehen.

Er soll das Heer nie träge werden lassen, und dennoch gewissenhaft für richtige Ruhe sorgen.

Er soll den Mondschein in allen Nächten kennen, wann und wie lange er sein werde, und den größten Teil der Kriegspläne darnach richten, und dabei Obacht geben, ob die Feinde das auch täten. Denn wenn man den Mondschein genau kennt, kann man darnach manchen Plan fassen.

Ebenso: Alle Dinge daraufhin ansehen, wie sie am Leichtesten durchgeführt werden könnten, ohne Unterlaß Vorteile und Listen in Betracht ziehen.

Ebenso soll er alle Zwietracht verhüten, und wenn Einige nicht zum Friedehalten zu bringen wären, so soll er sie heimschicken.

Ebenso soll er immer darauf achten, wie man angreifen könne, ob in geschlossener Ordnung . . . oder in loser Schützenlinie.

Wo Geschütz zu fürchten ist, soll man in loser Schlachtordnung angreifen. Aber da ist alle Sorgfalt darauf zu verwenden, daß die in loser Schlachtordnung Aufgestellten mit einander Fühlung behalten; der Hauptmann muß streng darauf achten, daß Niemand zurückbleibe. Es ist auch notwendig, daß man beim Rückzug anordne, daß man nicht in kompakter Masse, sondern in loser Schlachtordnung abziehe. Bei solchen Aktionen nehme man nur leichtes Geschütz mit.

Ebenso soll er den gemeinen Soldaten kennen lernen, damit er es ihm ansehe, wann er tapfer und zum Kämpfen bereit, oder wann er mutlos und unentschlossen sei.

Diese ungefähren und nicht im Einzelnen sorgfältig ausgeführten Vorschläge habe ich rasch zusammengeschrieben um einiger Frevelhaften und Unredlichen willen, die gegen alle Gebühr und gegen alle Bündnisse der frommen Stadt Zürich mit Krieg drohen. Ich bin aber der festen Hoffnung, der allmächtige Gott werde das fromme Volk der Eidgenossenschaft die Treulosigkeit Etlicher nicht entgelten lassen, und nicht zugeben, daß wir unter einander uneins werden. Dennoch hat ein Jeder seine Sorge und Mühe. Und so es je Ernst gelten sollte, ist es gut, man habe vorher Alles wohl beraten und bedacht; denn Behendigkeit der Sinne und der Kriegspläne nützt nirgends mehr als im Krieg.

Hiemit will ich Gott von Herzen gebeten haben, er wolle seine Stadt auf andere Art, als jetzt in diesem Feldzugsplan gezeigt ist, behüten und das fromme Volk in der Eidgenossenschaft im Frieden mit einander wohnen lassen.

Amen!

18.

Der Kommentar von der wahren und falschen Religion.

März 1525.

In dreiundeinhalb Monaten hat Zwingli dieses umfangreiche Werk geschrieben, Ende März 1525 kam es aus der Druckerei, Jahresende 1524 wurde es begonnen. Die Eile, mit der Zwingli arbeiten mußte, die ein sorgfältiges Ausfeilen unmöglich machte, verrät sich in manchen Wiederholungen und Unebenheiten. Aber der „Kommentar" ist Zwinglis reifstes und umfassendstes Werk, man muß ihn lesen, will man den Reformator kennen lernen. Er gibt in ihm ein ganzes christliches Lehrsystem, Dogmatik und Ethik umfassend, aber nicht als der trockene Schulmeister, sondern als der lebendurchglühte Prediger, der mit dankbarem Stolze auf das blickt, was Gott durch ihn geschehen ließ, und darum gerne auf sein evangelisches Zürich weist.

Dem Franzosenkönig Franz I. ist der „Kommentar" gewidmet. Die alte Franzosenfeindschaft ist vergessen, das Evangelium hat sie überwunden, Zwingli hat Freunde in Frankreich gefunden, einige von ihnen waren im Frühjahr 1524 in Zürich gewesen, am Pariser Hofe hatte der Humanismus mit starkem evangelischem Einschlag eine Stätte gefunden, und der König war sein Gönner. Die Freunde — neben den Franzosen auch Italiener — hatten Zwingli um eine Darlegung seiner Meinung von der christlichen Religion gebeten; so galt sein Werk der Eroberung Frankreichs für das Evangelium der Reformation, und Zwingli ist hier unmittelbarer Vorläufer Calvins.

Das ursprünglich lateinisch geschriebene Werk wurde schon 1526 durch Leo Judä verdeutscht.

Wir wissen alle, berühmtester König, wie unfein es ist, wenn jeder aus der Menge allemal den besten aus der Zahl der Christen anzugehen wagt, wie wir das heutzutage bei manchen sehen, die unter dem Vorwande, es gelte ein christliches Bekenntnis, unaufhörlich den besten und bedeutendsten Menschen ihr Fündlein aufnötigen, die gerade in ihrer Unverschämtheit den gänzlichen Mangel an Christentum beweisen; denn das Christentum pflegt nicht zu lärmen; es will nicht zudringlich oder ausgelassen sich eindrängen. Doch wissen wir weiter, wie furchtbar und eines Fürsten unwürdig es ist, so streng und stolz zu sein, zum persönlichen Verkehr mit ihm nur die paar Leute zuzulassen, die er aus dem ganzen Menschengeschlechte zu seinen Ratgebern und zu seinem beständigen Umgang gewählt hat. Was heißt das anders, als den Fürsten mit Schranken umgeben, die er nicht überschreiten, ja, über die hinaus er nicht einmal denken darf? Wer würde einen solchen Fürsten nicht auf's Tiefste bedauern?! Ist er doch Knecht derer, die scheinbar seine Knechte sind. Gewiß ist es ein heilig Ding, daß ein König oder Fürst gute Ratschläge hört, die Alten ehrt, die Klugen achtet, die Weisen schätzt; aber so ist's auf Erden: die von den Fürsten wegen ihrer wirklichen und hervorragenden Tüchtigkeit auf irgend einem Gebiete übermäßig Geehrten entarten, sobald sie sehen, daß sie das Herz des Fürsten besitzen, und mißbrauchen ihn zu ihren Zwecken. So ist's an manchem Fürstenhofe gegangen, wie wir sehen.

Ich will nicht sticheln: Gesetz und Sitte der französischen Könige sind mir so fremd, daß ich gar nicht weiß, von welchen Männern die königliche Hoheit umgeben ist. Manchen Fürsten haben sich Parteifanatiker so an die Seite gesetzt, daß Du, fändest Du Zutritt, von 600 Königen die Erfüllung Deines Wunsches viel schneller erzielen würdest als den Durchbruch durch jenen Schwarm. Sie sind wie jener Drache, der nach den Erzählungen der Dichter das goldene Vließ hütete. Heutzutage sind es die Bischöfe mit Purpur und Barett, die allemal die mächtigsten Könige so umstehen, daß man sich wundern möchte, wie diese ihren beständigen Anblick ertragen können oder jene nicht einmal desertieren, wenn man sich nicht sagte: sie passen scharf auf, daß nichts zum König durchsickert, das ihre Schliche verriete.

Doch da Deine Hoheit allgemein als zu umsichtig gerühmt wird, als daß sie sich derartig fangen ließe, ferner als frei und gütig, sodaß sich Niemand zu fürchten braucht, baue ich auf diese Deine Menschlichkeit, nicht auf meine Keckheit, und wage es, diesen „Kommentar", wie er auch sei, Deinem Namen zu widmen. Manchen Grund habe ich dazu: Ihr Könige von Frankreich seid mit Recht stolz auf den Titel: „aller christlichster König". Nun meine auch ich, dieser „Kommentar" sei sehr zuwider den Feinden Christi, aller christlichst; folglich durfte ich ihn nur dem aller christlichsten Könige widmen. Ferner gilt das französische Volk von Alters her als fromm — wem hätte also treffender ein „Kommentar über die wahre und falsche Religion" gewidmet werden können? Endlich: Da Deutschland,

das in regem Verkehr mit Frankreich steht, begonnen hat, die Augen dem Lichte der Wahrheit zu erschließen, schien es mir nachbarliche Pflicht, das lichtbringende Heilmittel den Franzosen zu geben; denn wir waren, o Jammer, lange Zeit gänzlich in eitle Finsternis seitens geizigster Menschen gehüllt, genau wie Israel unter der Knechtschaft Ägyptens. Aber der Schöpfer aller Dinge schaute auf unsere Gewissensbedrängnis nicht weniger als auf die Not Israels und offenbarte uns das Licht seines Wortes zwecks klarer Erkenntnis der auf uns lastenden Gefahren. Die göttliche Vorsehung liebt, rechtzeitig zu ermahnen; . . . hören wir auf den Mahner nicht, so läßt sie uns mitunter länger unter der Pein des Unglücks, in das wir durch unseren Ungehorsam fielen . . . Zeuge dafür ist unsere eigene Torheit. Christus, die Apostel und unzählige andere haben uns auf's Ängstlichste ermahnt, keinen falschen Propheten Glauben zu schenken, die uns Christus, das heißt: den Gesalbten und Heiland, ganz anders zeigen würden als er und die Seinen, aber es war Alles vergeblich. Wir haben viel törichteren fremden Göttern bei uns Aufnahme gewährt, als je ein Heidenvolk; denn welches Volk hat je einen morgen, ja, heute schon vergehenden Menschen als Gott verehrt, wie wir den römischen Papst verehrten? Wir können's nicht leugnen: „Gott auf Erden" haben wir ihn genannt, im Kultus haben wir ihn, den Menschen, weit mehr verehrt als Gott. Denn wann haben Kaiser und Könige sich auf die Erde geworfen, um den höchsten Gott anzubeten? Das Kniebeugen genügte. Wer hat Christus die Füße geküßt oder umfaßt? Doch nur ganz wenige! Wem wird hingegen hier eine Unterredung gegönnt, der nicht zuvor die Schuhe dieses Gottes beleckt hat?! Um unserer Sünden willen haben wir diese greuliche Abgötterei so lange nicht erkannt, bis es endlich der ewigen Güte gefiel, uns Elende von solchem Unglück zu befreien, unter Leitung des Wortes. Wer sieht nicht, wie schmählich wir uns diesem hellen Licht gegenüber stellten? Ja, wer staunt nicht über das törichte Verfahren derer, die mit Verstand und Empfindung begabt sind? So, sage ich, mahnt die gütige göttliche Vorsehung zwar rechtzeitig, aber falls wir nicht folgen oder ihr Wort in den Wind schlagen, wird der zum Rächer, der kurz zuvor Vater gewesen war, und drückt fortgesetzt mit Unglück auf uns, bis wir die Schuld in feindlichem Lande erkennen. Sobald wir sie bekennen, sofort gibt er uns die frühere Ehre wieder. Darum müssen die Weisen dieser Welt ihr Leben prüfen und es ändern, wenn es nichts taugt; im anderen Falle steht ganz gewiß die Strafe vor der Tür. Hält man sich aber täglich nach der Regel Christi, so darf man Alles hoffen. Gott vernachlässigt keines von seinen Geschöpfen, so wenig wie je eine Mutter ihr Kind vergißt. Da also Gott niemals ruht, niemals müde wird, dürfen wir niemals sorglos oder träge sein, vielmehr, sobald er ruft, müssen wir sofort aufspringen, und mit Samuel sprechen: „Rede, Herr, dein Knecht höret" 1. Sam. 3,10.

Wir wollen also, berühmtester König, ein wenig die Augen aufmachen und umherschauen, wie unrein die sogenannte reine Welt ist,

ob wir vielleicht aus der Schwere der Krankheit die Notwendigkeit der Heilung erkennen möchten. Ist sie hochnötig, so werden wir auch sofort sehen, daß die göttliche Vorsehung zur rechten Zeit das Heilmittel gebracht hat; denn da zögert sie nie, versagt nie. Von den Päpsten will ich hier nicht reden, wenn sie auch entsprechend dem, daß sie unverschämt sich immer den ersten Platz angemaßt haben, zuerst künftig gestraft werden. Deshalb und weil sie unser „Kommentar" genügend an's Licht zieht, wollen wir sie übergehen und die Könige und Fürsten in's Auge fassen.

Du siehst, aller christlichster König, wie fast alle Fürsten ebenso Aufruhr machen und törichte Fehler begehen wie die Trojaner oder Griechen . . . Oder sehen wir nicht, wie das arme Volk die Sünden der Könige büßen muß? . . . Da aber die Fürsten vor allen Dingen sich vor Unrecht hüten müssen, frevelhaft begonnene Kriege aber ohne Unrecht nicht geführt werden können, sie selbst zumeist die Kriege veranlassen, so muß offensichtlich der Herr das Licht seines Wortes endlich auf den Leuchter setzen, damit man allgemein Recht oder Unrecht, gerade oder krumme Wege bei den von Begierde geleiteten Fürsten erkennen kann.

Und schauen wir jetzt auf das christliche Volk: siehst Du den Druck, der auf ihm lastet? Siehst Du auch, wie er seine Gründe hat? Fasse, bitte, zunächst den harten Druck der Steuern, Abgaben, Zölle in's Auge, wie über ihre Leiber und ihr ganzes Vermögen hinweg die gierigen Fürsten zu Ehre und Reichtum gelangen . . . Es ist ihnen einerlei, ob sie Tausende zertreten; wenn sie nur ihre Begierde stillen können! Was soll ich aber des doppelten Druckes gedenken? Nicht genug damit, daß Alles, was das Volk hat, in der Könige Gewalt ist, nein, was die Könige ihnen übrig ließen, ist der Verschlagenheit verderbtester Menschen preisgegeben. Der Wolf ist da — denn „Hirten" oder „Bischof" mag ich den nicht nennen, der durch den Namen „Wolf" noch nicht einmal so gekennzeichnet ist, wie er's verdient. Die Mönche sind da; teils sind sie so reich, daß sie alle Reichen an Anmaßung und Torheit übertreffen, teils so unverschämte und freche Bettler, daß sie ungerecht erpressen, was die Barmherzigkeit ihnen weigerte; an Menge des Geldes freilich stehen sie hinter jenen Reichen kaum zurück. Denn woher kommt es, daß sie viele Tausende für einen Kardinalshut ausgeben? Auch die Nonnen sind da; sie zerfleischen, plündern, zertreten das arme Christenvolk so, daß es, was den Leib betrifft, wohl unter einem gottlosen König besser lebt als unter einem christlichen, der das ihm vom Herrn anvertraute Volk so gottlos ausplündern läßt. Ganz offen, aller christlichster König, muß ich meine Meinung aussprechen. Welch ein Wahnwitz war es — denn Frömmigkeit konnte es nicht sein —, daß die Könige in ihrem Lande die Errichtung von Müßiggänger-Klöstern duldeten! Hätten Räuber ein oder zwei Burgen erbaut, so hätte man sie doch wohl mit der ganzen Armee vernichtet? Wo sie doch nicht ohne Gefahr raubten; denn sie mußten die Rache fürchten. Jetzt aber, wo die Klöster so vieler ungestraft wüten-

der Räuber allenthalben wie Luststätten paradiesischer Freuden so lange emporgeblüht sind, und sie ganz offen alles Gut an sich reißen — auch Fürsten und Duodezkönige wissen aus Erfahrung, wie auch ihnen Dank mönchischem Geize allmählich allerlei abgeht —, wie kommt es, daß Niemand auf das so bedrängte Volk achtet?! Sicher daher, daß alle habsüchtig sind nach dem Worte des Propheten Am. 9,1. Wo sie die Übelstände wenigstens etwas bessern sollten, sprechen sie: „Friede, Friede!", aber nur, damit es ihnen wohlgehe, nicht dem christlichen Volke. Glauben wir etwa, der himmlische Vater schlafe angesichts solcher Not seines Volkes? Er paßt auf und richtet. Sodann siehe, wie auch das Volk mitunter nicht ohne Grund so Hartes erduldet. Habsucht steckt in allen Köpfen, und der Christ übervorteilt und betrügt den Christen am aller schamlosesten und preßt ihm Wucherzinse ab. Hochnasigkeit und Kleiderluxus übertrifft gegenwärtig alles bisher Dagewesene, die Trunksucht übersteigt das Maß aller Zeiten. Gott will sein Volk auf den rechten Weg zurückführen, darum plagt er es so.

Da nun also, um zum Ausgangspunkt zurückzukehren, wir persönlich bekennen müssen, daß die ganze Welt so verdorben, verworfen und schamlos ist, daß eine Besserung dringend not tut, und wir wissen, daß der himmlische Vater niemals versagt, sondern fortgesetzt mahnt oder stupft, und wir zugleich sehen, daß er sein Wort zur Heilung und Ausrottung des eingewurzelten Übels sandte, damit wir nicht umkommen, wer wird nicht sein Haupt erheben auf die Stimme des Herrn? Wer wird nicht wissen, daß der Tag des Herrn da ist? Nicht der jüngste Gerichtstag, sondern der Tag der Besserung der gegenwärtigen Verhältnisse . . . Gott läßt uns nie im Stich, wenn wir nur uns selbst nicht im Stich lassen. Niemals hat er die Welt ungestraft schlecht sein lassen, aber stets hat er zugleich zu rechtzeitiger Charakteränderung gemahnt, bevor er die Strafrute schwang. Wer sein Leben änderte, rettete seine Seele, wer nicht, wurde elend vernichtet; Sodom und Ninive beweisen es. Darum müssen auch wir einzig und allein in's Auge fassen, aus dem schlechten Leben ein gutes zu machen. Oder es dürfte uns schlimm ergehen . . . Gottes Wort wird niemals ungestraft vernachlässigt. Hören und sehen wir nun jetzt das wahre Wort des wahren Gottes hervorsprießen, so werden wir es nie ungestraft vernachlässigen. Es könnte jemand sagen: das ist nicht Gottes Wort, was man da predigt; wäre es Gottes Wort, ich würde es gerne annehmen. Darüber wollen wir uns nicht weiter beunruhigen; die Bosheit der ganzen Welt verlangt die Besserung. Wenn wir also eine neue Wortverkündigung hören, so kann das nur Gottes Wort sein, der uns mahnt, wenn wir noch weiter Frevler sind, und straft, wenn wir nicht hören. Aus unserem Frevel können wir also schließen, daß Gott sich gezwungen sieht, Wort und Rute zu senden. Noch an einem zweiten sicheren Kennzeichen können wir klar sehen, daß wirklich Gottes Wort gegenwärtig erschien. Ich will indessen nichts sagen vom Mißbrauch gewisser Menschen, die unter dem Vorwande der Evangeliumspredigt Privatinteressen oder Eigenruhm verfolgen. Es genügt das über die

Verderbtheit der Welt Gesagte, die Niemand leugnet. Da man nun leicht sieht, daß das heute gepredigte Wort in diametralem Gegensatze zu den Lastern steht, an denen wir überreich sind, so muß es das Wort Gottes sein. Deshalb, berühmtester König, da ich selbst die Welt voll Krieg, grausamer Schlacht, Raub, Beschimpfung, Diebstahl, Mord, und Alles in's Wanken geraten sah, habe ich auch persönlich die Hand an den Pflug gelegt und meine Stimme so laut erhoben, daß das habsüchtige Rom und sein Götze, der Papst, doch hören mußten, mögen sie noch so dickfellig sein . . . Da also viele, gelehrte und fromme Leute aus Italien, mehr noch aus Deinem Frankreich mich baten, schämte ich mich fast, ihrem Wunsche zu entsprechen . . .; als sie aber drängten, ich möchte meine Ansicht über die Religion in einem Buche kundtun, siegte ihre Autorität und Ungerechtigkeit über meine Scham und ich willfahrte ihnen nach besten Kräften. So möge denn, aller christlichster König, Deine Erlauchtheit dieses Dir gewidmete Werk gnädig annehmen . . . Du wirst Dich niemals auf die Seite ziehen lassen, auf die man Deine edle Mutter, Luise von Savoyen, ziehen wollte, nämlich auf die Seite des Widerstandes gegen die Lehre des Evangeliums, das den Frieden störe: in Deutschland ginge ja Alles drunter und drüber, Niemand höre auf die Gebote der Fürsten, Alles sei in Verwirrung. Die so reden, dienen nicht Gott, sondern ihrem Bauch Phil. 3,19. Denn so steht es um das Evangelium: vom Himmel kam es herab, dorthin kann es nicht unverrichteter Sache zurückkehren. Wo es verkündigt wird, muß es von vielen angenommen werden. Da die Welt aus Guten, Gerechten und Bösen und Ungerechten besteht, treten die Menschen um so leichter auf die Seite des Evangeliums, je ferner sie der Heuchelei stehen, mögen sie zu den Guten oder Bösen gehören; mitunter kamen Zöllner oder Sünder solchen zuvor im Reiche Gottes, die in großem Heiligkeitsrufe standen . . . Wo die Obrigkeit den freien Lauf des himmlischen Wortes hindert, da wenden sich die Besten allemal von der Obrigkeit ab und fassen alles ins Auge, was die himmlische Lehre bewahren könnte. Ist das auch peinlich, sie tun es doch, weil sie den gefundenen Seelenschatz nicht verlieren wollen. Das war vielleicht der Grund, warum in Deutschland hie und da gefährlicher Zwiespalt sich erhob, weil die Obrigkeit die freie Wortverkündigung zu verbieten suchte. Doch glaube mir, berühmtester König, wo die Obrigkeit dem Worte keinen Zaum anzulegen wagt, da denken allemal die Besten wie die Obrigkeit, und dann kann man leicht die Heuchler fernhalten und jene Bäuche, die sich wie der Teufel in Engel des Lichts verwandeln 2. Kor. 11,14. So steht es mit dem Wachstum. Wer auf den Erfolg achten will, wird nach der Lektüre dieses Buches finden, wie wohltätig es für König und Volk sein kann, wenn wir gemäß dem Worte des Evangeliums die Sitten verbessern wollen . . . Ich hatte hauptsächlich zum Besten Frankreichs geschrieben; da war es nicht mehr als billig, dem Könige des Landes das Werk zu widmen, damit nicht irgendwie ein Betrug entstehen könne . . .

Vom Begriff der Religion.

. . . Wir verstehen hier unter „Religion" die ganze Frömmigkeit der Christen, das heißt: Glauben, Leben, Gebote, Kultus, Sakramente. Die Unterscheidung der Religion vom Aberglauben durch den Zusatz „wahr" und „falsch" geschieht zu dem Zwecke, nach dem Genuß der Religion aus den wahren Quellen des Wortes Gottes gleichsam in einem zweiten Becher auch den Aberglauben anzubieten; nicht damit jemand daraus trinke, vielmehr um ihn auszugießen und zu zerbrechen. So steht's ja: aus dem Vergleiche von Unterschiedlichem und Gegensätzlichem gewinnen wir bessere Kenntnis, als wenn man nur das Eine vorführt und ausmalt, das Andere aber im Dunkeln läßt; mitunter ist der Verstand so träge oder schwach, daß er entweder nur das ihm Dargebotene faßt oder aus Furcht vor Vergewaltigung nicht zu sagen wagt, was er erfaßte. Ich will offen sprechen: manche hören zwar, daß Christi Wort: „Ihr aber nicht so", das heißt: Ihr sollt nicht so herrschen Luk. 22,26 an die Adresse der sogenannten „Kirchenmänner" gerichtet ist, aber wenn sie bei den Bischöfen das Gegenteil finden, so denken sie von ferne nicht so weit, daß sie sprächen: das ist aber gegen Gottes Gebot. Andere erkennen zwar das Unrecht, sind aber so bange, daß sie es nicht kundzutun wagen. Es wird sich lohnen, nach den Worten über die gerechte und wahre Religion sogleich auch die falsche zu behandeln, damit wir nicht trotz beständiger energischer Erörterung über die wahre Religion in Wirklichkeit unfromm, gottlos und ungläubig sind. So geht's ja gegenwärtig ganz deutlich: Bischöfe und auch Fürsten geben Gesetze: „wir wollen, daß das Evangelium verkündigt wird, aber wörtlich, ohne Erklärung und ohne Vergleich" . . . Wir werden also in diesem Werke so vorgehen: zuerst von der wahren, dann von der falschen Religion sprechen, nicht in zwei besonderen Büchern, wohl aber in Sonderabschnitten.

Subjekt und Objekt der Religion.

Die Religion bewegt sich zwischen zwei Polen: Objekt, das heißt: derjenige, auf den sich die Religion richtet, und Subjekt, das heißt: derjenige, der in der Religion sich auf einen anderen hinrichtet; also müssen wir zunächst über die beiden Pole sprechen. Das Objekt ist Gott, das Subjekt der Mensch; folglich kann nur dann richtig von Religion gehandelt werden, wenn vor allem die Gotteserkenntnis und die Erkenntnis vom Wesen des Menschen erzielt ist.

Von Gott.

Was Gott ist, geht vielleicht über Menschenverstand, aber daß er ist, nicht; denn viele Weise sind zur Annahme der Existenz Gottes gekommen. Einige freilich haben das göttliche Sein auf mehrere verteilt, aus beschränktem Verstande, der die gewaltige Macht und Majestät, wie

sie das Göttliche haben mußte, nicht Einem allein zuzuweisen wagte. Immerhin haben andere diese Beschränktheit Gott gegenüber gemerkt, sie sahen die Existenz Gottes gefährdeter, wenn sie auf mehrere verteilt, als wenn sie einem allein zugewiesen wurde. Deshalb kamen sie — ich lasse beiseite, ob das göttliche Offenbarung oder menschlichen Ursprungs war, da ich bald darauf zurückkommen werde — zu der Ansicht, nur „einen und einzigen Gott" zu verkünden, wobei sie freilich entsprechend der Trägheit und Nachlässigkeit des Menschengeistes keinen hohen Wert darauf legten, auf diese Gotteserkenntnis fest zu vertrauen; sie waren zweifellos mit der Erkenntnis als solcher zufrieden und schmeichelten sich damit; nach Gottes Willen zu leben, verachteten sie. Derartiges finden wir heute noch bei den Gelehrten unter den Christen; sie streiten wacker um das Wort und die wahre Gottesverehrung, werden aber in Wirklichkeit keine besseren Menschen. Die Grundlage für alle diese hat Paulus Röm. 1,19 kundgetan: „Das Wissen von Gott ist unter ihnen offenbar; denn Gott hat es ihnen offenbart" . . . Paulus paßte sich hier etwas der Gewohnheit der Heiden an, wenn sie von Gott reden; nicht daß seiner Meinung nach die Gotteserkenntnis der menschlichen Vernunft entspränge, vielmehr weil die Heiden so denken, zwischen denen und den Juden er den Vermittler spielt. Darum setzt er vorsichtig hinzu: „Gott hat es ihnen offenbart". Nach diesem Vorbilde haben auch wir mit den Fragen nach Existenz und Wesen Gottes begonnen, damit uns die leichter verständen, die das Wissen von Gott mehr aus Menschen als aus Gott selbst schöpften . . . Die Existenz Gottes steht allgemein bei allen Heiden fest, aber in sehr verschiedener Weise. Einige sind zur Anerkennung des Monotheismus gekommen, haben aber Gott nicht gebührend verehrt; ihrer waren sehr wenige. Andere spürten eine übermenschliche Kraft und Gewalt und erkannten sie als Gott; aber sie faßten sie nicht monotheistisch, sondern urteilten vom menschlichen Standpunkte über Gott. Sie zerteilten ihn vorab in eine Mehrheit, weil sie seine unbegrenzte Macht gar nicht fassen konnten, und so schufen sie sich allerlei Fantasieprodukte, bald so, bald so. Daher entstand die Götzen- und Dämonenverehrung; die armen, törichten Menschenkinder schufen Götter und unterschieden sie in mannigfaltigen Gestalten von einander, und die waren so schlau, sich das gefallen zu lassen. So dürfte die Übereinstimmung fast aller Heiden in der Annahme der Existenz Gottes sicher sein, mögen auch die einen eine Mehrzahl von Göttern, die anderen eine kleinere Zahl, die wenigsten nur einen Gott angenommen haben. Trägheit und Vertrauen auf die eigene Weisheit ließ sie ihren Gott vernachlässigen, sie empfanden ihn und verehrten ihn nach Belieben . . .

Die Gläubigen aber — so pflegt man allgemein die glaubenden Frommen, die Verehrer des wahren Gottes zu nennen — sind nur deshalb gläubig, weil sie an einen, wahren, allein allmächtigen Gott glauben und ihm allein vertrauen. Warum das so ist und die Frommen nicht nach heidnischer Sitte irgend eine beliebige unbekannte Kraft zu Gott machen, kann der Fromme leicht sagen. Es geschieht durch

Kraft und Gnade des Glaubensgegenstandes; denn was Menschenverstand und Menschennatur betrifft, so ist der Fromme nicht anders als der Gottlose. Jeder könnte hier fehlgreifen, wenn es nicht eine höhere Kraft gäbe, die den Geist des Menschen, der von Natur zum stärksten Irrtum neigt, zu sich riefe und an sich knüpfte. Da erschließen sich denn die ersten Lebenspulse des Glaubens und der Frömmigkeit. Denn die Gläubigen sind nicht, wie man zumeist geglaubt hat, deshalb gläubig, weil sie das Wort des Moses hören: „im Anfang schuf Gott Himmel und Erde" 1. Mos. 1,1. Unzählige hören das, glauben aber nicht an die Erschaffung der Welt nach dem Berichte des Moses. So sind auch nicht alle fromm, die den Herrn selbst reden und Wunder tun sehen und hören; denn zu Christi Zeiten sind manche durch Sehen und Hören keineswegs zu Gott bekehrt worden, im Gegenteil, gerade solche haben am aller meisten gewütet, nicht nur gegen Fromme, nein, gegen die Frömmigkeit selbst . . . Wenn das bloße Wort Glauben schaffte, so wären alle fromm. Täte es unser Verstand, wäre jeder, der das Wort hört, fromm. Offenbar glauben die Gläubigen deshalb an Gott und an die Weltschöpfung durch ihn usw., weil Gott es sie so gelehrt hat. So ist also Dein Glaube an Gott und Dein Gottvertrauen das Werk Gottes allein.

Was Gott sei, wissen wir von uns aus ebenso wenig wie ein Käfer weiß, was der Mensch ist. Ja, das unbegrenzte und ewige Göttliche ist weiter vom Menschen entfernt als der Mensch vom Käfer, weil ein Vergleich von Geschöpfen unter einander besser die Probe besteht, als ein Vergleich eines Geschöpfes mit dem Schöpfer . . . Es ist also Schwindel und falsche Religion, was die Theologen aus der Philosophie zur Frage nach dem Wesen Gottes beigebracht haben. Haben einige einiges Wahre darüber gesagt, so kam das aus Gottes Munde, der einige Samenkörner seiner Erkenntnis auch unter die Heiden streute, wenn auch sparsam und verhüllt; sonst wäre es nicht wahr. Wir jedoch, zu denen Gott selbst durch seinen Sohn und den heiligen Geist redete, dürfen die Gotteserkenntnis nicht bei den menschlichen Allweisen, die die richtig empfangenen Gedanken verpfuschten, suchen, sondern in Gottes Wort. Sobald man das mißachtete, kam man in allerlei Fleischliches hinein, das heißt: in die Erdichtungen der Philosophie. Denen glaubte man, im Vertrauen auf sie dachte man über Gott, was man wollte, und zwang auch andere zu der Meinung — dabei gestattete keiner dem anderen über ihn selbst beliebig zu denken! Das ist die Keckheit des Fleisches, die sich als Theologie ausgab. Wir wollen Gottes Wesen aus seinem Munde erfahren, um nicht bei unseren Studien verdorben und verwerflich zu erscheinen.

Als Moses den Herrn um Kundgabe seines Namens bat 2. Mos. 3,13, um mit den Kindern Israels besser verhandeln zu können, sprach der Herr zu ihm: „Ich bin, der ich bin". Damit gab sich Gott selbst ganz. Denn die Worte wollen besagen: „Ich bin, der ich durch meine eigene Kraft, durch mich selbst bin, der ich das Sein selbst bin, der ich selbst bin". Diesen Sinn drückt er immer wieder aus, indem er hin-

zusetzt: „So sollst du zu den Kindern Israels sprechen: der da ist, hat mich zu euch gesandt". Damit gab er kund, daß er allein das Sein aller Dinge sei; denn nur so, wenn man deutet: „der da ist, das heißt: das Sein aller Dinge und zwar Er allein", unterscheidet sich der Herr von anderen Dingen, die existieren, obwohl aus ihm und durch ihn, immerhin existieren; im anderen Falle müßte man glauben, Gott hätte die Frage des Moses mehr verspottet als beantwortet. Denn angenommen, Moses und die Kinder Israels hätten das Wort: „der da ist" nur so verstanden, wie wir von irgend einer Sache die Existenz behaupten; dann hätten sowohl Moses als auch die Kinder Israels nichts Anderes verstehen können, als: irgend einer hat mich zu Euch geschickt. Was wäre das Großes oder Besonderes oder des Glaubens Würdiges gewesen? So ist's also klar, daß Moses mit den Worten: „ich bin, der ich bin" und: „der da ist, hat mich zu euch gesandt" den gemeint hat, der kraft seiner eigenen Natur ist, und zwar das Sein aller Dinge; und daß die Kinder Israels die Worte ebenso verstanden. Denn niemals hätten sie von einem, der ihnen in verworrener Weise angekündigt war, zum Auszug aus Ägypten bewogen werden können; sie wären nicht einem gefolgt, den sie nicht kannten. Auch die Sprachgeschichte des Namens Jahve beweist diese Deutung . . . Mit dem allem wollen wir nur klar machen, daß wir bei der Frage nach der Gotteserkenntnis zuerst wissen müssen: er ist der, der von sich aus ist, der selbst das Sein ist und es von Niemandem empfing. Dann kommen wir nachher leicht zu der Überzeugung, daß Alles, was es nur sei, das wir sehen, von Gott, nicht von sich selbst sein kann, vielmehr von einem andern, aus jener Quelle und Ader des Seins, nämlich von Gott stamme. Gott allein also — das sei unsere Überzeugung — besteht durch sich selbst, gab Allem das Sein, und zwar so, daß es in jedem Augenblicke nur mit Gottes Sein bestehen kann; er ist für Alles das Sein und Leben, erhält und regiert Alles Jes. 40,12 . . .

Dieses Sein ist damit zugleich das Gute. Wie es allein das Sein ist und durch sich selbst ist, so ist es auch allein das Gute, Wahre, Richtige, Gerechte, Heilige; denn es ist durch sich selbst gut, wahr, richtig usw. Das wird klar durch sein Wort 1. Mos. 1,31: „Und Gott sah Alles, was er gemacht hatte, und es war sehr gut". Wenn die große Masse aller Kreaturen sehr gut war, sodaß das Einzelne wie die Gesamtheit gut war, so muß offenbar ihr Schöpfer gut sein und zwar das durch sich selbst bestehende, von keinem abhängige Gute; er wäre wie Kraft und Wesen alles Seins, so auch Quell und Brunnen alles Guten. Das drückt auch Christus etwas klarer Luk. 18,19 mit den Worten aus: „Niemand ist gut außer Gott allein". Ist seine ganze Schöpfung nach seinem eigenen Urteil sehr gut, und nichts destoweniger nur Gott allein gut, so muß folgerichtig alles, was ist, in ihm und durch ihn sein. Denn ist Alles, was ist, gut und doch nur Gott allein gut, so ist Alles, was ist, „Gott", das heißt: es ist deshalb, weil Gott ist und das Wesen von Allem ist. Das drückte Paulus Röm. 11,36 so aus: „aus ihm und durch ihn und zu ihm ist Alles".

Dieses Gute ist nicht etwas Bewegungsloses und Stilliegendes; denn kurz vorher erschien es ja als das Wesen und die Grundlage aller Dinge. Was heißt das Anderes als: alles wird durch ihn und in ihm bewegt, lebt und besteht durch ihn und in ihm? Er selbst wird ja von den Philosophen Entelechie[1]) und Energie, das heißt: vollkommene, wirksame und vollendende Kraft, genannt, die als vollkommene niemals aufhören, nachlassen, schwanken, vielmehr fortgesetzt Alles so erhalten, bewegen, regieren wird, daß in allen Dingen und Taten kein Fehler seine Kraft hindern oder seine Absicht täuschen kann. Das wird wiederum aus seinem eigenen Worte klar; denn so liest Du im Anfang der Schöpfung: „Gott sprach: es werde Licht und es ward Licht" 1. Mos. 1,3. Schau, wie das gerufene Licht nicht nur plötzlich da war, sondern auch aus dem Nichts wurde, um dem Befehle seines Schöpfers zu gehorchen ... Das zeigte Paulus Apg. 17,28 treffend, da er nach längerer Rede so schloß: „In ihm leben, weben und sind wir. Wie auch einige eurer Dichter sagten: wir sind seines Geschlechts". Nebenbei bemerkt, sehen wir hier den Brauch des Apostels beim Zitieren von Profanschriftstellern: er benutzt sie nicht als Autoritäten gleichsam, vielmehr zeigt er, wo man das finden kann, was etwa der göttliche Geist durch sie kund tun wollte; wir sollen nicht auf der Suche nach der einen oder anderen Perle den ganzen Schmutz durchwühlen müssen ... Wiederum ist Gott nicht so Leben und Bewegung aller Dinge, daß er selbst ohne Überlegung beseelt oder bewegt, oder daß, was lebt oder bewegt wird, ohne Überlegung ihn um Leben und Bewegung bittet. Wie könnte ihn bitten, was ohne ihn gar nicht existieren kann, oder wie könnte es vor seiner Existenz bitten? Es ist also klar, daß Gott nicht nur gleichsam als Urstoff das ist, von dem Alles herkommt, bewegt wird und lebt, vielmehr zugleich Weisheit, Einsicht, Klugheit ist, derart, daß ihm nichts verborgen, nichts unbekannt, nichts zu entlegen, nichts ungehorsam ist. Daher hat selbst die Mücke ihren spitzen Stachel und ihr melodisches Summen nicht ohne Gottes Weisheit, Wissen und Klugheit. Seine Weisheit weiß Alles, noch ehe es ist; sein Wissen erkennt Alles, seine Klugheit ordnet Alles. Denn Gott wäre nicht das höchste Gute, wenn er nicht zugleich höchste Weisheit und Klugheit wäre. Könnte Gott etwas verborgen sein, so käme seine Weisheit und sein Wissen zu kurz; würde etwas ohne seine Vorsehung anderweitig angeordnet, so hätte die göttliche Vorsehung hier eine Lücke und wäre nicht mehr die höchste und absolut; denn wo sie versagte, an dem Punkte wäre sie auch unvollkommen. Unvollkommenheit steht aber in aller schärfstem Widerspruche mit Gottes Vernunft und Geist. Was unvollkommen ist, ist nicht Gott. Umgekehrt: nur Vollkommenes, Absolutes, Makelloses ist Gott, Alles, was sich für das höchste Gute ziemt, muß da sein. Wir reden hier ja nicht vom Vollkommenen wie gemeinhin die Theologen. Nichts kann Gott entgehen, nichts seine Absicht und Anordnung täuschen oder ändern. Und wenn wir mehr keck als gläubig Rechenschaft über seine Taten

[1]) D. h. Vollendung; z. B. bei Aristoteles.

und Absichten von ihm fordern, warum er den Floh, die Bremse, die Wespe und die Hornissen, diese Feinde für Mensch und Tier, gemacht hat, so verraten wir damit nur ohnmächtige und unnütze weibliche Neugier. Wie wenn Menschenverstand die göttliche Weisheit fassen könnte, und nicht sofort, wenn wir das Eine oder Andere erkannt haben, nicht vielmehr Fragen auftauchen, die genau so erkannt sein wollen, und die insgesamt nur der unbegrenzte und unendliche Verstand fassen kann; ein so beschränkter aber wie der menschliche macht sich durch derartig neugieriges Fragen nur eitle Mühe, wie der Prediger Salomo im 1. Kapitel erinnert. Wenn also die armen Sterblichen die göttliche Weisheit und Vorsehung betrachten, so müssen sie es so machen, wie man es gemeinhin bei sich daheim macht. Da hat der eine diese, der andere jene Instrumente für sein Handwerk; bei einigen möchte er, daß alle um ihren Gebrauch wissen, bei anderen, daß sie Niemand kennt, obwohl er sie selbst sehr wohl kennt; denn er weiß zu seiner Zeit, wie und wozu er sie gebrauchen will. So wollen wir das, was Gott uns bekannt gibt, ehrfürchtig betrachten, das Verborgene aber nicht schamlos antasten; es möchte uns sonst entrüstet entrissen werden, und die Strafe des Prometheus[1]), wie die Dichter erzählen, uns treffen. Gottes Haus ist weit, der Himmel ist sein Sitz und die Erde der Schemel seiner Füße Jes. 66,1, sein Hausrat aber so mannigfaltig, so gewaltig, daß, wer Alles wissen möchte, eher von Verzweiflung gepackt wird, als daß er hoffen könnte, Alles zu begreifen. Willst Du nur eine einzige Ranke genau und ganz erforschen, es wird Dir nicht gelingen. Sie hat einen Stamm, der von der Mitte bis zum äußersten Ende läuft; von ihm aus breiten sich gleichsam Hauptadern nach bestimmten Richtungen aus, aus diesen wieder ergießen sich wie Mesodermen[2]) die Spitzen in die große Blattfläche, und verteilen den Saft richtig, ganz ähnlich wie beim Menschen oder der ganzen Welt. Und Du siehst Dich genötigt, bei einem so kleinen Blatte das Kunstwerk eher aus der Hand zu geben, als daß Du es ganz begreifen kannst. Schau, wie alle Menschenweisheit tatsächlich offenbar gar nicht die Probe besteht; sie muß ihre gänzliche Unwissenheit eingestehen; bei der göttlichen Weisheit und Klugheit ist es nicht so; durch sie geschieht Alles wohl und wird gut geordnet.

Doch es wird Zeit, für das bisher über die Weisheit und Vorsehung Gottes Gesagte Zeugnisse des göttlichen Wortes selbst beizubringen. Zwingli führt u. a. Jer. 51,15, Ps. 104,1—35, Mat. 6,25—34, Luk. 12,7, Mat. 10,29 an ....

Es wäre zwecklos, unfruchtbar und unnütz für die Sterblichen, wenn dieses höchste Gute, Gott, nur im eigenen Interesse, für sich selbst weise wäre, nur für sich das Gute, das Leben, die Bewegung, Wissen und Klugheit wäre; denn dann würde er sich nicht von den Sterblichen

[1]) Prometheus wurde an einen Felsen angeschmiedet und seine immer nachwachsende Leber von einem Adler zerfleischt, weil er den Menschen das Feuer vom Himmel brachte.

[2]) Keimblätter, die die Stützgewebe liefern.

unterscheiden, in deren Natur es liegt, sich selbst ein Lied zu singen, den eigenen Interessen nachzugehen, sich selbst vor anderen zu bevorzugen. Es muß also dieses höchste Gute, Gott, von Natur gütig und freigebig sein. Es darf nicht eine Freigebigkeit sein, die geschenkt zu haben glaubt, während sie tatsächlich auf Belohnung oder Ehre spekuliert, vielmehr nur eine solche, mit der Gott denen nützen will, die er beschenkt; seinem Schöpferwerke — das ist ausschließlich sein Gesichtspunkt — will er gehören, umsonst will er sich gleichsam aufteilen lassen. Wie er die Quelle aller Dinge ist — denn Niemand konnte vor seiner Existenz Ursprungsansprüche an ihn stellen, — so ist er auch fortgesetzt freigebig gegen die, die er nur dazu erzeugte, um seine Freigebigkeit zu genießen. Kurz: dieses Gute unterscheidet sich von anderem scheinbar Guten dadurch, daß es nur umsonst gegeben werden will und kann, während das scheinbar Gute sich, schmutzig und schäbig, nicht ohne Lohn darbietet. Das scheinbar Gute ist auch sparsam mit sich; eng und dürftig kann es nur sehr wenigen Genüge leisten. Das göttliche Gute ist überreich, für alle Wünsche aller ist reichlich genug da, es ist ja unbegrenzt und will gerne verteilt sein. Selbst anderes genießen kann es nicht, es steht ja Alles unter ihm und hat nur in ihm, dem Schöpfer, Bestand . . . Die ganze Kreaturenschar bezeugt die Richtigkeit dieser Ansicht; wünschte Gott nicht, daß seine Werke ihn genießen sollten, so hätte er sie nie aus dem Nichts in's Dasein gerufen; denn er genießt sie nicht. Weshalb also schuf er sie? Damit sie ihren Schöpfer genössen. Bibelbeweis dafür sind u. a.: 1. Mos. 15,1, Jes. 45,1, 55,1, Eph. 2,1—7, Mat. 11,28, Jer. 31,33 f., Röm. 8,32.

Doch, warum sollte ich noch mehr über die Erkenntnis Gottes sagen, da die Worte aus seinem Munde von einem Gottlosen wie weggeschenkte Ware gewertet werden? Es wäre vergebene Arbeit, Perlen vor die Säue zu werfen. Umgekehrt haben die Frommen Gott viel innerlicher und traulicher daheim bei sich, als daß meine Worte ihnen neue Kenntnis bringen könnten. Ihnen ist ja Gott Alles: Sein, Leben, Licht, Kraft, vollkommener Inbegriff aller Dinge, wirklich ein Schatz des Guten. Aus dieser Erfahrung heraus haben die heiligen Menschen Gottes von Beginn der Welt an Gott mannigfache Namen gegeben; das kann man ja allenthalben im alten und neuen Testamente sehen; bald haben sie ihn „Herrn", bald „Gott, Leben, Beharrlichkeit, Vater, den Starken, Licht, Allmächtigen, Allgenugsamen" genannt; alle diese Namen haben sie Gott kraft ihres inneren Glaubens gegeben, weil sie nämlich daheim bei sich so über Gott empfanden, daß er ihre Kraft, ihr Leben, ihr Sein, ihr Vater usw. wäre. Aus dem Glauben heraus, der sie Kraft, Leben usw. erfahren ließ, gaben sie nachher ihm den Namen: Stärke, Herr, Leben, Kraft. So sind also alle unsere bisherigen Worte über die Gotteserkenntnis ohne den Hinzutritt des Glaubens müßig. Niemand kann mir daher den Vorwurf machen, ich hätte auf Grund menschlicher Überzeugung Gotteserkenntnis gelehrt. Denn erstlich habe ich mich nur auf Gottes Wort gestützt; sodann habe ich offen gezeigt, daß es nicht in menschlicher Kraft steht, zur Erkenntnis und Anbetung

Gottes zu kommen. Denn es liegt nicht an unserem Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen Röm. 9,16. Sein Geschenk ist es, daß die Werke seiner Hände ihn selbst allein als wahren Gott, Herren, Heiland, Helfer, Kraft, Leben, Licht, Vater, die Fülle aller Güter, den Reichen, Gütigen, Wohlwollenden, der umsonst gerne seine Fülle verteilt sieht — das Alles begreifen wir in dem Namen „Gott" —, anerkennen. Denken wir nicht so über ihn, so werden wir niemals auf ihn allein vertrauen, niemals zu ihm allein unsere Zuflucht nehmen, niemals von ganzem Herzen und mit allen Kräften in unserem eigenen Nichts ersterben[1]). So viel über die Gotteserkenntnis.

Vom Menschen.

Den Menschen zu erkennen ist so mühsam, wie einen Tintenfisch fangen. Denn wie dieser sich in seinem schwarzen Safte verbirgt, damit man ihn nicht greifen kann, so entwickelt der Mensch, sobald er merkt, daß man an ihn will, plötzlich so dichten heuchlerischen Wolkendunst, daß auch das schärfste Auge ihn nicht fassen kann. Beweis sind: 1. Kor. 2,11, Jer. 17,9 f. . . . Aus diesen Zeugnissen erhellt: der Mensch kann nicht vom Menschen erkannt werden. Seine Frechheit im Lügen, seine Bereitwilligkeit, zu leugnen und zu verleugnen ist so groß, daß er, wenn Du glaubst, ihn irgendwo gefaßt zu haben, längst durch eine Hintertür entschlüpft ist. Sagst Du: Der Prophet bezeugt öffentlich, daß das Menschenherz böse sei Jer. 17,9, so gleitet er Dir sofort aus den Händen durch die Erklärung, „böse" stehe hier für „geneigt zum Bösen", und betreffe nicht alle Menschen. Dabei hat er im Auge, wenn ihm die Ablösung einiger von der totalen Verderbtheit gelingt, daß er dann auch zu diesen Glücklichen gerechnet werde, oder er zielt auf den Ruhm und die Unschuld eines stets ehrbaren Herzens. Da man also zu den Verborgenheiten des menschlichen Herzens keinen Zugang finden kann, müssen wir jedenfalls verzweifeln, es zu erkennen. Sei's drum! Möge jeder sich selbst erkennen, von einem anderen wird er doch nicht erkannt, obwohl er solchen Vorrat an Eigenliebe besitzt, daß nur wenige, ja, gar keine durch diesen Berg hindurch zur Selbsterkenntnis durchstoßen können.

So wird man die Geheimnisse des Menschenherzens nur unter der Leitung Gottes, des himmlischen Baumeisters des Menschen, erkennen können. Der hat den Menschen geschaffen und kennt nun alle Tiefen seiner Schliche und ihren Ursprung . . . Bei Gott also, dem Schöpfer des Menschen, muß man die Erkenntnis des Menschen suchen, so gut wie die Gotteserkenntnis. Nur aus verschiedenen Ursachen. Die Erkenntnis Gottes ist unserem Verstande versagt, weil sie zu glänzend und licht ist für seine Schwäche; die Erkenntnis des Menschen aber wegen seiner Frechheit und Bereitwilligkeit im Lügen und Erdichten.

[1]) Zu ergänzen: was wir doch müssen, um Gott zu erkennen.

Der himmlische Baumeister bildete den Menschen nach seinem Bilde und setzte ihn in den köstlichen Paradiesgarten, nicht nur als Bürger, nein, als Familienvater und Herrn; doch unter der Bedingung: er durfte von allem, was dort gedieh, essen, mit Ausnahme des Baumes der Erkenntnis des Guten und Bösen. Seine Frucht durfte er weder berühren noch kosten, sonst würde er sofort des Todes sterben. Dieses frohe Glück neidete der Teufel dem Menschen; er redete Adams Frau ein, Gott habe aus Furcht für seine Herrschaft jenen Baum verboten, dessen Name ja selbst lehre, daß sie göttergleich werden, das heißt: wissen würden, was Gut und Böse sei, sobald sie von seiner Frucht gegessen hätten. Das unglückliche Weib glaubte den stolzen Versprechungen, pflückte die Frucht, und aß, reicht dann als künftige treue Gattin auch dem Manne davon. Der hatte keine Ahnung von der List und der weiblichen Unbedachtsamkeit — was hätte er seiner Gattin verweigern sollen? —, gehorchte, und tat, was kein Mann seiner Frau zu Liebe abgelehnt hätte. Aber schau, wie die Übel da, wo man es am wenigsten fürchtet, unvermutet uns überfallen. Unser Stammvater hoffte, zu wissen, was gut und böse ist, und Gott zu werden, lernte aber tatsächlich nur seine eigene Schande kennen, und fand den Tod für immer. Denn so sprach Gott zu ihm: „an welchem Tage du davon issest, wirst du des Todes sterben" 1. Mos. 1,27—2,17 ff. Leichter aber vergehen Himmel und Erde als ein Wort Gottes Mat. 24,35. So ist der Mensch, wie Gott vorausgesagt hatte, gestorben, sobald er in den verhängnisvollen Apfel biß.

Wir müssen aber prüfen, welchen Todes Adam starb nach dem Genuß der Speise vom verbotenen Baum. Da ist zuerst sicher: er ist nicht sofort nach dem Genuß dieser Speise tot zusammengebrochen; denn er hat noch viele Jahre hernach gelebt. Es ist ferner sicher: er ist seiner Zeit nur gestorben, weil er einst das Gebot übertreten hatte; denn „durch die Sünde kam der Tod" Röm. 5,12. Hätte er den Unglücksapfel nicht gekostet, so wäre ihm andauerndes Glück beschieden gewesen. Es steht drittens fest: irgendwie hat Adam, sobald er die kecke Hand mit der verhängnisvollen Frucht an den Mund führte, einen Tod erlitten. Denn so sagt es Gottes Wort: „an welchem Tage du ißt, wirst du des Todes sterben" 1. Mos. 2,17. Der Tod trat also im Momente des Essens ein. Leiblicher Tod trat aber nicht sofort ein; so ist es seelischer gewesen. Denn der leibliche Tod entstand, wie gesagt, aus der Sünde; daher kam er auch später als der seelische. Beweis: Röm. 5,12 . . . So war also der Adam so plötzlich treffende Tod die Sünde. Dieser Tod ist um so verderblicher als der leibliche, je schwerer seine Ursächlichkeit wiegt als seine Wirkung. Denn der Sünden-Tod ist des leiblichen Todes Vater.

Nun müssen wir uns Wesen oder Bedeutung des Sünden-Todes ansehen.

Wir erschließen das Wesen dessen, was wir sehen, aus dem begehrenden Wollen, durch das man zum Erwerb des Begehrten angetrieben wird. So nennen wir den einen Geizigen, der um Gewinnes willen

voller Angst das Meer durchschifft. So müssen wir sorgfältig darauf achten, was Adam vorab wollte, wodurch er seine Absicht verriet. Er stand im Begriff, göttergleich zu werden; wäre das gelungen, so hätte er aus eigener Kraft erkannt, was gut oder böse wäre. Das war die Speise, die er begehrte und die ihn gefangen nahm: Gott sein, selbst wissen, was gut und böse ist. Doch woher konnte diese Begierde anders kommen als aus der Eigenliebe? Denn wir wollen alle lieber für uns sorgen als für andere; der Eigennutz also, die Selbstliebe, war der Grund, daß Adam seinem übel ratenden Weibe folgte. Von Natur liebt der Mensch sich selbst; nicht zwar war er so von Gott geschaffen und ausgestattet, er ist es geworden, weil er mit dem von Gott ihm gegebenen Lose nicht zufrieden war, er wollte wissen, was gut und böse war, ja, Gott gleich werden. Der Selbstliebe also wurde der Mensch schuldig, und wegen dieses Vergehens verurteilt; so ist offenbar der Sünden-Tod seinem Wesen nach die fortgesetzte Selbstliebe des Menschen: er gefällt sich selbst, vertraut auf sich, macht sich Alles angenehm, glaubt zu sehen, was krumm und gerade ist; was er gutheißt, müssen, so glaubt er, alle gutheißen, auch sein Schöpfer. Bei dieser Tat wurde er ertappt, daß er hinter dem Rücken seines Schöpfers Gott werden wollte, wissend, was gut und böse ist. Es kann also die Bosheit, die böse Absicht, die Erbsünde — was ist das anders als der Tod? — nicht geleugnet werden. Den Bibelbeweis liefern u. a.: 1. Mos. 6,3 ff., Röm. 8,5, Gal. 5,17, Joh. 8,34, Röm. 6,16, 7,18.

Es wird wohl nicht abwegig sein, wenn ich die Ansicht eines sehr gelehrten und beredten Mannes — ich meine Cicero — aus seiner Rede für Archias[1]) hier wie ein Einschiebsel einfüge; er lehrt da, daß der Mensch Alles aus Begierde nach Ruhm tue, und stimmt dabei so völlig mit der Ansicht der heiligen Schrift überein, daß Gottes Kraft, und nicht sowohl Ciceros ruhmsüchtige Lebenskraft dahinter zu stecken scheint. Denn wie sollte er so sein eigenes Ich preisgeben, hier zu behaupten, es geschähe von uns Alles aus Begierde nach Ruhm, wo er sonst Alles aus Liebe zur Tugend und zum Staate getan haben will?! Die Worte lauten so: „Jede Tugend sucht als Lohn für die Mühe und Arbeit nur Lob und Ruhm; sollten wir, Ihr Herren Richter, ohne diesen Preis auf unserer kurzen Lebenslaufbahn uns irgendwie Mühe geben? Wahrhaftig, wenn die Seele keine Zukunftserwartungen hegte, und wenn bei der Begrenzung des Lebens alle Gedanken in diesen Lebensgrenzen ihr Ziel fänden, so würde man sich nicht mit so viel Arbeit zermürben, sich nicht so viel mit Sorgen und Wachen plagen und nicht so oft um sein Leben kämpfen. Jetzt steckt auch im Besten eine Kraft, die Tag und Nacht die Seele mit dem Stachel des Ruhmes reizt und sie daran erinnert, es dürfe nicht mit dem Leben auch das Gedächtnis unseres Namens untergehen, vielmehr, es müsse bei der Nachwelt auch gelten usw." Hat hier nicht

[1]) Der aus Antiochia gebürtige, 102 v. Chr. nach Rom gekommene Dichter Aulus Licinius Archias wurde im Jahr 62 wegen widerrechtlicher Anmaßung angeklagt, aber dank der glänzenden Verteidigung Ciceros freigesprochen.

Cicero das Innere des Menschen offen enthüllt? Er sagt, es steckt auch im Besten eine Kraft, die unablässig zum Erwerb von Ruhm anstachelt, und alle Gedanken, Pläne, Mühen hierauf konzentriert. Was er „Kraft" nennt, das ist uns Gläubigen nichts Anderes als Tod und Sünde, die elende Lage des Menschen nach dem Fall, kraft derer er fortgesetzt nach Eigenliebe strebt. Sollten „Gläubige" diese Herrschaft des Ruhmes und Eigennutzes beim Menschen in allem seinem Tun leugnen, so darfst Du sicher sein, das sind keine Gläubigen, vielmehr fleischlich Gesinnte, Knechte der Sünde. Solange wir uns selbst verteidigen, fehlt uns ganz sicher das Licht des Geistes, das dem Menschen den Spiegel vorhält und ihn bloßstellt. So lehrt uns also auch der Heide, daß unser ganzes Dichten und Trachten auf uns selbst gerichtet ist. Daran darf man sich nicht stoßen, daß Cicero alle Menschen unter den Bann der Begierde nach Ruhm zwingt, wo wir doch manche vielmehr im Banne des Geldes, des Bauches oder der Frau Venus sehen. Ciceros Worte zielen auf die Besten; er meint, sie richteten stufenförmig ihr ganzes Tun auf ein Emporklimmen auf der Ruhmesleiter. Die sozial oder besser noch: ethisch niedriger Stehenden konzentrieren Alles auf den Bauch und auf Frau Venus, darum stehen sie tiefer als die Ruhmgierigen. Wir reden aber nur von einer Begierde nach Ruhm auf ehrenhaftem Gebiete. Ruhm in schlimmen Sachen mißfällt den Schlimmen nicht selten. Die Geldgierigen wollten zum Teil dadurch in die Höhe kommen, zum Teil Mittel für Völlerei und Venusdienst gewinnen. Es steht trotzdem unverrückt fest: alle Menschengedanken sind, soweit sie nur der Mensch faßt, Sünde. Denn er bezieht Alles auf sich, rückt sich in den Mittelpunkt seines Strebens, denkt über sich besser als über andere. Und trotzdem er sieht, daß er vielfach von anderen besiegt wird, findet er doch immer für sich einen ersten Platz heraus, nur um nicht ruhmlos zu erscheinen . . . Ich will schweigen von der Bosheit, mit der die meisten Menschen gerade auf das für alle Schädliche sinnen, nur damit es ihnen an nichts fehlt. Wenn wir nur immer einst und jetzt über göttliche Dinge schreiben, schrecken wir bei dieser Arbeit, die doch von Ruhmbegierde ganz fern sein müßte, vor ihr nicht zurück. Wer setzt und ziert seine Worte nicht so, daß alle sie billigen und nachahmen wollen? Das ist noch keine Sünde; aber es kann ein Laster daraus werden, wenn wir nicht scharf aufpassen. Manche wollen aus innerem Drang der Liebe heraus allen mitteilen, was sie für fromm und recht halten; andere hingegen achten nur darauf, sich jedermann als so beredte, weise, geübte Künstler zu empfehlen, daß sie . . . über alles Mögliche vorzüglich sprechen, vorzüglich urteilen können. Ich glaube, jeder empfindet den Ruhmesstachel, auch da, wo er sagt, man müsse gerade den Ruhm verachten. Das ist zum Beispiel Plato oft begegnet; so oft er seinen Sokrates philosophieren läßt, drückt er sich so weitschweifig und wortreich aus, daß er gerade da nach Ruhm gestrebt zu haben scheint, wo er den Sokrates den Ruhm am meisten verachten läßt.

Das habe ich aus den Heiden beigebracht, damit womöglich auch die Jünger der Philosophie den Menschen mit rechten Augen ansähen. Man denke nicht, damit wären die Frommen verachtet, als wenn sie den Heiden ähnlich wären; zweifellos haben manche in aufrichtiger Absicht geschrieben, aber das war dann nicht Menschen-, sondern Gotteswerk. Sich selbst überlassen, bezieht der Mensch Alles auf sich selbst.

Ich habe bisher vom Wesen des Menschen gesprochen. Da man nun auch unter den Theologen manche findet, die Gottes Wort als Geschäftssache behandeln — sie leben ja davon —, so sind auch sie zweifellos ruhmbegierig. Wäre es doch anders! Doch ist bisher genügend bewiesen, daß der Mensch Alles aus Eigenliebe tut und tun wird, wenn er sich nicht ändert. Darum habe ich mit gutem Grunde auch das Theologenvolk, das sogar das Göttliche eigenem Interesse unterordnet, zu denen gezählt, die in jedem Fall Alles aus Eigennutz oder Ruhm tun. Wenn sie also aus dieser Bemerkung sehen, daß ihr Reden nach dem Munde, ihr Verbergen der eigenen Meinung über ihre innere Beschaffenheit nicht hinwegtäuschen kann, so mögen sie doch, bitte, mit uns, das heißt: mit den Gläubigen, bekennen, der Mensch sei ganz schlecht, denke und handle Alles aus Eigenliebe.

Von der Religion.

Wir müssen zur Religion zurückkehren, konnten das solange nicht, bis wir über Subjekt und Objekt der Religion sprachen, so viel der Herr uns gab. Über das Wort „Religion" ist genug gesagt, wir kommen zur Sache.

„Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde und ihm ähnlich" 1. Mos. 1,27, und umgab ihn mit Glück und unaussprechlicher Wonne, aber in seiner Torheit ließ er sich durch eitle Hoffnung in's äußerste Unglück ziehen. Sobald es dazu kam, begann er etwas Mißliebiges an sich zu sehen. Denn so steht geschrieben: „Da wurden ihrer beiden Augen geöffnet" 1. Mos. 3,7. Wie, guter Gott, waren sie denn vorher blind? Keineswegs, aber ihr Geist wie ihre Augen wußten nichts vom Argen, solange sie dem Lebensbaum fernblieben; Trauer und Scham gab's nicht. Aber nach dem Genuß des verhängnisvollen Apfels wurden die Augen geöffnet; denn er stammte ja vom Baume der Erkenntnis des Guten und Bösen. Aber was sahen sie denn jetzt erstmalig, was sie früher nicht gesehen hatten? Etwa irgendwelche unbekannten Geheimnisse? Derartiges schien der Teufel zu versprechen — die Armen, die darauf hofften! Sie sehen, daß sie nackt sind. Sie waren schon vorher nackt gewesen, aber ihre Nacktheit wurde nicht als solche empfunden; die Sünde wurde nicht angerechnet, bevor das Gesetz kam Röm. 5,13. So wurde die Nacktheit nicht erkannt, bevor der Kleidermangel empfunden wurde. Diese Empfindung trat ein, als der Mensch seinen Schöpfer, den Quell alles Guten, verließ. Daraus sollen wir lernen, daß unser Geist immer nur auf Not, Unglück und Elend stößt, mag er sich wenden, wohin er will, Pläne fassen

oder Hoffnungen hegen — das ist letztlich die Nacktheit, allen Übeln ausgesetzt, vom Schutze Gottes verlassen zu sein; unser Trost und unsere Ruhe aber stehen allein bei Gott. Und wenn wir etwas schärfer zusehen, so bemerken wir, daß diese Torheit unserer Art entspricht, daß wir ungewisse und schwierige Dinge unüberlegt anfangen, um das Ende uns aber sorglos nicht bekümmern; kommt es dann endlich, so werden wir zu unserem Schaden sehend, aber so, daß wir nur Übles sehen, in das wir durch unsere Verwegenheit gerannt sind. Der menschliche Geist ist immer zu Neuerungen geneigt ..., erst durch Schaden wird man klug. So bedeutet also Adams Nacktheit nichts Anderes als die Schuld und den Sündentod, über den wir oben[1]) ausführlicher sprachen. Denn man kann doch nicht glauben, daß Adam zu dem Schlusse nicht fähig gewesen wäre: „Was tut's, daß Du nackt bist? Gott selbst hat Dich nackt geschaffen, so möge er Dich nackt sehen!" Nein, um des bösen Gewissens willen schämte er sich, Gott vor die Augen zu treten. Hätte Adam irgendwie noch auf Erschmeichelung göttlicher Gunst gehofft, so hätte er sich nicht versteckt; aber er sah seine Sache so verfahren, daß er sich der Erzählung zufolge auch nicht auf's Bitten verlegte. Weil sein Gewissen das aller Schlimmste erwartete, verbarg er sich und gab seine Nacktheit als Vorwand für seine Flucht und sein Zaudern an. Was können wir daraus anders schließen, als daß die Sache des Menschen so jammervoll und beklagenswert ist, daß er nicht wagt, vor Gott zu erscheinen, ja, ihn flieht, seinen Ruf fürchtet, ihm nicht unter die Augen kommen will? Zugleich aber lernen wir Gottes Güte kennen, der den Fahnenflüchtigen, nicht Bittenden, vielmehr eilend Davonlaufenden und sein Gewand Andernden in Gnaden aufnimmt, ruft, schilt, und, so weit es seine Gerechtigkeit erlaubt, die glückliche Lage in eine traurige umwandelt. Denn was hatte Adam anders als Verderben und Vernichtung verdient? Aber Gott nahm, soweit er konnte, Adams freches Vergehen in seinen Ratschluß auf, um von Anfang an sein künftiges Tun an Adams Nachkommen anzudeuten; obwohl der gerechte Zorn über den frisch begangenen Frevel noch rauchte, urteilte er gütiger, als es die Schuld verdiente.

Ehe wir weiter gehen, will ich gewissen Theologen[2]) folgende Erwägung stellen: ... Wäre wohl Adam irgend wie aus eigenem Antrieb umgekehrt und hätte um Gnade gebeten? Ihr werdet doch zugeben müssen, daß ein so auf Flucht und Versteck ausgehender Mensch, daß man ihn kaum herauslocken kann, schwerlich umgekehrt wäre, wenn nicht der Herr den Flüchtigen eingeholt hätte. Warum wollt Ihr nicht anerkennen, daß der selbst erworbene Glaube, von dem Ihr so viel redet, eine Erdichtung ist — „denn Niemand kommt zu Christus, es sei denn, daß ihn der Vater gezogen hat" Joh. 6,44 —, und daß es nicht an jemandes Wollen oder Laufen liegt, sondern an Gottes Erbarmen Röm. 9,16.? Wo Ihr doch sehet, daß unser Stammvater, dessen Sünde und Tod auf uns überging, so vor Gott zurückschreckte,

[1]) Siehe Seite 498 f.
[2]) Gemeint sind die katholischen Theologen der Scholastik.

daß er der Torheit, die ihm ein: „Versteck dich!“ zuflüsterte, folgte und sich versteckte, um nicht den Vorwurf der Flucht vor Gott hören zu müssen. Was bedarf's da noch vieler Worte? Angenommen, Gott ließe Adam im Stich, — niemals wird er zu ihm zurückkehren, den er floh. Angenommen, er ließe den Menschen im Stich, — niemals wird er seinen Schöpfer suchen. Jeder ist sich selbst der eigene Gott; das zeigt schon der Kultus. Wer treibt nicht mit sich selbst Kultus, wer schätzt sich nicht irgend wie auf's Höchste ein, fragt aber nicht nach Gottes Tun und Denken? Was heißt das anders, als sich über Gott erheben und sich zum Richter über seine Werke aufwerfen? Mit Absicht bin ich ausführlicher geworden; es sollte der Abstand des Menschen von Gott klar werden, falls Gott nicht, den wir fliehen, den Lauf hemmt; ebenso der Abstand jener Theologen vom rechten Wege, wenn sie vom selbst erworbenen Glauben und der Willensfreiheit kälter selbst als Heiden sprechen.

Ganz offensichtlich hat also da die Religion ihren Ursprung gewonnen, als Gott den flüchtenden Menschen zu sich zurückrief, der ihn sonst dauernd verlassen hätte. Denn er sah seine Nacktheit, das heißt: er erkannte seine Schuld als so groß, daß er an der Rückkehr zur Gnade verzweifelte. Aber Gott war gnädiger; er erbarmte sich des hartnäckigen Flüchtlings und der niedergeschmetterten Seele, wie ein frommer Vater, der die Torheit oder Keckheit seines Kindes zwar haßt, das Kind selbst aber nicht hassen kann, und nun den Verlorenen und Verzweifelnden schmeichelnd ruft, ihn fragt, wie es um ihn stehe: „Adam, wo bist du?“ O wundervolle und unaussprechliche Freundlichkeit des himmlischen Vaters! Er, ohne dessen Anordnung ja überhaupt nichts existierte, fragt, wo Adam sei?! Aber er fragt um des unglücklichen Menschenkindes willen, um ihm seine Schuld klarer vorrücken zu können; denn es wußte nicht, wo es war. Voller Gewissensangst sah Adam, daß es für ihn mit der Heimat, der glücklichen Häuslichkeit, aus sei; er erkannte, daß sein Herr nur zu wahr gesprochen hatte: „an welchem Tage du davon issest, wirst du des Todes sterben“. Er fühlte, wie sein Herz zitterte, wie sich die Gedanken jagten, unglücklich, verräterisch, verworren, und fürchtete zugleich jeden Augenblick das Todesverhängnis. Daher fragt der himmlische Vater: „wo bist du?“, damit der Mensch immer daran gedächte, wo und wann Gott ihn gnädig gerufen hätte. Hier, sage ich, nahm die Religion oder besser: das liebende Vertrauen — denn das besteht zwischen Eltern und Kindern, zwischen Gott und Mensch — seinen Anfang. Der unglückliche Mensch sah: ich habe nur Zorn verdient; er verzweifelt also und flieht vor Gott. Schau doch da des Vaters liebendes Vertrauen gegen das gottlose Kind! Er eilt herbei und läßt den Störrigen unter seinen verwegenen Gedanken nicht hochkommen. Was ist das anders als liebendes Vertrauen gegen den Sohn? So geht also bis zum heutigen Tage das liebende Vertrauen von Gott aus, aber zu unserem Besten. Was hätte es wohl Gott ausgemacht, wenn Adam plötzlich vom Todesverhängnis ereilt worden wäre? Dann aber ist das liebende Vertrauen vollendet, wenn wir uns von uns selbst und unseren Gedanken bekehren zu dem,

der uns ruft. Wie unglücklich ist ein Vater, wenn er seinem Kinde in anhaltender Güte nachgeht, dieses aber noch anhaltender widerstrebt und ihn zurückweist — die Liebe zum Kinde ist vergeblich! Aber solches Unglück kann Gott nicht begegnen; wen er ruft, der muß antworten, er mag wollen oder nicht. Beispiel: 2. Sam. 11,1—5, 6—17, Apg. 8,1—3. Liebendes Vertrauen oder Religion ist also dieses: Gott bringt den Menschen dazu, seinen Ungehorsam, seinen Verrat, sein Elend anzuerkennen wie Adam. Daraufhin verzweifelt der Mensch ganz an sich; zugleich öffnet ihm Gott weit das Herz seiner Güte; er, der schon ganz verzweifelt hatte, sieht, daß sein Schöpfer und Vater noch Gnade und Gunst für ihn übrig hat, so sicher und fest, daß ihn nichts trennen kann von dem, nach dessen Gnade er strebt. Dieses Hangen an Gott ist liebendes Vertrauen, ist Religion. Kraft dessen vertraut man auf Gott als das einzige Gut, das allein unsere Nöte stillen, alles Übel abwenden oder zu seiner Ehre und der Seinen Besten zu wenden weiß und wenden kann, unerschütterlich, und hat ihn zum Vater. Die so empfindenden, in Gott den Vater sehenden Menschen sinnen[1]) ihrerseits eifrig und unaufhörlich darauf, wie sie Gott gefallen und ihm Freude machen können. Da also ist sicher das religiöse Vertrauensverhältnis vorhanden, wo man nach Gottes Willen zu leben sich bemüht; denn auch das Vertrauensverhältnis zwischen Eltern und Kindern verlangt, daß das Kind dem Vater folgen will, wie der Vater dem Kinde nützen möchte. Ferner: echte Frömmigkeit entsteht nur da, wo der Mensch nicht nur glaubt, daß ihm viel fehlt, er vielmehr sieht, daß er nichts besitzt, um Gott zu gefallen, sein Schöpfer und Vater hingegen so überreich an allem ist, daß Niemand irgendwie einen Mangel bei ihm spüren kann; dabei ist seine Güte und Liebe zum Menschengeschlecht so groß, daß er Niemand etwas abschlagen kann.

Das läßt sich mit Schriftzeugnissen beweisen; alle Lehre, alte wie neue, alle Frommen preisen nur das Eine: wir haben nichts, Gott fehlt nichts, er schlägt nichts ab. Denn beim Herrn ist Barmherzigkeit, und die ist sehr reich . . . Daraus kann man leicht den Unterschied zwischen wahrer und falscher Religion feststellen. Die wahre Religion oder Frömmigkeit hängt einzig und allein an Gott. Die Frommen hören nur auf ihren Herrn, der sie vom Fleische losriß und mit sich verknüpfte, sodaß sie nur seine Stimme hören wollen . . . Die wahre Frömmigkeit bedingt also ein Hängen am Munde des Herrn, ein ausschließliches Hören oder Annehmen des Wortes des himmlischen Bräutigams. Um uns dieses Vertrauensverhältnis recht klar zu machen, vergleicht es der Herr in der Schrift oft mit einer treuen Ehe und schreckt wie ein treuer Ehemann uns von Ehebruch und Hurerei ab, nur darauf bedacht, wie in der Ehe vorab Treu und Glauben erfordert wird — die Ehe ist ja nichts anderes als geleistete und empfangene Treue —, so sollte auch die Frömmigkeit nur dann

[1]) Zwingli gebraucht ein Wortspiel, das im Deutschen nicht wiederzugeben ist: relegere = immer wieder überlesen und religio.

Frömmigkeit sein, wenn Du von ganzem Herzen auf den Herrn, den Seelenbräutigam, vertraust, auf ihn allein das Auge richtest und außer ihm Niemand Dein Ohr leihst . . . Nur die sind wirklich fromm, die nur an Gottes Worten hängen. Wie notwendig das zur wahren Frömmigkeit ist, wird aus Gottes Wort selbst klar. Beweis: 5. Mos. 4,1 f., 12,32 f. Glaube oder Frömmigkeit bedingt also zuerst, daß wir von Gott lernen, wie wir ihm gefallen, wie ihm dienen können; sodann, daß wir dem von ihm Gelernten nichts hinzusetzen und nichts nehmen. Im ersteren Falle beschuldigt man Gott der Unweisheit und setzt sich über Gott, wie wenn man — wie gescheit! — aus eigener Weisheit das von Gott nicht einsichtig genug Offenbarte ergänzen könnte! Im zweiten Falle macht man Gott grausam, wie wenn er als Despot Gebote erlassen hätte, die man mit eigener Menschlichkeit und Milde zu lindern wüßte. Das ist eine gewichtige Stelle, nämlich 5. Mos. 12,32; an ihr hängt das Wesen der wahren und falschen Religion; aber wie gewichtig sie auch ist, sie besitzt überreichlich Kraft zur Wahrung der echten und Abweisung der falschen Religion . . . Fromm ist nur, wen Gottes Wort speist, erquickt, stärkt. Umgekehrt kann der Fromme nur durch das göttliche Wort erquickt werden. Denn wie er auf Gott allein vertraut, so wird er durch sein Wort allein gewiß gemacht; und wie er durch Gottes Wort allein gewiß gemacht wird, so nimmt er nur Gottes Wort auf. Daraus wird auch nicht nur aus der heiligen Schrift, sondern auch aus der Natur des Glaubens selbst klar, daß kein Kreaturenwort für Gotteswort gelten kann; denn im Kreaturenwort wird das Gewissen nicht ruhig und still. Wir dürfen also zum Worte Gottes nichts aus Eigenem hinzutun und auch nichts aus eigener Vermessenheit vom Worte Gottes davontun. Hier könnte man freilich einwerfen: Es haben aber doch viele auch im Menschenwort Ruhe gefunden, ja, finden sie noch; denn heutzutage sind manche Gewissen fest überzeugt, das Heil für sich zu gewinnen, wenn der römische Papst sie absolviert, ihnen Ablaß schenkt und sie dem Himmel verschreibt; wenn Nonnen und Mönche für sie eine bestimmte Zahl von Gebeten sprechen, für sie das Brevier und Messe lesen und dergleichen für sie tun. Auf diesen Einwand antworte ich: diese Menschen sind entweder Dummköpfe oder Heuchler. Es kann nur Dummheit oder Unwissenheit sein, wenn man sich etwas einbildet, was man gar nicht ist. Wer seine Frömmigkeit an dem Glauben an die Erdichtungen des römischen Papstes bemißt, hat nie etwas von Gott geschmeckt, noch nicht einmal mit der Zungenspitze hat er Gottes Lieblichkeit gekostet, weiß nichts von der Seligkeit dessen, der auf Gott vertraut. Ist er nicht dumm oder unwissend, so kann er dem Makel der Heuchelei nicht entgehen. Ziemlich viele nämlich schätzen den römischen Papst und die kalten Zeremonien deshalb hoch, weil sie sehen, daß ihnen mancherlei entgeht, wenn seiner Herrschaft irgendwie Abbruch geschieht; so sind sie, wie kluge Hunde, beizeiten auf der Hut. Es bleibt dabei: das fromme Gemüt findet seine Ruhe nur in Gottes Wort, nimmt nur Gottes Wort an. Dasselbe beweisen Stellen des Neuen Testamentes, wie: Mat. 15,8, Joh. 1,13, 8,47, 10,4 f., 15,4.

Von der christlichen Religion.

Unsere Zeit verfügt über viele Gebildete, allenthalben kommen sie, wie aus dem trojanischen Pferd, hervor. Aber noch mehr Kritikaster hat's; sie wollen aus Gottlosigkeit die Renaissance (Neugeburt) des Evangeliums nicht annehmen, so heucheln sie Frömmigkeit und füllen den Frommen mit falschen und erdichteten Verdächtigungen die Ohren. Andere treten, wenn wir energisch lehren, man müsse alles Vertrauen auf Gott, unseren Vater, setzen, sofort mit dem frechen Verdachte hervor, man müsse sich vor uns hüten, unser ganzes Leben ziele auf eine Entfernung Christi ab, nach jüdischer Art wollten wir alle Menschen zum Glauben nur an eine Person verführen, wie wir nur an einen Gott glauben. Andere sagen umgekehrt, wenn wir willig Alles Christus zuweisen, sie fürchteten, wir möchten unüberlegt ihm zu viel zuweisen. Beide äußern sich jedoch so, daß man aus ihrem Urteil erkennen kann: sie sind entweder verwegen dumm oder wissentlich gottlos. Entweder nämlich wissen sie gar nichts vom Vater, Sohne und heiligen Geiste, wissen nicht, daß Aussagen über das Sein, das Wesen, die Gottheit, die Macht einer Person sich auf alle drei Personen beziehen, wie Du es ja auch verstehen willst; zugleich kommt Frechheit zur Unkenntnis hinzu: was sie nicht wissen, das verdächtigen sie um so heftiger. Oder sie sind so absichtlich und bewußt gottlos, daß sie Richtiges und Frommes in ihrem verderbten Sinne bekämpfen, und wenn sie sich vom offenen, ehrlichen Kampfe nichts versprechen, so arbeiten sie mit derartigen geheimen Minengängen: sie fürchteten, wir möchten bald den Vater, bald den Sohn bevorzugen. Von all diesen wollen wir nichts wissen. Nach unserer Lehre muß man Gott so anerkennen und ehren, daß man stets den allein Guten, Gerechten, Heiligen, Gütigen und alles übrige unter ihm begreift, mag man ihn nun Vater, Sohn oder heiligen Geist nennen. Teilen wir dem Sohne Alles zu, so geben wir es dem, der mit dem Vater und heiligen Geist identisch ist; er hat das Reich und die Macht mit demselben Rechte wie der Vater und der heilige Geist. Er ist ja identisch mit dem Vater und dem heiligen Geiste, nur in den sogenannten Eigenschaften liegt ein Unterschied. Wenn also unsere Gegner hier sagen wollen, wir hätten bei unseren bisherigen Ausführungen über die Religion des Heiles durch Christus und der Gnade gar nicht gedacht, so werden sie vergebens krächzen wie die Raben. Man kann nicht Alles auf einmal sagen; sodann bezogen sich unsere Worte von der Ehe zwischen der Seele und Gott auf Christus so gut wie auf Gott — denn Christus ist Gott und Mensch; endlich geht naturgemäß die Erkenntnis Gottes derjenigen Christi voraus. Wie die Gnade dann richtig erkannt wird, wenn die Schuld durch das Gesetz bewußt geworden ist . . . Röm. 7,25. . . ., so wird Christus, das Pfand der Gnade, ja, die Gnade selbst, dann richtig gelehrt und erkannt, wenn wir nach Erkenntnis der Schuld lernen, dank der Gnade, daß uns der Weg zum Himmel versperrt ist. Wie ein Gesunder den Arzt nicht beachtet, ein dem Tode Naher ihn

aber fast für einen Gott hält, so ist Christus den Gesunden nicht genügend liebwert, den Kranken aber der deus ex machina, das heißt: das unverhoffte, von Gott geschickte Heil Luk. 5,31 f. . . . . Um also Christus recht zu erkennen, müssen wir uns selbst recht erkennen. Ein Selbstgerechter nimmt Christus nicht auf, wie aus Christi Worten klar hervorgeht; und ein Gesunder fragt nicht nach ärztlicher Hülfe . . .

Da aber das Übel der Heuchelei so stark ist, daß es sich wie gewisse törichte Kranke, die ihr Leiden verleugnen, von allem Verdacht, wenn auch vergeblich, zu befreien wagt und ihn bestreitet, so müssen wir wie erfahrene Ärzte, die durch allerlei Umstände und Zufälligkeiten die Wahrheit herausbekommen, den Menschen so ausfragen und erforschen, bis wir seine Kühnheit, zu verheimlichen, in ein offenes, ehrliches Bekenntnis verwandeln. Denn manche Kranke sind so schlau, daß sie, um die Erfahrung des Arztes auf die Probe zu stellen, ihre Krankheit nicht sagen, bis der Arzt sie ihnen kundtut, die sie selbst innerlich empfinden. Dann nämlich glauben sie ihm um so zuversichtlicher, in der festen Überzeugung, daß eine richtig gestellte Diagnose auch die Heilung kennt. Hartnäckige Heuchler können aber selbst durch die größte Beredsamkeit nie dazu gebracht werden, ihre inneren Empfindungen zu bekennen. Je hartnäckiger sie aber leugnen, desto sicherer werden sie von geistigen Ärzten erkannt. „Denn der geistige Mensch richtet Alles" 1. Kor. 2,15. Um sie zu dem Bekenntnis der durch die geistige Heilkunde erkannten Fehler zu bringen, ist mehr nötig als ein Mensch, mag er noch so erfahren sein. „Denn ein Mensch siehet, was vor Augen ist, Gott aber nur das Herz" 1. Sam. 16,7. Er flößt dem Menschenherzen das Schamgefühl ein, damit er nicht mehr wider sein Gewissen leugnet, demütigt ihn, sodaß er seine Ruhmsucht anerkennt; sonst würde er niemals seinen wahren Zustand eingestehen. Denn Niemand will in sich gehen, kein einziger! So kommen wir also wiederum zu dem Ergebnis, daß der Mensch wie zur Erkenntnis Gottes so zur Erkenntnis seiner selbst Gott nötig hat. „Niemand weiß, was im Menschen ist, außer dem Geiste des Menschen, der in ihm ist" 1. Kor. 2,11.

Doch machen wir nunmehr die Versuche, die den Menschen zum Bekenntnis dessen bringen sollen, was wir ihm zuschreiben. Ich frage also zuerst Dich, der Du aus Deinen Werken gerecht sein willst: ist Almosengeben ein gutes Werk oder nicht? Antwort: Ja, es ist eines. Kommt es auf die Art und Weise nicht an? Antwort: Sehr viel, der Mensch muß tun, soviel an ihm liegt — so heißt es. Sage mir bitte, was verstehst Du darunter: soviel an ihm liegt? Antwort: nach seinen Kräften. Darauf erwidere ich: Damit kommen wir nicht weiter; denn soviel auch gegeben wird, und weshalb, der Mensch tut immer, soviel an ihm liegt und nach Kräften. So wird jedes Almosen ein gutes, rechtfertigendes Werk sein. Antwort: Ja. Auch dann, wenn ich gebe, um von den Menschen gesehen zu werden? Antwort: Nein. Wie denn?! Antwort: ich möchte nicht streiten. Da schau, was das heißt: was in ihm ist, tut der Mensch. Eine Erdichtung ist es, die Christus überflüssig machen will. Denn jeder könnte durch derartige nach seinen

Kräften getane Werke gerechtfertigt werden. Jeder kann ja tun, soviel an ihm liegt, auch wenn wirklich Gutes nur sehr wenig zu finden ist. Doch ich kehre zur Hauptsache zurück. Die Almosen können so schlecht sein, wie die Reben durch Krankheiten zu Grunde gehen können. Zunächst, wenn sie nicht im Namen Gottes gegeben werden. Wer sie nur zum Zweck der Erlösung von den Höllenstrafen gibt, gibt sie in seinem, nicht in Christi Namen. Wer sie sodann so prunkhaft gibt, um bei den Menschen sich Ruhm zu erwerben, hat seinen Lohn schon dahin Mat. 6,1. Wer traurig und nicht gern gibt und gar nichts geben würde, wenn er nicht die üble Nachrede fürchtete, schändet das Almosen; „einen fröhlichen Geber hat Gott lieb" 2. Kor. 9,7. Gibt man nicht so, wie man selbst in Not empfangen möchte, so gibt man nicht recht. „Denn Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute tun, tut ihnen auch" Mat. 7,12. Ebenso ist's, wenn man verächtlich oder nachlässig gibt . . . Oder nur bezwungen durch das Elend und Unglück des Empfängers, nicht aus Liebe zu Gott und dem Nächsten 1. Joh. 3,17. Kurz, bei diesem so unbezweifelt als gut geltenden Werke lauern so viele Fehler, daß Niemand hoffen darf, es würdig vollbringen zu können. Denn wer gibt nicht so, daß er das Beste für sich zurückbehält? Wer gibt nicht so, daß er entweder als Geber gesehen wird oder wenigstens nicht als Geizhals angesehen wird? Wie wollen wir also der Gerechtigkeit Gottes Genüge leisten, wenn ein so frommes Werk von Niemanden so getan werden kann, daß ein gerechter und frommer Richter es als des Lohnes wert zu beurteilen vermöchte? Gehe so all unser Tun durch, Du wirst nicht geringere, vielmehr nur größere Fehler entdecken. Wir beten oft, um gesehen zu werden, wie die Heuchler Mat. 6,5. Wir erbitten Reichtümer, Vergnügen, eine wohlhabende Frau, Ehren, Herrschaften, Reiche, ja, göttliche Ehren vom Herrn und wissen gar nicht, was wir bitten sollen Röm. 8,26. Wir fasten, damit unsere Sparsamkeit kund wird, oder damit unsere Magerkeit und das bleiche Gesicht uns die Heiligkeit einbringen, oder um Leckerbissen und köstliche Speisen zu bekommen, oder um den schamlos heraustretenden Wanst wieder in die alten Kleider zu zwängen, oder um, schmutziger als die schmutzigsten Geizhälse, unsere Vorratskammer zu schonen; oder endlich um das Fasten, das nur geschehen darf, damit wir durch Entbehrung am Fleisch die Stimme und Herrschaft des Geistes besser hören, als ein gutes Werk zu werten. So, sage ich, beziehen wir Alles auf uns selbst, nicht auf den, dem wir ganz angehören und in dem wir sind. Durch welche Opfer oder Gaben werden wir also gerechtfertigt werden können, wenn wir bei unseren eigenen Werken so darnieder liegen, so kalt und verworren sind? Das ist so klar und wahr, daß alle Gläubigen es so an sich empfinden. Sie sehen, daß auf diese Weise der Bresten von Adam, dem Urheber dieses Todes, zu uns übergeströmt ist; sie sehen das nicht nur im Worte, empfinden es vielmehr wirklich an sich selbst.

Hier, wie gesagt, irrten die Theologen, wie ich vorhin bemerkte. Sie meinten, die Gerechtigkeit Gottes genau zu erfassen, mußten aber

einsehen, sie bedürfe der Genugtuung, und schätzten dabei die Durchschnittswerke nicht genau ein, so hoch sie ihre eigenen bewerteten. Denn sie kennen überhaupt den Menschen nicht recht, wie er nur Unreinigkeit, Schmutz und Befleckung ist, sodaß er selbst etwas rein Gelerntes unrein wiedergibt. Denn selbst, wenn er durch den himmlischen Geist so weit gekommen ist, daß er an den Forderungen des Gesetzes Freude hat, so bäumt sich doch das Fleisch dagegen auf, sodaß wir nichts Richtiges tun. Während daher die Gerechtigkeit Gottes so unerschütterlich und heilig ist, daß unsere Unreinigkeit sie sich gar nicht verdienen kann, wollten die Theologen nichts von Verzweiflung wissen — ich meine Verzweiflung an uns selbst, nicht an Gottes Barmherzigkeit. Dieser Fehler kam ebenfalls von der Selbstüberschätzung her. Denn es kostet Mühe, daß sich der Mensch so verachtet, so preisgibt, daß er nichts von sich selbst hält. Und das war eine wunderliche und unverschämte Anmaßung. Sie lehrten, kraft eigenen Verdienstes müßten wir den Himmel erwerben, boten dabei aber sich selbst als Diener und Helfer an, die für andere verdienten; sie nahmen Geld und „verdienten" wacker, aber mit selbst erdichteten Werken — darüber später mehr. Insgemein kannten sie weder Gottes Gerechtigkeit noch des Menschen Ungerechtigkeit recht, Christus kannten sie so schlecht oder verachteten ihn so, daß sie ihm kaum mehr Bedeutung beimaßen als die Juden. Kein Wunder! Hätte man sich allgemein auf Christus verlassen — das heißt: auf die durch Christus erworbene und gefestigte Gnade Gottes —, wer hätte bei ihnen sein Heil weiter so teuer erkauft? Daher sind sie heute auch nicht ohne Grund wütend, wenn sie sich anbieten, für andere das Heil zu verdienen, aber Niemand sie dingt, sie sitzen den ganzen Tag arbeitslos.

Doch es ist schon genug über unser Unvermögen und unsere Verzweiflung an uns selbst gesagt. Wir wollen zu Erquicklicherem übergehen: zum Evangelium; durch dasselbe hat der barmherzige Gott das Heil nicht nur verkündet, sondern das längst verheißene und angekündigte auch geschickt. Dieses Geheimnis muß mit höchster Ehrfurcht, mit Zittern und Anbetung behandelt werden; so müssen wir uns vor dem Quell aller Gnade niederwerfen, er möchte unsere Worte so richten und erleuchten, daß wir nichts seiner Unwürdiges sagen . . . Gebe der Herr uns die rechten Worte in den Mund!

Unser Schöpfer wollte unserer verlorenen Sache endlich aufhelfen; da schickte er als Genugtuungsopfer für seine Gerechtigkeit keinen Engel, keinen Menschen, nein, seinen Sohn im Fleische — seine Majestät sollte nicht vom Verkehr mit ihm abschrecken, seine Niedrigkeit uns nicht hoffnungslos machen. Denn daß Gott und Gottes Sohn als Mittler und Schiedsmann geschickt wurde, stärkt die Hoffnung. Gott kann oder hat ja Alles. Als Mensch aber verheißt er Traulichkeit, Freundschaft, ja, enge Verbindung und Gemeinschaft; denn was könnte ein Bruder, der Gefährte unserer Schwäche, abschlagen? Diese seltsame und ungewöhnliche Tatsache ist sogleich bei Beginn des menschlichen Elends geplant und kundgetan worden; wie Gott durch

seinen Sohn den Menschen schuf, so beschloß er den dem Tode Verfallenen auch durch den Sohn wieder zu heilen, Schöpfung und Wiederherstellung sollten in einer Hand liegen Joh. 1,3; Kol. 1,16—20; Eph. 2,18 . . . Um mit dem ersten Anfang zu beginnen: Gott hat sich des Menschen unmittelbar nach dem Falle erbarmt; als er den Beschluß seiner Gerechtigkeit und seines Gerichtes kundtat, da hat er an seinem harten Richterspruch manchen Vorbehalt gemacht, damit der Mensch nicht dauernd elend bliebe. Als er nämlich der Schlange die Strafe androhte, machte er zu Gunsten des Menschen den Vorbehalt, es werde einst der Weibessame der wahren Schlange, dem Teufel, den Kopf zertreten: „Ich will Feindschaft setzen, sprach er, zwischen dir und dem Weibe, zwischen deinem Samen und ihrem Samen; derselbe soll dir den Kopf zertreten, und du wirst ihn in die Ferse stechen" 1. Mos. 3,15 . . . In diesen Worten Gottes wird deutlich verkündet: vom Weibe wird einst der Same kommen, der der Schlange, das heißt: dem Teufel, den Kopf zertritt, dagegen wird der Teufel ihn in die Ferse stechen. Sehen wir kurz, was beide Weissagungen bedeuten: . . . Der Same, von dem vielerlei im alten Testamente gesagt wird, zum Beispiel 1. Mos. 15,5, Jer. 23,5, ist Christus. Dieser Same, Christus, hat dem Teufel den Kopf zertreten. Der Teufel selbst aber stellte Christi Ferse nach, das heißt: seiner Menschheit. Es ärgerte ihn, daß sie nicht so dem Fall unterworfen war, wie unsere, die in Sünden empfangen wurde; doch wollte er keine Gelegenheit ungenutzt lassen und verlangte einst nach einem wunderbaren Fasten von 40 Tagen und Nächten, sogar in der Wüste, von ihm, er möchte Steine in Brot verwandeln, in der Hoffnung, seine Zähne und seine Kehle würden ihn dazu reizen. Dann versuchte er es mit Begierde nach Herrschaft, Macht, schließlich nach Ruhm Mat. 4,1—11. Als er nichts erreicht hatte, macht er seine Truppen gegen ihn mobil: er erregt grimmen Haß der Schriftgelehrten und Priester gegen ihn . . ., ja, er strebte, ihn ganz zu vernichten; fürchtete er doch von Tag zu Tag mehr für sein Reich, wenn er die unbeugsame Festigkeit der Wahrheit bei seiner Lehre, die unfehlbare Kraft bei der Vernichtung von Krankheiten sah. Die Glut seiner Eifersucht steigerte sich täglich, bis er seine vorerwähnten Anhänger, die Schriftgelehrten, Priester und Pharisäer dahin gebracht hatte, daß sie ihn auf jeden Fall töten wollten. Christus wußte das wohl und hat ihnen oft ihre Bosheit vorgeworfen. Im Tumulte seiner Gefangennahme selbst stellte er die List der Schlange und die Bosheit und den Haß der Priester bloß mit den Worten: „Das ist eure Stunde und die Macht der Finsternis" Luk. 22,53. Der Teufel stellte sogar dem Verstorbenen nach, er wollte durch seine Anhänger das Grab bewacht wissen.

Man muß ferner Alles beachten, was durch die beiden Adam geschah, das heißt: durch unseren fleischlichen Stammvater und durch Christus. Denn Paulus stellt Röm. 5,12 und 1. Kor. 15,22 die beiden neben einander, damit klar werde, wie Christus durch entsprechende Gegenmittel bei seinem Genugtuungswerke an die gött-

liche Gerechtigkeit den Menschen wieder herstellte. Einige Vergleichspunkte wollen wir, soviel uns der Herr verliehen hat, angeben. 1. Adam wurde in einen köstlichen Garten gesetzt, nach seinem Sündenfall von diesem seligen Platz auf die unbebaute Erde verwiesen, mit Hacke, Pflug und Eisen sollte er dort ein Kämpfer sein. Christus maßte sich keine ungebührliche Ehre an, wenn er sich neben den Vater stellte, aber er stieg vom Himmel herunter und wollte unsere Gestalt annehmen, in ihr die, welche nichts als harter Boden und Fleisch waren, durch sein Wort mit eiserner Rute, wie es Ps. 2,9 heißt, niederwerfen, damit wir durch ihn dorthin zurückkehrten, woher er selbst gekommen war, wir, die wir durch Adam dank seiner und unserer Schuld aus der Heimat verwiesen waren. 2. Der erste Adam wollte durch das Wissen um Gut und Böse Gott werden, der zweite wollte Form und Gestalt des unwissenden Menschen anziehen, um uns zur Erkenntnis und Gnade dessen zurückzuführen, der allein gut ist und allein weiß, was gut und böse ist. 3. Adam ließ sich durch die Verführungskünste eines Weibes gewinnen, von der verbotenen Speise zu essen. Mitunter bäumte sich in Christus die menschliche Schwäche, die des Leidens nicht gewohnt war, auf, aber sie wurde stets überwunden. „Dieser Kelch gehe an mir vorüber" rief die Schwäche Mat. 26,39; aber die Gottheit siegte, die das widerstrebende Fleisch dem Willen des Vaters unterwarf. 4. Adam streckte die Hand zum verbotenen Baume aus, in der Hoffnung, gut und weise, ja, Gott zu werden. Christus streckte alle seine Glieder auf das schmachvolle Kreuzesholz, damit wir durch seine Not glücklich, durch seine Torheit weise — denn „das Wort vom Kreuz ist eine Torheit für die, die verderben" 1. Kor. 1,18 —, durch seine Armut Götter würden. 5. Der Urheber des Todes streckte seine Hand nach dem Todes-Apfel aus, der Urheber des Lebens nach dem Heils-Kreuze. 6. Der Biß in den süßen Apfel gebar den Tod, Christi bitteres Leiden das Leben. 7. Adam versteckte sich in der Hoffnung, verborgen zu bleiben; denn er fürchtete sich, Gott vor die Augen zu kommen. Christus gab sich der ganzen Welt preis, unterwarf sich dem Gericht und den Händen der größten Böswichte, um die verlorene Erbschaft rechtlich wiederzugewinnen. Er litt es, vor aller Augen als Missetäter zu erscheinen, damit wir durch ihn vor dem Vater gerecht erscheinen möchten. 8. Ein Holz brachte uns in Knechtschaft, weil Adam sich nicht enthalten wollte; ein Holz schenkte uns die Freiheit, weil Christus alles lieber als unser Unglück ertragen wollte . . . 9. Über Adams Fehltritt lachte Gott und kleidete ihn und sein Weib in Tierfelle; Christi Gehorsam machte uns aus wilden Tieren zu Söhnen Gottes und umkleidete uns mit seliger Unsterblichkeit. Weit entfernt, in Gottes Augen verachtet zu sein, sind wir sogar seine Erben, Christi Miterben, geworden. 10. Kurz: Die Verwegenheit unseres Stammvaters verschloß uns das Paradies, Christi Demut erschloß uns den Himmel. Die von Paulus Röm. 5,15—21 gebrachten Vergleichspunkte will ich nicht erwähnen; sie kommen alle darauf hinaus, uns vor Augen zu führen, wie unsere Krank-

heit durch die entsprechenden Gegenmittel geheilt, und die göttliche Gerechtigkeit durch des einen Christus Gerechtigkeit zu unserem Besten versöhnt wurde. Denn seine Unschuld, uns geschenkt, wie auch das Leben, das wir aus ihm schöpften, sind ganz unser geworden ...

Er, durch den wir alle geschaffen wurden, und durch den es Gott gefiel, die Welt neu zu schaffen und zu erneuern, als ihm die Zeit gekommen schien, wurde im Leibe einer reinen Jungfrau, ohne Zutun eines Mannes, durch Befruchtung vom heiligen Geiste — denn der hier geboren werden sollte, wurde gesandt, Fleischliche zu Geistigen zu machen — empfangen und begann, Mensch zu werden. Man lese die beiden ersten Kapitel bei Lukas, damit wir uns nicht bei diesen bekannten Dingen aufhalten, und bei Matthäus und Johannes das erste Kapitel. Christus mußte aus doppeltem Grunde von einer Jungfrau geboren werden: zunächst konnte seine Gottheit die Berührung mit dem Schmutz der Sünde nicht vertragen... Denn Gott ist so sehr Licht, Reinheit, Unschuld, Güte, daß er irgend etwas Dunkles, Unreines, Befleckte oder Böses nicht verträgt. So mußte die Geburt ganz rein von jeder Befleckung sein; denn der da geboren wurde, war auch Gott. Zweitens um der Natur des Opfers willen. Das mußte frei von allem Makel sein, wie das Gesetz des Moses verlangt, das doch nur für die Reinigung des Fleisches Bedeutung hatte Heb. 9,9. Um wie viel mehr mußte das Opfer ganz makellos sein, das für die Sünde aller, der vergangenen wie der künftigen, Menschen geopfert wurde! Das konnte nur durch einen aus einer reinen Jungfrau Geborenen geschehen. Hätte die Jungfrau aus männlichem Samen empfangen, so wäre die Geburt schon befleckt gewesen. Hätte ihn eine, die vorher einen Mann gehabt hatte, empfangen, auch vom heiligen Geiste, wer hätte je geglaubt, das Geborene sei vom heiligen Geiste? Denn die Natur kennt nur eine befleckte Geburt Ps. 51,7 . . . So mußte ihn eine Jungfrau, und zwar eine, die Jungfrau blieb, gebären, damit er auch nicht eine Spur von Verdacht auf Befleckung, geschweige die Wirklichkeit, an sich trüge . . .

So gebar also eine ewig reine Jungfrau den Christus, Gottes und ihren eigenen Sohn, zu Bethlehem in der Fremde laut den Weissagungen der Propheten Mich. 5,2; Mat. 2,6; Luk. 2,7 und legte das Kindlein in die Krippe; denn sie hatten keinen Platz in der Herberge infolge des Zusammenströmens der Menschen, die damals dort zur Steuerschätzung zusammengekommen waren. So wollte es die göttliche Vorsehung: wie Adam durch seine Sünde sich bloßstellte und in Not brachte, so sollte Christus zur Versöhnung der göttlichen Gerechtigkeit Armut, Kälte und alle über den Menschen infolge der Sünde verhängten Übel erfahren. Darin nämlich bestand die Gerechtigkeit, daß unser aller Schöpfer, der Sündlose, den wir verlassen hatten, unschuldig das ertrug, was wir durch unsere Sünde verdient haben, zu unserem Besten ertrug. „Er hat keine Sünde getan, ist auch kein Betrug in seinem Munde erfunden worden" 1. Pet. 2,22. Was er ertrug, ertrug er für uns; denn er selbst entbehrte nichts, aber

für uns ist er arm geworden, damit wir seinen Reichtum genießen könnten. Ähnlich wurde der, der die Speise der Seelen sein sollte, dorthin gelegt, wo das Vieh gespeist wird, damit wir schon sogleich am Anfang sähen, der werde die Speise für uns sein, die uns geistig mache, die wir ohne die Erkenntnis Gottes nichts als Tiere sind. Er wird der Winterkälte ausgesetzt, der die Blumen auf dem Felde köstlicher kleidet, als sich je ein Salomo zu kleiden vermöchte, der die Raben speiset und den Zugtieren Nahrung gibt. Dort wird er geboren, wo die Menge der Menschen zusammengeströmt war; denn allen Menschen sollte er gehören. In der Krippe wird er geboren, nicht im weichen Federbett; denn er ist der wahre Hirte, der immer über seiner Herde wacht. Er wird am achten Tage beschnitten; der ganze Nutzen der Beschneidung lag ja in der Hindeutung auf ihn. Er bekommt einen Namen, „der über alle Namen ist" Phil. 2,9, und der glänzend das zum Ausdruck bringt, was Christus ist. Denn er ist der Heiland, deshalb wird er auch Jesus genannt; das heißt nichts Anderes als Heiland. Denn er macht sein Volk selig von seinen Sünden. Er nimmt zu an Alter und Weisheit, damit wir die wahre Menschheit an ihm erkennen sollen. Er wird von Simeon und Hanna begrüßt und als Heil und Licht aller Völker gepriesen, damit uns zugleich seine Gottheit bewußt bleibe. Mit zwölf Jahren sitzt er um deswillen unter den Gelehrten, redet mit ihnen, besiegt und widerlegt sie Luk. 2,42—47. Sofort aber, damit wir nicht an der wahren Menschheit zweifeln, zieht er mit der Mutter und dem Nährvater nach Nazareth, und gehorcht ihnen. Ja, so gehorcht er, daß er das Handwerk seines Nährvaters ergreift und sich darin einen so guten Ruf erwirbt, daß man allgemein sagte: „Ist das nicht der Zimmermann?" Mark. 6,3. Als aber die Zeit seiner Hinwegnahme von der Erde gekommen war, bezeugte er sich auf jede Weise als Gottes Sohn, teils durch seine Lehre, teils durch seine außergewöhnlichen Wunder; nicht nur die Menschen, nein, auch die Dämonen mußten wider Willen bekennen, daß er Gottes Sohn sei. Hungernde Scharen speist er bald mit wenigen Broten, bald tränkt er sie durch die Verwandlung von Wasser in Wein, Aussatz entfernt er, vertreibt Krankheiten, erstickt das Fieber, gibt Blinden das Augenlicht wieder, heißt die Lahmen gehen, gibt verdorrten Gliedern die Bewegung zurück, macht die Krüppel gerade und weckt die Toten mit der Stimme des Lebens auf — kurz, es gibt keine Übel des Leibes und der Seele, die er nicht beseitigte. Da er aber die Listen und Anschläge der Heuchler kühn an's Licht zieht, und die Bosheit — so ist es ihre Art —, die wie ein Nachtvogel sich nicht an's Licht wagt, sich widersetzt, findet sie einen Weg, um den Preis des Seelenheils sich zur Geltung zu bringen. Man beschließt also, Christus zu töten, den unschuldigen Sohn Gottes und der Jungfrau, unerachtet des Schadens der Gewissen, wenn sie sich nur vor den Einfältigen als Gerechte, Christus aber als Ungerechten, der die Gerechten zu Unrecht beleidigt hätte, hinstellen konnten. Da sie über keine eigene Gerichtsbarkeit verfügten, finden

sie den Weg zu einer Anklage bei der Obrigkeit. Damit nichts dazwischen träte, er etwa nicht gefangen genommen würde oder nach der Gefangennahme entwische, bemühen sie sich um seine persönliche Festnahme, in der Meinung, das Verderben sei ihm sicherer, wenn sie ihn selbst brächten, als wenn sie ihn nur denunzierten. Sie bringen ihn also gefangen vor den Statthalter und klagen ihn des Majestätsverbrechens an, er habe verboten, dem Kaiser Steuern zu zahlen. Um auch den Volkshaß gegen ihn zu erregen, stiften sie falsche Zeugen an und behaupten, er habe gesagt, er könne den Tempel abbrechen und in drei Tagen wieder aufbauen — auf diese Weise hoffen sie, selbst wenn der Richter schwankend werden sollte, dank dem Toben und Schreien des Pöbels den Mord erzielen zu können. So geschah es auch. Der Richter fand, wie er wiederholt bekannte, keinen Grund zur Verurteilung, trotzdem er vielerlei versucht hatte, wagte aber nicht den Freispruch, überließ Christus vielmehr dem Wahnwitz seiner Ankläger. So führen die Laster die Unschuld, die Ungerechtigkeit die Gerechtigkeit, den Gott die Glieder des Teufels, den Friedensfürsten der Zank, den Wohltäter die Undankbaren, das Leben die Mörder, den Vater des Vaterlandes die Vatermörder dahin, so bespeit, verspottet, mit Backenstreichen geschlagen, mit Dornen und Geißeln von Kopf bis zu Füßen verwundet und ganz verderbt, daß seinem Elend gegenüber das Mitleid der Töchter und Frauen den Tränen nicht gebieten konnte. Doch blieb er diesen Übeln gegenüber ungebrochen und ruhig, sagte das Unglück voraus, das die Mörder durch das schwere Unrecht über sich bringen würden. Die verachtetste Strafe verhängen sie über ihn, schlagen ihr Leben mit Mördern an's Kreuz; hätte er ihnen nicht das Leben gegeben, so hätten sie nichts gegen ihn vermocht. Sich selbst getreu bittet er, so jammervoll den Elementen und dem Spott der Menschen preisgegeben, für seine Feinde, der himmlische Vater möchte ihnen ihr Wüten nicht anrechnen. Denn als ihn unter den Qualen dürstete, tränkten sie ihn mit Essig, unter Galle vermischt, — so groß war die Ungeheuerlichkeit ihres Tuns. Als er erkannte, daß des Vaters Auftrag erfüllt sei, gibt er ein Zeichen: „es ist vollbracht", sprach er, nämlich sein Werk, mit dem er den Anspruch des Teufels und des Todes durch seine Unschuld von uns getrieben hatte. Nachdem Alles glücklich ausgerichtet war und er den Geist aufgeben wollte, befahl er ihn dem Vater: „in deine Hände befehle ich meinen Geist". Mit diesen Worten starb er. Da begann plötzlich eine gewaltige Bewegung des Alls wegen des seinem Schöpfer widerfahrenen Unrechts. Die Sonne verbarg ihren Glanz; es sollte den grausamen Mördern wie bei einem Nachtaufruhr die Schwere ihrer Tat offenbar werden. Vor Schmerz zerriß der Tempelvorhang wegen der gewaltigen Beleidigung Gottes. Die Felsen zerbersten aus Ungeduld — daraus sollen wir erkennen, daß die Tat der Juden härter als Stein war. Die Erde schüttelt sich in Entrüstung, daß sie solche Bestien trägt, und droht zusammenzustürzen. Aus den Gräbern brechen bei diesem Aufruhr Tote hervor. Aber die Herzen der gott-

losen Heuchler bleiben unbeweglich. Sie gehen zum Richter, bitten um Bestellung einer Wache bei dem Leichnam und erreichen das auch. Als der dritte Morgen graute, stand er durch die Herrlichkeit des Vaters gegen den Willen der Soldaten von den Toten auf! Die Soldaten meldeten das Geschehnis den Priestern. Die verabredeten mit ihnen um hohen Preis die Lüge, sie sollen allenthalben sagen, die Jünger hätten, während sie schliefen, heimlich den Leichnam gestohlen. So handelt das wahnwitzige Wüten, und der stets blinde Neid weicht der Wahrheit nicht, glaubt, er könne sich wohl verbergen, ja, auf seinem Gipfelpunkte verliert er gänzlich die Scham, einerlei, ob man ihn sieht oder nicht . . . Christus aber zeigt sich nach seiner Triumphfahrt durch die Hölle sofort den Seinen, verkehrt 40 Tage mit ihnen und geht dann aus eigenem Antrieb vor den Augen der Jünger zum Vater. Das Alles habe ich um so lieber erzählt, damit jedem Christi Gerechtigkeit, durch die er Adams Wunde heilte, klar werde. Denn wir stehen noch bei dem Beweise, daß Christus unsere Gerechtigkeit, unsere Unschuld und der Preis unserer Erlösung ist. Denn dazu ist er für uns gestorben und auferstanden, um das Geheimnis der Erlösung zu erklären und die Hoffnung zu stärken; sieht die ihn tot und alsbald aus eigener Kraft wieder auferstehen, so muß sie des ewigen Lebens nach diesem irdischen gewiß werden Röm. 6,10 . . .

Das Evangelium.

Christus hat das Alles für uns erlitten. Hätten wir durch unsere Werke oder unsere Unschuld das Heil verdienen können, so wäre er umsonst gestorben Gal. 2,21. Darum kann des Evangeliums Art jetzt kurz so begriffen werden: es ist, um das vorauszuschicken, allgemein bekannt, daß der Name nichts als „Frohbotschaft" bezeichnet. Doch muß der Inhalt der Botschaft aus den Worten dessen, der verkündigt wird, erlernt werden. Er schickte seine Jünger Mark. 16,15 f. mit dem Auftrage aus: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur! Wer da glaubt und getauft wird, wird selig, wer aber nicht glaubt, verdammt werden". Hier hören wir zuerst, daß das Evangelium den Gläubigen selig macht. Damit kennen wir seine Wirkung, aber noch nicht sein Wesen. Wir müssen also noch einen anderen Evangelisten fragen; auf diese Weise lernen wir die heilige Schrift am besten verstehen. Lukas 24,45—47 beschreibt dieselbe Sache, und zwar auch am Auferstehungstage Christi, so: „Da öffnete er ihnen den Verstand zur Erkenntnis der heiligen Schrift, daß so oder so geschrieben stände, und daß Christus so oder so leiden mußte und am dritten Tage auferstehen von den Toten, und daß in seinem Namen Buße und Vergebung der Sünden allen Völkern verkündet werden solle". Hier haben wir deutlich das Wesen des Evangeliums und die rechte Art der Verkündigung. Das ist das Evangelium, daß im Namen Christi die Sünden vergeben werden; eine fröhlichere Botschaft hat nie ein Herz vernommen. Doch das bedarf noch weiterer Erläuterung, damit

wir der Sache noch näher kommen. Christus lehrte, in seinem Namen müsse allen Völkern Buße und Vergebung der Sünden gepredigt werden. Da glaube ich zunächst auf Zustimmung rechnen zu dürfen, wenn ich „Name" an dieser Stelle im Sinne von „Macht, Gewalt, Kraft, Majestät" verstehe, wie Mark. 16,17 und Apg. 3,6, 16 . . . Durch Christi Kraft also reut uns unser bisheriges Leben; denn wir haben bei Betrachtung des Menschen genügend gezeigt, daß er ohne die Gnade Gottes um sich selbst ebenso wenig weiß als um Gott. Gottes Kraft bedarf's, soll der Mensch sich erkennen. Soll jemand seine Fehler bereuen, so muß er sie als solche erkennen; das kann das Fleisch, das heißt: der Mensch, nicht; denn es ist in eigener Angelegenheit so blind, daß es sich niemals verdammt. Wenn es sich verdammt, so geschieht das durch fremde Kraft. Aber diese fremde Kraft stammt nicht von einem fremden Fleische; denn alles Fleisch ist einerlei Art. Es muß also die den Menschen zur Selbsterkenntnis führende fremde Kraft Geisteskraft sein. Das schärfen wir fortgesetzt ein, derart, daß wir gar nichts Gutes am Menschen lassen, während gewisse Menschen ihn so hoch werten. Der göttliche Geist allein bringt den Menschen zur Selbsterkenntnis. Ohne diese Selbsterkenntnis gibt es aber keine Selbstverachtung. Denn wie könnte man, ohne an sich selbst Verächtliches zu finden, sich verachten? So lehrt also Christus zuerst, wie in seinem Namen Buße gepredigt werden muß, das heißt: daß durch seine Kraft der Mensch zur Selbsterkenntnis und zur Reue über sich selbst kommt. Sodann, um auf die Erklärung der Lukasworte zurückzukommen, ohne Buße, Reue, Mißfallen an uns selbst, kann Christus uns nicht heilsam und wert werden, da wir ja schon wissen, was Gesetz und Sünde ist. Wir müssen also jetzt davon reden, wie die Buße ihren Anfang nimmt.

Als die göttliche Majestät den Plan zur Erlösung des Menschen faßte, geschah es nicht, um die Welt in ihrer Bosheit beharren und alt werden zu lassen. In dem Falle hätte Gott besser gar keinen Heiland geschickt, als einen, nach dessen Erlösungstat wir an unserem früheren Zustand und unserer Krankheit nichts änderten. Es wäre lächerlich gewesen, wenn der, dem alle Zukunft gegenwärtig ist, den Menschen um so hohen Preis hätte befreien wollen, den er unmittelbar nach der Befreiung wieder im früheren Sündenschmutz hätte liegen lassen wollen. Darum kündigt er zuerst die Änderung des Lebens und Charakters an. Denn ein Christ sein ist nichts Anderes als ein neuer Mensch und eine neue Kreatur sein. Als er daher seinen Vorläufer, Johannes den Täufer, schickte, begann er mit dem Worte: „Tut Buße!". „Denn die himmlische Gerechtigkeit zürnt so, daß ihr ohne Änderung des Lebens schwere Strafe, ja, das schlimmste Verderben und den Untergang erleiden werdet" Mat. 3,2 f. . . . Mit dem Symbol der Taufe kennzeichnete Johannes die, welche nach sorgsamer Prüfung ihres bisherigen Lebens nur des Todes Würdiges an sich fanden und deshalb ihr Herz der Buße zuwandten. Es war ein einleitender Einweihungsakt für alle Büßenden, nicht die Reinigung selbst 1. Pet. 3,

8—22 . . . Die erfolgt allein durch Christi Blut. Denn wie das Fleisch, ohne Zeugen, leicht schamlos wird, vom Winde hin und her getrieben, so hätte es leicht geschehen können, daß jemand sich als durch die Predigt des Johannes schwer erschüttert gab, in Wirklichkeit aber schamlos und unfromm lebte; dem beugte das Taufsymbol vor. Denn sobald einer es an sich empfangen hatte, schämte er sich, gleichzeitig öffentlich die Weihe zur Buße empfangen zu haben und sich mit den früheren Schandtaten zu beflecken . . .

Wenn also Johannes lehrte, der Mensch müsse sich sein Leben vor Augen stellen und ändern, was stellte er da in Aussicht? Lehrte er etwa: wenn Ihr dieses oder jenes tut, werdet Ihr selig werden? Keineswegs. Vielmehr wußte er sehr gut, daß der Mensch nur selig wird, wenn er sich ganz geprüft hat, ja, daß eine wiederholte Prüfung ihn nur gewisser machen kann, daß er an sich und seiner Gerechtigkeit gänzlich verzweifelt — daher muß sicherlich zuerst Ekel vor sich selbst entstehen —; und darum kündete er alsbald den an, auf dem das Heil ruhen sollte, und richtete die Gedanken auf den, der da kommen sollte Apg. 19,4; Joh. 1,4 betonte, daß in ihm das Heil liege, der der Zeit nach zwar nach ihm käme, aber dank seiner göttlichen Geburt und Würde ihm weit voraus sei Mat. 3,11 . . . Was heißt „mit dem heiligen Geiste taufen" anders als: das Gewissen durch seine Ankunft ruhig und fröhlich machen? Aber wie kann es ruhig gemacht werden, wenn es nicht eine starke Hoffnung auf einen Untrüglichen besitzt? „Mit dem heiligen Geiste taufen" heißt also nichts anderes als: Christus gibt uns seinen Geist, der unsere Herzen so erleuchtet und lenkt, daß wir auf ihn vertrauen, auf ihn uns verlassen, der Gottes Sohn ist, für uns gesandt, dessen Brüder wir durch sein Erbarmen, nicht durch unsere Verdienste geworden sind. Johannes zeigt also, daß unser Leben verbesserungsbedürftig sei, wiewohl wir, wenn wir es gebessert haben, bei uns nichts finden, das uns Hoffnung auf Seligkeit verspräche. Johannes verweist daher auf Christus; er sei es, in dem wir das Heil sogar umsonst fänden Joh. 1,26, 29—31 . . .

Wenn der Mensch durch die Buße zur Selbsterkenntnis kommt, findet er nur die äußerste Verzweiflung; daher muß er im völligen Mißtrauen gegen sich selbst zur Barmherzigkeit Gottes seine Zuflucht nehmen. Kaum tut er das, so schreckt ihn die Gerechtigkeit. Da wird Christus gezeigt, der für unsere Schuld der göttlichen Gerechtigkeit genug tat, und wenn man ihm dann vertraut, dann ist das Heil gefunden. Denn er selbst ist das untrügliche Pfand der göttlichen Barmherzigkeit Röm. 8,32 . . . O unaussprechliche göttliche Weisheit, o unermeßliche Güte, o Barmherzigkeit über alle Maßen, weit über alles Hoffen! Gott erleuchtet, damit wir uns selbst erkennen; geschieht das, geraten wir in Verzweiflung; wir nehmen Zuflucht zu seiner Barmherzigkeit, aber die Gerechtigkeit schreckt. Da findet die ewige Weisheit den Ausweg, zugleich Gottes Gerechtigkeit genugzutun, was uns gänzlich unmöglich war, und uns auf seine Barmherzigkeit vertrauen

und ihn genießen zu lassen. Seinen Sohn schickt er, er sollte seiner Gerechtigkeit für uns genugtun und ein untrügliches Pfand des Heils werden. Doch unter der Bedingung, daß wir eine neue Kreatur würden, Christus anzögen und so wandelten 2. Kor. 5,17. Darum ist das ganze Leben eines Christenmenschen Buße. Denn wann sündigen wir nicht? Deshalb ließ auch Christus bei der ersten Aussendung der Jünger sie dasselbe predigen, wie Johannes und er selbst Mat. 4, 17; 10,7 . . . Auch sie mahnten zur Umkehr vom schlechten Leben und betonten die Nähe des Reiches Gottes.

Doch damit das Wesen der Buße klarer werde, wollen wir zugleich auf einen Einwurf antworten: wenn wir, heißt es, Christus in dieser Weise als Opfer verstehen wollen, das ein für alle Mal für die Sünden aller Menschen genugtat, so werden wir alle zu ungezügelter Lust geneigt sein, da ja Alles ungestraft geschehen kann; Christus ist ja das Pfand, das alle Sünden bezahlt hat. Darauf vernimm Folgendes:

Vorab wollen wir durch die heilige Schrift klar machen, wie man allein durch Christus zum Vater kommt, und daß er allein alle Sünden tilgt. Dann wird man auf jenen Einwurf eingehen können. Daß man allein durch Christus zum Vater kommt, könnte schon dadurch klar werden, das Christi Tod unnötig gewesen wäre, wenn man auf irgend einem anderen Wege hätte zu Gott kommen können. Aber es ist besser, seine eigenen Worte anzuführen. Von ihnen setzen wir die an die Spitze, in denen er klar bezeugt, um des Heiles aller willen gesandt zu sein; dann folgen die, in denen er sich als den alleinigen Spender des Heils bezeichnet. Denn zuerst kommt das „sein", dann das „ausschließlich und allein sein". Bibelstellen für den ersten Zweck sind Joh. 3,16, 6,53—58, 8,12, 10,9, 12,31 f., für den zweiten Joh. 6,33, 8,36, 10,1, 14,6, 15,1—11, Apg. 4,12 u. a. . . . .

Von diesen Voraussetzungen aus, daß Christus die Sühne für alle Sünden und der Weg des Heils ist, und zwar er allein, und nur für den Gläubigen an ihn, glauben diejenigen, die dem Evangelium teils zu wenig Glauben schenken, teils es nicht rein in sich aufgenommen haben, schließen zu können, daß alle sich auf dasselbe Verlassende in Zügellosigkeit schlechter werden. Denn wenn das Menschenherz höre, daß Alles so gnädig durch Christus geschenkt werde, müsse es seiner ganzen Anlage nach zur Sünde geneigter werden. Das haben nun einige unkluge Klüglinge verhüten wollen und teils gesagt, Christus habe nur für die Erbschuld bezahlt, teils, nur für die vor seiner Zeit begangenen Sünden. Diese Irrtümer stammen aus Unkenntnis vom Wesen des Christentums, das man so gut zu kennen glaubt! Glaube ist sein Wesen, nicht Weisheit, Wissen oder Klugheit; da sie also „keinen Glauben hatten, sind sie Toren in ihren Gedanken geworden" Röm. 1,21. Der christliche Glaube wird im Herzen der Gläubigen gespürt, wie die Gesundheit am Leibe. Die spürt man leicht, ob sie schlecht oder gut ist. So spürt der Christ die Krankheit des Herzens wegen der Sündenlast, sein Wohlbefinden aber in der Gewißheit des Heils in Christus.

Sehr oft schätzen nun dauernd gesunde Menschen die rechte Gesundheit nicht so hoch ein wie mit langwierigen oder schweren Krankheiten behaftete. So ist Christus denen, die keine Krankheit ihres Innern spüren, nicht so wertvoll wie denen, die sie spüren und Schmerzen haben. Da wir uns selbst nun nicht recht, das heißt: von innen und außen kennen — denn wir wissen ja nichts von der Krankheit und ihrer Gefahr —, so ist uns Christus niemals so heilbringend und wertvoll, wie er tatsächlich ist. Hätten wir wirklich einmal über unsere Krankheit Schmerz empfunden, das heißt: hätten wir uns selbst ganz erkannt, welch ein verworfen und krankes Tier wir sind, dabei aber als groß, berühmt, gerecht, heilig allenthalben gelten wollen, wie wir schmählichen Begierden uns hingeben, sodaß wir nichts ohne böse Leidenschaft tun — wenn, sage ich, wir je unsere Krankheit empfunden hätten, so hätte uns der Schmerz übermannt, und nach der Heilung durch den Arzt hätten wir niemals sprechen können: ich will noch einmal Schmerz erleiden, das heißt: noch einmal sündigen. Wer ein Bein gebrochen hat und einen geschickten Arzt fand, der das gebrochene Glied wieder einrichtete, denkt nicht: Gott sei Dank, daß Du einen solchen Arzt gefunden hast, nun willst Du oft das Bein brechen; denn der Arzt kann Alles. Vielmehr in seinem ganzen Leben achtet er auf Schritt und Tritt darauf, das Bein nicht zum zweiten Male zu brechen. Denn er spürte den starken Schmerz bei der Einrenkung des Beinbruches und kennt den Ärger, einen ganzen Monat lang auf dem Rücken oder nur auf einer Seite liegen zu müssen. Wer also auf die Kunde, Christus habe für die Sünden aller Menschen Bezahlung geleistet, frohlockt: „nun wollen wir sündigen!; denn alles wird uns umsonst durch Christus geschenkt", der hat niemals den Sündenschmerz gespürt. Denn sonst würde er, wie er nur könnte, sich vor dem Rückfall hüten . . .

Von der Buße.

Unter Buße verstand man bisher jenen erzwungenen und geheuchelten Schmerz über begangene Sünden und die Bezahlung der vom Richter, das heißt: vom Beichtvater, entsprechend der Sünde eingeschätzten Summe. Dann nämlich „büßten" wir, wenn der Papst es befahl, zu Ostern oder in Krankheitsfällen. War das etwas Anderes als Heuchelei? Ging es nicht aus Unkenntnis des eigenen Innern hervor? Denn wer sich selbst kennt, muß angesichts der Lastergrube, die er entdeckt, nicht nur Schmerz empfinden, sondern schaudern, verzweifeln, sterben. Denn welche schmutzige Begierde, welche freche Lust, welchen Hochmut entdeckt er nicht an sich, bald in Gedanken, bald in Taten, bald versteckt?! Niemand kann das leugnen; wie kommt es nun, daß wir den daraus entstehenden Schmerz nicht empfinden? Daher, daß, wie schon gesagt, Niemand versucht, sich in's eigene Ich zu versenken; Niemand. Tun wir das, so entsteht sofort wahrer Schmerz und Scham. Bei der im Papsttum üblichen Buße geschah das keineswegs. Denn wie

sollte jemand vor sich selbst Ekel empfinden, da Niemand sich kannte, vielmehr sich für gerecht hielt, sei es auf Grund eigener, sei es kraft fremder, erborgter Werke? So ist die Buße ein Teil des Evangeliums, nicht das Büßen auf Zeit, vielmehr das Erröten über sich selbst auf Grund von Selbsterkenntnis, die Scham über das alte Leben, sowohl weil man sich selbst gänzlich mißfällt und über sich trauert, als auch weil man das Verfaulen in Lastern, aus denen man doch erlöst ist, wie man glaubt und sich freut, als eines Christenmenschen gänzlich unwürdig erkennen muß. Wenn also Christus oder Johannes oder die Apostel predigten: „Tut Buße!", so redeten sie gar nicht von jener erdichteten und geheuchelten Buße, auch nicht von dem einmaligen Akte, nach dem angeblich fortgesetzte Freiheit zum Sündigen gegeben sein soll — die ist, wie wir genügend klar gemacht haben, ebenso erdichtet wie die auf päpstlichen Befehl geleistete Buße. Nein, sie redeten von der Buße, kraft derer der Mensch Einkehr bei sich hält, sein ganzes Tun und Treiben auf Verbergen, Heucheln, Verleugnen sorgfältig prüft; tut er das ehrlich, so kommt er dazu, vor der Größe seiner Krankheit an seiner Gerechtigkeit und seinem Heile zu verzweifeln, nicht anders wie ein Todeswunder die ewige, dunkle Todesnacht stets vor sich sieht. Wenn den ein berühmter Arzt hieße, guten Muts sein, die Wunde könne genäht werden, es werde Alles wieder gut, so wäre das wohl das Angenehmste oder Erfreulichste, was ihm begegnen könnte. So wendet sich auch der auf Grund der Erkenntnis seiner Verwundung Verzweifelnde an die Barmherzigkeit und ruft sie an; sobald er Christus geschaut hat, erkennt er, daß er Alles hoffen darf — denn „ist Gott für uns, wer wird wider uns sein?" Röm. 8,31 —, und nun erhebt sich der am Boden Liegende, der Tote, der sich selbst schmerzvoll so beurteilt und empfunden hatte, lebt. Weder Christus noch Johannes oder die Apostel reden über diese Buße so, als wenn sie eine Zeit lang dauerte und dann erledigt wäre, vielmehr soll sie dauern, so lange wir diese armselige Körperlast mit uns herumschleppen. Denn die ist so an die Eitelkeiten gebunden, daß sie stets von Bösem wimmelt, das sofort unterdrückt, beseitigt, erstickt werden muß, weil es sich für einen Christenmenschen gar nicht ziemt. Diese Mühe, dieses Kämpfen, dieses Wachen ist Buße. Wenn also Christus, Johannes, die Apostel predigen: „Tut Buße", so rufen sie zu einem neuen, vom früheren gänzlich verschiedenen Leben. Wer sich dazu verpflichtete, wurde mit dem Weihesakrament der Taufe gekennzeichnet, zum öffentlichen Zeugnis seines Entschlusses, ein neues Leben zu beginnen. Den Schriftbeweis bieten Luk. 9,59 f., Mat. 22,11—13, Joh. 8,31, Röm. 6,4—11, Gal. 6,15 u. a. Es ist also klar, daß die Buße nicht nur Selbsterkenntnis und Selbstverleugnung ist, sondern auch wachsame Aufmerksamkeit, daß Deine Hoffnung Bestand habe, solange Du in der Hoffnung wandelst, und daß Du stets in Furcht vor einem Sündenfall bleibst. Auch das ist klar: die Buße wäscht die Sünden nicht ab, sondern die Hoffnung auf Christus; die Buße behütet vor dem Rückfall in das, was Du verdammtest.

Aber es scheint der Hoffnung auf Bewahrung eines unschuldigen Lebens Vieles entgegenzustehen. Zunächst das Wort: „alle Menschen sind Lügner" Ps. 116,11; wo die Lüge blüht, ist nichts Frommes... Ferner sagt der göttliche Johannes 1. Joh. 1,8: „So wir sagen, wir haben keine Sünde, betrügen wir uns selbst und die Wahrheit ist nicht in uns". Wie können wir also trotz Christi Genugtuung selig werden, wenn er ein neues Leben und einen anderen Charakter von uns fordert, wir aber beständig unsere Rückkehr zu unserer Naturanlage beobachten? Hier gibt's Arbeit, die Weisen und Gelehrten zu befriedigen; denn da sie für Beides ganz klare Schriftzeugnisse haben, nämlich daß Christi Erlösung Alles kann und wirke, was zum Heil gehört, dem gegenüber aber beharrlich Unschuld erfordert wird, so treten, scheint es, zwei unbequeme Folgerungen auf: einmal scheinen die unerschrockenen und beharrlichen Prediger des Glaubens an Christus den Eifer um unschuldiges Leben preiszugeben; sodann entsteht angesichts der energischen Forderung des unschuldigen Lebens der Zweifel, was denn eigentlich Christus nütze? Die Frage für die Gelehrten zu lösen, ist schwer. Denn was hier der Glaube an Christus in den Frommen vermag, kennen sie nicht, und darum verstehen sie nicht die geistige Rede. Die Frömmigkeit ist Wirklichkeit und Erfahrung, nicht Worte oder Wissen. Abraham kannte die Stimme Gottes, die ihm befahl, seinen Sohn, durch den ihm heilige Nachkommenschaft verheißen war, zu töten. Er wußte, es war dieselbe Stimme, die die Verheißung gegeben hatte, trotzdem menschliche Vernunft zu dem Urteil Grund gehabt hätte: es ist die Stimme des Teufels, des Verführers... Wie die Stimme Gottes nur Abraham bekannt war, allen übrigen aber als Stimme eines Betrügers erschienen wäre, so werden unsere Worte über den Glauben an Christus und die christliche Unschuld die nicht verstehen, die vom Glauben mehr theoretisch wissen, als daß sie ihn praktisch erlebten. Denn sogleich sehe ich sie auch hier spotten und sprechen: „ich habe den Glauben, Dir fehlt er. Wie kannst Du über mich urteilen?" Wir wollen die als Schiedsrichter nehmen, die, gottgeheiligt, sich rühmen und sprechen dürfen: „sucht ihr die Erfahrung des in mir redenden Christus?" 2. Kor. 13,3. Leute, an deren Glauben zu zweifeln gottlos wäre — ihr Urteil über diese Streitfrage wollen wir hören. Als Paulus die Gnade so rühmte, keiften gewisse Leute, ganz wie heute: wenn die Güte und Milde der göttlichen Güte in meiner Sünde offenbar wird, warum soll ich dann nicht fest drauf los sündigen, damit Gottes Milde allen bekannt wird? Röm. 3,7, 31. Denen antwortet er im gleichen Kapitel (V. 5—11). Umgekehrt, als er bei einigen Selbstvertrauen beobachtete, weil das Gesetz so stark ein unschuldiges Leben fordert, spricht er, Christus sei uns unnütz, wenn die Gerechtigkeit aus unseren Werken komme Gal. 2,16, und die Gnade durch Christus sei nichts, wenn den Werken das Heil zu verdanken sei Röm. 4,4, 11,6. So äußert sich Paulus in jener Zwickmühle und läßt uns an seinem Beispiel lernen, wie es den Christusgläubigen ergeht, wie sie durch den Glauben des

Heiles sicher sind, aber dank der Schwäche des Fleisches immer wieder sündigen, obwohl ihre Sünden kraft des Glaubens nicht angerechnet werden.

Vom Gesetze.

. . . Das Gesetz ist nichts Anderes als der ewige Gotteswille. Denn von den bürgerlichen oder kultischen Gesetzen haben wir hier nicht zu reden; die betreffen den äußeren Menschen, wir sprechen jetzt vom inneren. Jene Gesetze wechseln ja auch jeweilig, wie wir das bei den bürgerlichen oft beobachten; und die kultischen sind durch Christus ganz abgeschafft . . . Heb. 9,10. Die göttlichen, auf den inneren Menschen zielenden Gesetze aber sind ewig. Es wird stets gelten: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst" Mat. 22,39; Diebstahl, Meineid, Mord gehört zu den Lastern. Daß aber das Gesetz Gottes ewiger oder dauernder Wille ist, beweisen die Röm. 2,14 von den ohne Gesetz Lebenden geschriebenen Worte, daß jene nämlich zeigen, das Gesetz sei in ihren Herzen lebendig, wenn sie auch ohne die Vorschriften von Gesetzestafeln die Gebote des Gesetzes erfüllen; in's Herz schreibt nur Gott. Ebenso heißt es: „Durch das Gesetz kommt die Erkenntnis der Sünde" Röm. 7,1, und: „wo kein Gesetz, da auch keine Übertretung" Röm. 4,15. Wir müssen also bekennen, daß das Gesetz von Gott kam; denn wir selbst wüßten nichts von der Sünde, wenn Gott nicht durch sein Wort geoffenbart hätte, was man tun und nicht tun dürfe. Das Gesetz ist also nichts Anderes als die Lehre vom Willen Gottes, durch die wir erkennen, was er will und nicht will, was er fordert und verbietet. Daß aber der Wille Gottes bleibt, sodaß er an dem den inneren Menschen betreffenden Gesetze niemals etwas ändern wird, erhellt aus den Worten des Gesetzgebers selbst. Mat. 7,12 sagt Christus: „Was ihr wollt, daß euch die Leute tun, das tut auch ihnen; denn das ist das Gesetz und die Propheten". Wenn wir unser ganzes Tun nach dieser Regel richten sollen, so muß sie ewig sein; im anderen Falle brauchte man nicht Alles nach ihr zu richten. Ferner lehrt Paulus Röm. 13,9, daß alle Gesetze sich in das eine Gesetz zusammenfassen lassen: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst". Es muß also alles Handeln und Überlegen, was nur immer den Nächsten betrifft, unter dieses Gesetz befaßt werden. Von da aus wirst Du die schwierige Frage, die manche leider noch ungelöst finden, leicht verstehen; nämlich die: wie es kommt, daß wir aus demselben Gesetze Einiges beibehalten, Anderes beseitigen. Alles, was sich unter diese Regel des ewigen Gotteswillens: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst" offensichtlich befaßt, kann niemals abgeschafft werden; das Übrige ist durch Christus beseitigt. Denn „Christus ist des Gesetzes Ende" und „die Liebe ist des Gesetzes Ende" Röm. 10,4; 1. Tim. 1,5. Christus und die Liebe müssen also dasselbe sein. 1. Joh. 4,8...

Von der Sünde.

Die Sünde wird in der evangelischen Lehre in doppeltem Sinne verstanden. Zuerst heißt Sünde jene Krankheit, die wir von Adam her an uns tragen, kraft deren wir der Eigenliebe verfallen sind . . . Röm. 7,20 . . . Diese Sünde, das heißt: dieser Bresten, ist uns angeboren; wir fliehen kraft seiner das Unbequeme und Schwierige und jagen dem heiteren Vergnügen nach. Zweitens wird unter Sünde die Gesetzesübertretung verstanden, wie ja durch das Gesetz die Erkenntnis der Sünde kommt Röm. 7,7. Jede Handlung also gegen das Gesetz heißt Sünde. Nun wollen wir das gegenseitige Verhältnis zwischen der Sünde als Krankheit und als Gesetzesübertretung betrachten. Die Krankheit weiß nicht um sich selbst, sie glaubt, es sei ihr Alles erlaubt. Gott denkt anders. Wenn die Krankheit Alles an sich reißt, meint, es müsse ihr alles zu Diensten und ihrer Begierde untertan sein, so beschneidet Gott mit dem Messer des Gesetzes diesen Mutwillen. „Denn das Gesetz ist wegen der Übertretung gegeben" Gal. 3,19. Der Herzenskenner weiß ja nur zu gut um die Gleichartigkeit der Anlage aller Menschen; daß der Geringste nicht weniger sich selbst liebt als der Höchste. Wenn nun alle in gleicher Weise die Zügel schießen lassen, so kann daraus nur folgen, daß jeder nach Kräften gewaltsam Alles sich zu unterwerfen sucht; daraus muß dann Räuberei, Mord und dergleichen soziales Elend entstehen. Darum steckt Gott der so weit ausschweifenden Begierde eine feste Grenze und gebietet: „was du nicht willst, daß es dir geschieht, das füg auch keinem andern zu," und umgekehrt: „was du wünschest, daß man dir tue, tue auch den anderen". Damit Du das leichter tust und Gottes Weisheit erkennst, versüßt er dieses sogenannte Naturgesetz mit der Liebe; er spricht: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst". Die Liebe ist etwas Süßes, alles Bittere erträgt sie freudig; denn dem Liebenden erscheint nichts schwer. Die zunächst groß und schwierig erscheinende Aufgabe, dem Nächsten zu tun, was Du Dir getan wünschest, wird angenehm und leicht, wenn Du liebst. Aber hier stemmt sich der alte Mensch, die Krankheit, das Fleisch, Adam, die Sünde entgegen —; das sind etwa nach der Lehre der Apostel die Namen für dieses Laster der Selbstsucht. Es stemmt sich, sage ich, das Fleisch oder der alte Adam entgegen, er verachtet Alles außer sich selbst, er will lieber alles zum Schaden der Sache seiner Begierde unterwerfen, als der Habsucht, dem Ruhme und der Vergnügungssucht eine Schranke setzen. Darum zürnt und haßt er das Gesetz und den Gesetzgeber, und stellt ihm nach. Er haßt, weil er weder dem Gesetze noch dem Gesetzgeber ausbiegen oder entgehen kann Ps. 139,8. . . Er stellt nach, das heißt: er bemüht sich mit aller Kraft, den zu täuschen, der doch nicht getäuscht werden kann; er überlegt, findet dies und das, läuft hin und her, und schließlich stellt er fest: ein Tyrann stellt jene Forderungen. Denn wie sollte jemand einen anderen nicht weniger als sich selbst lieben? Doch angesichts seiner strengen Forderung muß man sich vor

der Strafe hüten. Also tust Du, was schlaue Knechte ihren guten und treuherzigen Herren zu tun pflegen: Du denkst Dir irgend einen Betrug aus, damit Gott sich blenden läßt und Deine Absicht nicht merkt. Da brachte denn der Wucherer eine Gabe oder stiftete eine Pfründe, der Hurer fastete ein Vollfasten zu Ehren der Jungfrau Maria, der Verräter betete ein ängstlich und verzweifelt Gebet. Mit solchen Narrheiten hofften sie den arglosen Gott überrumpeln, ihm um den Bart gehen zu können, um ungestraft Ehebruch, Wucher, Verrat ausüben zu können. Man hörte nicht mehr auf das Gesetz, bildete nicht die Sitten nach seinem Wunsch, schaffte nicht Entehrendes ab, vielmehr wurde allenthalben der Mensch sich selbst Gott; mochte auch das Gesetz töten, nichts destoweniger machte er sich selbst mit seinen Künsten und Hoffnungen immer wieder lebendig. Daher wuchs die Gottlosigkeit allmählich so, daß er bei sich sprach: „es ist kein Gott" Ps. 14,1, obwohl er vor der Öffentlichkeit mit scheinheiliger Miene sich wie die Frömmigkeit selbst gab. Absichtlich bin ich etwas näher darauf eingegangen; wir wollten erkennen, wie die Sünde als Tat der Übertretung aus der Sünde als Krankheit entsteht. Das Nächste ist, zu zeigen, wie wir von Gesetz und Sünde befreit worden sind.

Wir sind nicht in dem Sinne vom Gesetz befreit worden, daß wir den Willen des Gesetzes nicht zu tun brauchten; denn das Gesetz ist Gottes unveränderlicher Wille. „Kein Pünktlein vom Gesetz wird dahinfallen" Luk. 16,17 . . . In dem Sinne sind wir befreit worden: wer liebt, tut freiwillig Alles, auch das Schwerste. Gott senkte ein Feuer in unser Herz; es sollte die Liebe zu ihm anstatt zu uns selbst entflammen, und dieses Feuer soll brennen Luk. 12,49. Johannes der Täufer und Christus selbst bei seiner Himmelfahrt Apg. 1,5 hatten es verheißen; es ist die Liebe, und Gott ist die Liebe. Brennt sie in uns, so tun wir nichts mehr gezwungen, sondern Alles freiwillig und gern. Denn die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung Röm. 13,10. Denn das Gesetz geschah mit Unwillen und heuchlerisch, solange die Liebe nicht brannte. Ist sie entflammt, so schaut man nicht mehr auf das Gesetz, geschweige daß man es fürchtet, vielmehr führt die Liebe in allen zu Allem. Wie man von solchen, die von Leidenschaften geknechtet sind, sagt: sie werden hingerissen, so werden die von der göttlichen Liebe Entflammten durch den in ihnen glühenden Geist hingerissen. Eine Art der Befreiung vom Gesetze besteht also darin, daß wir durch die Liebe das Gott Wohlgefällige tun . . . Die zweite Art der Befreiung besteht darin, daß das Gesetz nicht weiter verdammen kann, das doch ehedem Zorn, Unwillen und die gerechte Rache Gottes wirkte Röm. 4,15; Gal. 3,10; 5. Mos. 27,26 . . . Christus hat uns von diesem Fluche des Gesetzes erlöst, indem er selbst für uns zum Fluch wurde, das heißt: für uns an's Kreuz geschlagen wurde Gal. 3,13 und Röm. 6,10. So sind wir nicht mehr unter dem Gesetz, sondern unter der Gnade, und dann kann das Gesetz nicht verdammen; denn wenn es noch das Regiment führt, zu verdammen, sind wir nicht unter der Gnade. Christus hat den Zorn des Gesetzes zerbrochen, das heißt:

er hat die Gerechtigkeit Gottes, kraft derer er allen Grund gehabt hätte, gegen uns ergrimmt zu sein, besänftigt und durch seinen harten Kreuzestod für uns so gestillt, daß er uns nicht nur aus der Knechtschaft zur Freiheit, nein, sogar zur Sohnschaft erwählte. Sind wir Söhne — und wir sind es ganz sicher Röm. 8,14; Gal. 4,6 —, so stehen wir über dem Gesetze. „Denn wenn uns der Sohn frei machte, so sind wir wirklich frei und erlöst" Joh. 8,36. Wir sind also vom Gesetze befreit, wenn die Liebe an die Stelle der Furcht vor dem Gesetze trat... Und wiederum sind wir von der Strafe des Gesetzes befreit; denn Christus hat die uns für unsere Sünden gebührende Strafe durch sein Leiden bezahlt. Von der Sünde als Krankheit aber sind wir befreit, sofern sie nicht weiter schaden kann, wenn wir auf Christus vertrauen. „Denn es ist nichts Verdammliches in denen, die in Christus Jesus sind, die nicht nach dem Fleisch wandeln" Röm. 8,1. Sofern die Sünde aber Übertretung ist, so sind wir in gleicher Weise von ihrem Schaden befreit wie vom Zorne des Gesetzes Röm 8,2... Denn wenn wir sagen: „Das Gesetz verdammt", so meinen wir: die gegen den Willen des Gesetzes geschehene Sünde verdammt. Deshalb meinte ich: das von der Befreiung von der Verdammung durch das Gesetz Gesagte gilt auch von der Befreiung von der Sünde. Indem wir nun aber nach dem Allem in uns selbst die Krankheit noch als Kraft spüren, sodaß wir beständig sündigen, und andererseits sagten, nur ein neu gewordener Mensch könne Hoffnung auf Heil haben, werden wir wieder in die alte Verzweiflung getrieben. Wir müssen also, nachdem wir den Knoten richtig geschürzt haben, jetzt klar machen, inwiefern wir neue Menschen sind, auch wenn wir den alten Adam noch spüren. Genauer: wie es kommt, daß die, die in Christus sind, auch wenn sie sündigen, doch nicht verdammt werden.

Zum besseren und leichteren Verständnis wollen wir die Worte des Paulus Röm. 7,7 ff. behandeln ... Aus dem ersten Teile derselben V. 7–13 lernen wir, daß wir nichts als Verderben sind. Der zweite Teil V. 14–25 enthält den Kampf zwischen Fleisch und Geist... Wir sind vom Gesetze ausgegangen und vom alten Menschen, und von da aus zum alten und neuen Menschen emporgestiegen, und ich[1]) habe aus dem einen Menschen zwei gemacht: den inneren, der dem Geiste gehorcht, und den alten, der niemals von seinem Gesetze läßt, das heißt: von der Eigenliebe und Selbstschätzung. Zwischen diesen beiden findest Du stets Krieg. „Denn das Fleisch gelüstet wider den Geist, und den Geist wider das Fleisch" Gal. 5,17. Daher kommt der beständige Kampf. Manchmal siegt das Fleisch; wenn es auch den Geist nicht ganz austreiben kann, so erreicht es doch so viel, daß wir nicht tun, was wir wollen. So erklärt es sich, daß des Christen Leben ein beständiger Kampf ist, ganz abgesehen von den äußeren Zufällen des Lebens. Das bekümmert mich oft, beunruhigt mich und verwirrt meine guten Wünsche, sodaß ich ... ungeduldig und der

[1]) D. h. Paulus, dessen Worte ja Zwingli erläutert.

Verzweiflung nahe oft ausrufe: „ich Unglückseliger, wer wird mich aus diesem Elend befreien?" Jetzt aber will ich drittens, damit Euch nichts entgehe, zeigen, was mich in solchen Ängsten tröstet. Wisset also, wenn ich so lange und heftig innerlich gekämpft und mich gemüht habe, so gibt es keine angenehmere Hülfe als den Gedanken an Christus. Wenn ich ihn erfasse, so schiffe ich fröhlich dahin, der ich fast schon zu scheitern drohte. Denn ich sage mir: der Gott, der seinen Sohn für Dich opferte, kann Dir nichts versagen und kennt Deine Schwäche. Und wenn er Dich, als Du ganz ferne von ihm, sein Feind, warst, gnädig aufnahm, so wird er Dich um so mehr selig machen jetzt, wo sein Sohn auferstanden ist Röm. 5,21. Da beginnt schon die Angst und die Furcht nachzulassen, die Seele wird ruhig und erholt sich allenthalben. Und dann rüste ich mich zur Danksagung an meinen Gott und Vater durch unseren Herrn Christus Jesus. Sogleich aber kommen neue Kämpfe — ich erwähne das deshalb, damit Ihr nicht sorglos und träge nach dem einen oder anderen Kampf unversehens in Gefahr geratet. Und nach jenen Kämpfen kommen wiederum neue, das Leben eines Christenmenschen ist wie ein von gewaltigem Sturme hin und her geworfenes Schiff; die Schiffsleute können es bald ein wenig mit den Rudern lenken, bald müssen sie es der Windsbraut überlassen. Wenn je einer, so habe ich[1]) das selbst an mir erfahren. Denn was ich auch sein mag, ich fühle, wie ich bald Gott, bald dem Fleische diene. Mein Herz denkt an die göttlichen Gesetzesgebote, liebt Gott, vertraut auf seine Barmherzigkeit, möchte ihm allenthalben gefallen. Aber auch das Fleisch bleibt und läßt nicht von seiner Art, so wenig wie ein Fuchs oder Wolf. So sündige ich schließlich wider Willen, trotzdem mein Herz in unentwegter Hoffnung an Gott hängt. Zweifellos aber kann es Euch gehen wie mir; was einem Menschen begegnet, kann ja auch den andern treffen. Niemand ist von der Krankheit der Erbsünde frei, also auch nicht von diesem Kampf. Man muß also gleichsam als heiligen Anker das festhalten, niemals die Hoffnung und den Ruhm, Söhne und Erben Gottes zu sein, fallen zu lassen.

Halten wir daran fest — das ist das Letzte —, so wird uns keine Verdammung treffen, vorausgesetzt, daß wir nach dem Geiste wandeln, nicht nach dem Fleische. Damit Ihr jedoch das Wesen des Wandelns nach dem Geiste erkennt und seine Möglichkeit hier auf Erden, beachtet wohl: jener Leben schaffende Geist Christi, den ich um des Gegensatzes willen das Gesetz des Geistes nennen will, durch den ich mich im innersten Herzen frei weiß von der gerechten Rache Gottes und zu Christi Miterben erwählt, der hat mich vom Gesetze, das heißt: der Macht und Notwendigkeit der Sünde und des Todes, befreit. Denn da wir bisher um der Schwäche des Fleisches willen durch die Werke des Gesetzes nicht selig werden konnten, schickte Gott seinen Sohn im Fleische, das unserem kranken Fleische allenthalben ähnlich war, abgesehen von der Krankheit selbst, und er verdammte die Krankheit,

[1]) Vergleiche die Anmerkung Seite 525.

weil sie täglich so viel Sünde in uns erregte; er verdammte sie durch sein Fleisch, das heißt: durch das Ertragen des Todes für uns nach seiner schwachen Menschheit, damit die Gerechtigkeit des Gesetzes, die Niemand erfüllen konnte, durch ihn an uns erfüllt würde. Denn was Christus tat oder litt, ertrug er für uns. Daher ist auch seine Gerechtigkeit die unsrige, wenn wir nur nicht nach dem Fleische wandeln, sondern nach dem Geiste . . . Das Sinnen oder Trachten des Fleisches bringt den Tod, hingegen das des Geistes Leben und Frieden. Sinnen und Trachten des Fleisches ist Feindschaft gegen Gott; denn es gehorcht dem Gesetze Gottes durchaus nicht und kann auch nicht zum Gehorsam gezwungen werden. Daher könnt Ihr leicht erkennen, was fleischlich, was geistig leben heißt. Fleischlich leben heißt: ganz der Herrschaft des Fleisches ergeben und fern vom Geiste sein; geistig leben: dem Geiste gehorchen, niemals vom Glauben lassen, mag auch das Fleisch von Befleckung durch die Sünde nicht frei sein. Wer also im Fleische ist, kann Gott nicht gefallen. Ihr aber seid nicht im Fleische, sondern im Geiste, wenn nur Gottes Geist in Euch wohnt. Dann aber wohnt er in Euch, wenn Ihr dem Sohne Gottes vertraut, trotzdem Ihr im vergänglichen Fleische steckt. Wer aber diesen Christus-Geist nicht hat, ist nicht sein. Wenn aber Christus in Euch ist, so ist, um es ganz klar zu sagen, der Leib trotz allem tot um der Krankheit der Sünde willen, der Geist aber lebt, nicht um Deiner Gerechtigkeit willen, sondern um der Gerechtigkeit dessen willen, der Deine Gerechtigkeit wurde. So steht es um den Christenmenschen: dem Leibe nach ist er stets tot; umgekehrt, wenn sein Herz an Gott hängt, lebt er zugleich stets dem Geiste nach.

Mit diesen Worten des Apostels glauben wir die schwierige Frage gelöst zu haben, inwiefern Unschuld gefordert wird, die wir keineswegs leisten können, und doch Christus das wirkungskräftige Pfand für alle Sünden ist; denn durch eigene Unschuld das Heil erwerben müssen und Alles der Gerechtigkeit Christi verdanken, verträgt sich nicht zusammen, hauptsächlich deshalb, weil wir das Heil nicht aus eigener Kraft erreichen können. Und wenn auch damit der oben erwähnte Einwand erledigt ist, so wollen wir doch noch einmal darauf eingehen, damit auch gewisse ungebildete Leute befriedigt sind. Der Einwurf lautete: durch diesen Lobpreis der durch Christus geschenkten Gnade werden die Christen leichtsinnig und ungebunden. Wir antworten: die auf Christus vertrauen, sind neue Menschen geworden. Wie? Haben sie etwa unter Ablegung des alten einen neuen Leib angezogen? Keineswegs, der alte Leib bleibt. Es bleibt also auch der Erbbresten? Ja. Was wird denn erneuert? Das Herz. Inwiefern? Es wußte bisher nichts von Gott. Wo man aber von Gott nichts weiß, da ist nur Fleisch, Sünde, Selbstschätzung. Sobald aber Gott erkannt wird, durchschaut sich der Mensch innen und außen, und verwirft, was er da sieht. Alle seine Werke, auch die, die er bisher als gut einzuschätzen pflegte, dünken ihn nichts wert zu sein. Wenn also durch Erleuchtung der himmlischen Gnade das Herz Gott erkennt,

ist der neue Mensch da. Denn der früher auf die eigene Weisheit, die eigenen Werke oder Kräfte Vertrauende hofft jetzt auf Gott allein. Der früher ohne Rücksicht auf Ehrbarkeit und Gott nur auf das eigene Wohlbefinden Bedachte ist jetzt nur bestrebt, nichts von der früheren Gewohnheit beizubehalten, sich aber ganz nach Gottes Willen zu bilden. Indem aber der Leib fortgesetzt gewisse tote Werke erzeugt, beklagt der Mensch auch fortgesetzt dieses Unglück und Elend. Ach guter Gott! Was bin ich, welch unerschöpflicher Kübel von Sünden! Immer und immer wieder sündige ich, ohne Ende. Wann endlich wirst Du den Unglückseligen aus diesem Schlamm befreien, in dem ich stecke? Da schau schnell, ob nicht das christliche Leben eine ständige Buße sei? Ist diese Selbstverdammung nicht Tod? Doch wenn hier das Herz durch Gottes Geist die Hoffnung nicht fahren läßt, lebt dann nicht das kurz vorher zusammengebrochene Gewissen wieder auf? Darin also besteht das christliche Leben, die Hoffnung auf Gott durch Christus niemals sinken zu lassen, auch wenn der Mensch infolge der Schwäche des Fleisches nicht sündlos ist; er überwindet, weil er sich ihr nicht hingibt, sondern nach jedem Fall wieder aufsteht, in der Gewißheit, daß der dem Petrus sagte, man müsse siebenzig Mal sieben verzeihen Mat. 18,22, selbst ebenso viel verzeiht, wie er lehrte. Um ein Beispiel zu bringen: bei der Baumpflanzung geht es ganz ähnlich zu. Der Landmann gräbt einen wilden Birnbaum aus, pflanzt ihn in einen angebauten und fetten Boden. Sobald der fremde Baum in der neuen Erde Wurzel faßt, wird ihm die Spitze abgeschnitten und Zweige zahmer Bäume eingepfropft, die dann zugleich mit dem Stamme wachsen. Aber wie anders werden die Früchte! Die Edelzweige treiben und bieten zu ihrer Zeit dem Landmann die birnenschweren Äste dar; hingegen schirmt sich der Stamm mit Dornen und rauhen Schößlingen, und wenn man sie nicht abschneidet, wollen sie auch ihrerseits Frucht tragen. Je mehr man sie wachsen läßt, desto mehr geht dem echten und zahmen Zweig verloren. Die wilden Birnen sind wir Menschen..., die wir bei der Berührung mit der himmlischen Lehre in neues Erdreich gepflanzt werden ...

Von der Sünde gegen den heiligen Geist.

Da das Wesen der Sünde gegen den heiligen Geist leicht aus Obigem erschlossen werden kann, empfahl es sich, an dieser Stelle darüber zu reden. Wenn Christus Mat. 12,31 f. sagt: „Alle Sünde und Lästerung wird den Menschen vergeben werden, die Lästerung gegen den Geist aber nicht; und wer ein Wort gegen den Menschensohn sagt, das wird ihm vergeben; ein Wort gegen den heiligen Geist aber wird ihm nicht vergeben werden, weder in dieser noch in der künftigen Welt," so ist klar nach den Worten Christi Joh. 13,10: „Wer gewaschen ist, bedarf nur, daß man ihm die Füße wäscht", daß jede Sünde getilgt wird, wenn Du Glauben hast. Denn wo Glaube ist, bist Du zwar stets ein Sünder, beklagst aber auch stets

Deine unglückselige Neigung zur Sünde und beginnst stets ein neuer Mensch zu werden. Hingegen, wo der Glaube fehlt, da achtet man weder auf die Sünde, noch auf die Gottesfurcht. Mag man heuchlerisch tun, was man will, Gebete murmeln, fasten, Almosen geben; wo der Glaube fehlt, ist das Alles Schein und Ehrsucht. Also ist die höchste Lästerung gegen Gott, ihm nicht vertrauen. Es kommt dann zu offenen Schmähungen. „Denn der Gottlose spricht in seinem Herzen: es ist kein Gott" Ps. 14,1, und wenn er so spricht, lästert er auch Gottes Werk, wie Mat. 12,22—27 an der angeführten Stelle die Heuchler. Dem einfältigen Volke schienen sie die glühendsten Gottesverehrer zu sein, in Wirklichkeit waren sie Gottes schlimmste Feinde; daher lästerten sie Gottes Werk. Denn als Christus mit göttlicher Kraft einen Dämon ausgetrieben hatte, lästerten sie, es sei durch Kraft des Fürsten der Dämonen geschehen. Diese Lästerung konnte nur aus Unglauben entspringen; denn weil sie nicht glaubten, daß Christus Gottes Sohn sei, lästerten sie sein Werk. Als Gottlose glaubten sie Christus nicht; hätten sie auf Gott vertraut, so hätten sie ihn auch anerkennen müssen. Also allein der Unglaube wird niemals vergeben. Denn niemals hält er sich an Gott oder verehrt ihn, niemals fürchtet er ihn, niemals richtet er sich nach Gottes Willen, niemals vermeidet er die Sünde, um Gott nicht zu beleidigen. Ganz anders die Frömmigkeit: sie hält sich beständig an Gott, ihren einzigen Schatz, hängt nur an ihm, verehrt nur ihn, achtet auf ihn, hütet sich vor dem, was ihn kränkt, und wenn sie aus Schwachheit einen Fehler macht, so beklagt sie in bangem Weinen den Irrtum. Hier gibt es keine Sorglosigkeit gegenüber der Sünde, vielmehr eine treue und feste Wacht, daß nicht irgendwie die Sünde sich einschleicht. Der Glaube ist der zuverlässigste Wächter gegen die Sünde. Die Worte des Johannes 1. Joh. 5,16 über die Sünde zum Tode meinen auch nur den Unglauben, was bei näherem Zusehen schnell klar wird . . .

Die wahre christliche Religion besteht also darin, daß der elende Mensch an sich selbst verzweifelt, all' sein Denken und seine Zuversicht auf Gott wirft, in der Gewißheit: der kann nichts versagen, der seinen Sohn für uns opferte; und der Sohn, der ebenso Gott ist wie der Vater, kann nichts versagen, da er der unsrige ist. Die falsche Religion aber spielt nur mit dem Namen Christi, hat aber ihre Hoffnung anderswo. Denn dieser dingt zur Tilgung seiner Sünden trunkene Sänger, jener Mönche zum langweiligen Psallieren, der glaubt durch einen schönen Kirchenbau, der durch die Stiftung eines kostbaren Kleides an einen Heiligen sich die Glückseligkeit zu erkaufen, der stützt sich auf eigenes, der auf fremdes Verdienst, kurz, so viel Städte, so viel Götter; jede hat einen Sonderheiligen, dem sie ihren Schutz anvertraut . . . Gebe der höchste Gott, daß wir alle unsere Blindheit anerkennen, und wir bisherigen Kreaturenverehrer uns fest an den Schöpfer halten, daß er der einzige Schatz für unser Herz werde! . . .

Von der Schlüsselgewalt [1]).

Die Frage nach der Schlüsselgewalt steht nicht nur dem Evangelium nahe, sondern ist gar nichts Anderes als das Evangelium selbst; darum wird sie jetzt, an dieser Stelle, am besten behandelt . . .

Die falsche Religion ist über Wesen und Einsetzung der Schlüsselgewalt nicht einhellig. Einige verstehen unter den Schlüsseln die priesterliche Absolutionsgewalt, nach Belieben binden und lösen zu können; deshalb sagen sie auch offen in der sogenannten Absolutionsformel: „Der Herr Jesus Christus absolviere Dich, und ich absolviere kraft seiner mir anvertrauten Autorität" 2c. Andere schreiben alle Wirkungskraft dem Worte Gottes zu, dem Priester nur die Verwaltung, er ist nicht mehr als Instrument oder Werkzeug. Ein Glück für sie, daß sie diese Ansicht vor Ausbreitung der Papstherrschaft äußerten! Heutzutage würden sie nicht ungestraft so sprechen können, trotzdem ihre Ansicht nicht richtig ist, wie klar werden wird. Über die Einsetzung der Schlüsselgewalt sind sie aber unter einander so wenig einig, daß man sich wundern muß, warum der römische Papst — er darf ja allein die Schrift auslegen, wie sie faseln — nicht durch ein Gesetz die Frage entschieden hat, damit die Uneinigkeit bei einer so wichtigen, besser: so vorteilhaften Sache aufhöre . . .

Ich habe einst gesagt,[2]) das Wort „Schlüssel" ist so auf die Befreiung der Seele übertragen worden, daß Verborgenes und Gebundenes durch den Schlüssel geöffnet und aufgedeckt wird. Denn die Gewissen sind ebenso allen verschlossen und unbekannt, wie sich selbst. Wie also Verschlossenes ohne den rechten Schlüssel nicht geöffnet werden kann, so können auch die Gewissen nur durch den rechten Schlüssel gelöst und frei gemacht werden. Hieraus dürfte schon klar sein, daß Gott allein das Herz absolvieren kann, wenn man sich auf Gründe und Gleichnisse beschränken wollte. Aber wir wollen hören, was der Mund des Herrn, unseres Gottes, spricht: Mat. 16,15—19 . . . Hier sagt man nun: „es ist ganz klar, Petrus allein hat Christus geantwortet, und Christus hat nur zu Petrus geredet. Folglich gehören die Schlüssel nur Petrus und dem von ihm Bevollmächtigten". Man wolle beachten, daß, wie Christus alle Jünger gefragt hatte, so auch Petrus im Namen aller antwortete, mag auch der Evangelist Matthäus keinen andern Jünger erwähnen. Johannes aber erwähnt im 6. Kapitel V. 67—69, da er dieselbe Antwort beschreibt, alle zwölf: „Jesus sprach zu den Zwölfen: Wollt auch ihr fortgehen? Da antwortete ihm Simon Petrus: Herr, wohin sollen wir gehen — schau, „wir" sagt er in aller Namen, nicht „ich" — du hast Worte des ewigen Lebens, und wir glauben und haben erkannt, daß du Christus, der Sohn Gottes, bist." Wenn jene Antwort Mat. 16,16: „Du bist Christus, der Sohn Gottes", die Ver-

[1]) Vergl. S. 80. Anm. 1.
[2]) In der „Auslegung der 67 Schlußreden."

heißung der Schlüssel verdiente — und das ist so —, so wurden allen Jüngern die Schlüssel verheißen; denn alle bekannten, daß Christus der Sohn Gottes sei, wie hier Joh. 6,69 steht. Den Evangelisten ist es eigen, bisweilen insgemein allen Jüngern eine Antwort in den Mund zu legen, wie Luk. 22,35, bisweilen nur einem, wie hier Mat. 16,16 und Joh. 6,69, wo beide Evangelisten nur den Petrus antworten lassen, aber der eine deutlich ihn im Namen aller reden läßt . . . Aus dem allen erhellt, daß Christus nicht dem Petrus allein die Schlüssel verheißen hat, sondern allen, die auf die Frage hin ihn als Sohn Gottes anerkannten. Denn das ist ein Haupterfordernis bei den Predigern, daß sie selbst glauben, was sie andern predigen. Da also Christus die Jünger zur Predigt aussenden wollte, wünschte er darüber Klarheit, nicht um durch die Frage etwas Neues zu lernen, was er noch nicht wußte, . . . sondern als Vorbild für uns, nicht unüberlegt jemanden zum Christen zu machen durch die Handauflegung 1. Tim. 5,22. Er wünschte, sage ich, zu wissen, ob die Jünger die rechte Meinung von ihm hätten; denn es ist für den Fortgang des Wortes, das heißt: der Schlüssel, sehr nützlich, wenn der Verwalter des Wortes kein Heuchler ist. Es ist bei der Verheißung der Schlüssel durchweg so gegangen, wie man es bei sich daheim zu machen pflegt. Nimm einmal an, Du hättest zwölf Söhne und verlangtest von ihnen rege staatsbürgerliche Betätigung, sie aber hätten das Recht, für sie zu antworten, dem Ältesten übertragen oder gewohnheitsmäßig zugebilligt und versprächen nun, um des Staates willen alle Lasten auf sich zu nehmen; da könnte es leicht geschehen, daß Du dem Ältesten um seiner verständigen und Deiner Söhne würdigen Antwort willen in Aussicht stelltest, eine wohl gezogene, hübsche, vornehme, reiche Frau, die eine edle Nachkommenschaft erhoffen läßt, für ihn zu suchen. Wie? Wirst Du dasselbe für die anderen etwa nicht tun? Zweifellos wirst Du allen Weib und Mitgift verschaffen, und Du hast keineswegs den Ältesten zum Herren der übrigen durch Dein Versprechen gemacht. So ist auch Petrus durch diese Verheißung der Schlüssel nicht über die übrigen gesetzt worden. Denn das Recht der Erstgeborenen: „sei ein Herr deiner Brüder" 1. Mos. 27,29 hat in Christus sein Ende gefunden. Er, als der alleinige Herr und Gottessohn, hat unter uns alle Herrschaft beseitigt, er befahl, der Ältere solle wie der Jüngere, der Herr wie der Knecht werden. So, glauben wir, steht es fest, daß die Schlüssel nicht dem Petrus allein gehören und er auch nicht ihr Herr sei . . .

Der Name „Petrus" wurde hier Mat. 16,18 nicht zum ersten Male dem Simon beigelegt, vielmehr bei jenem ersten Zusammentreffen, als ihn sein Bruder Andreas zu Christus geführt hatte Joh. 1,42. Denn damals sagte Christus zu ihm: „Du bist Simon, Joannas Sohn, du sollst Kephas, das heißt: Petrus, heißen." Vermutlich ist er nachher oft so genannt worden, wie die Evangelien berichten, besonders Mark. 3,16 . . . So geben also die Worte: „Du bist Petrus" den Grund an, warum er ihm den Na-

men einst gegeben hat. Wie wenn Christus sagte: „mit Recht habe ich dir den Namen „Petrus" gegeben; denn du bist ein Petrus. Stark, klar und standhaft bekennst du ja das allen Heilsame. Ich will auch auf diesen Felsen meine Kirche bauen, nicht auf dich; denn du bist nicht der Fels. Gott allein ist der Fels, auf dem jeder Bau ruhen muß. Zwei andere Jünger heißen „Donnersöhne", nicht damit ihre Person verherrlicht werden oder ihr Wort tönen soll, vielmehr sollen sie standhaft Gottes Wort ausposaunen. So, lieber Petrus, bist du nicht der Fels — denn wie wäre die Kirche zusammengebrochen, als er zitternd auf das harmlose Wort der Türhüterin hin zu leugnen begann? —, aber du mußt stark und fest sein bei der Verkündigung des wahren Felsen, sodaß alle bei ihm unterkriechen, die nur immer die Gewalt von Sturm und Wetter überwinden wollen". Daß der göttliche Apostel selbst Christi Wort so verstanden hat, bezeugt er selbst 1. Pet. 2,4 f. . . . Nur Christus allein, nicht Petrus oder irgend eine Kreatur ist der Fels, auf den die Kirche gebaut ist, um gegen alles Ungestüm der Stürme bestehen zu können . . .

Das hätte ich beinahe vergessen: bisher hat das freche Rom so unklug um den Primat des Petrus gekämpft, daß es alles nur irgend Mögliche zum Beweise herangezogen hat. Und dabei hätte nur ein aufmerksamer und gläubiger Blick auf das Wort des ersten Petrusbriefes Kap. 5, 1—3 zeigen können, wie frevelhaft sie die Wahrheit verachteten und beflecken. „Die Ältesten unter euch, spricht er, ermahne ich als Mitältester — Kollege der Ältesten ist er, nicht Herr oder Haupt. Wo bleiben also die, die den Zusammensturz der christlichen Gesellschaft behaupten, wenn nicht einer an der Spitze von allen steht? — und Zeuge der Leiden Christi, der der künftigen Herrlichkeit, die offenbart werden soll, teilhaftig werden wird. Ich ermahne, sage ich, weidet die euch anvertraute Herde Christi sorgfältig und wachsam, nicht mit Zwang, sondern gern und freiwillig, nicht um schmählichen Gewinnes willen, sondern gütig und wohlwollend; ihr sollt auch nicht das Erbteil Gottes mit Herrschaft bedrücken, vielmehr Muster und Vorbild der Herde sein." Schau, darin besteht der Prunk eines christlichen Hirten! Er weidet die Herde, sorgfältig wachend, zwingt nicht, es sei denn, daß Gottes Wort ihn selbst zwingt; er schaut nicht auf Gewinn, vielmehr tut er Alles wohlwollend, das heißt: im Glauben und in Gottesliebe, Herrschaft maßt er sich nicht an, vielmehr will er nur ein unbeflecktes Beispiel seiner Herde sein.

Von den „Pforten der Hölle", über die wir nun sprechen müssen, hat man allerlei gesagt; ich mißbillige es nicht, begnüge mich aber hier mit wenigen Worten. Die Höllenpforten bedeuten Kraft und Macht der Unterwelt. So ist's ja gemeinhin in den Städten, daß Turm, Graben, Wall, Verschanzung an den Toren am stärksten sind. Von da her gewann Christus diese Redeform; er wollte lehren, daß alle Kraft, Wehr und Sicherung der Hölle durch Christi Kommen zerbrochen wird, und daß diese Macht der Hölle denen, die in Christus Jesus sind, nicht schaden kann. Denn der Teufel ist der Gefangene des Siegers Christus geworden . . .

Es folgt: „Und ich will dir die Schlüssel des Himmelreichs geben". Hier behauptet man, es seien die Schlüssel übergeben worden. Das ist ganz töricht geredet. „Ich will geben", spricht er, nicht: „ich gebe" oder: „nimm hin", wie manche Päpste in Verdrehung des Wortes auf die Münzen haben prägen lassen. Verheißen werden hier die Schlüssel, nicht gegeben . . . Gegeben wurden die Schlüssel damals, als Christus, das Leben der Seelen, nach Überwindung des Todes auferstand, wie Joh. 20,23 berichtet wird. Hier wollen wir, wie man sagt, zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Zuerst wollen wir klar machen, was die Schlüssel sind; dann wird zugleich klar werden, wo sie gegeben worden sind. Christus nannte bildlich „Schlüssel" die Befreiung und Tröstung der Seele. Sie tritt ein, wenn wir unter Erleuchtung des heiligen Geistes das Geheimnis Christi verstehen und ihm vertrauen. „Lösen" ist also nichts Anderes als die Aufrichtung der am Heil verzweifelnden Seele zu gewisser Hoffnung. „Binden" heißt, ein verstocktes Herz preisgeben . . . Die Schlüssel haben also ein bestimmtes Kennzeichen, an dem Du sie leicht bei Nachforschung im Evangelium erkennen kannst. Dieses Kennzeichen sagte Christus Mat. 16,19 voraus, nämlich: Lösen und Binden. Etwas ganz Ähnliches begegnet zuerst Mat. 18,17 f., da Christus den schamlosen Sünder wie einen Gottlosen und Zöllner ausschließen heißt; da spricht er alsbald: „Was ihr auf Erden bindet, wird auch im Himmel gebunden sein, und was ihr auf Erden löst, wird auch im Himmel gelöst sein" . . . Hier sind die Schlüssel nicht gegeben worden; denn es handelt sich nur um Ausstoßung und Wiederaufnahme der Bösen, während doch die Schlüssel etwas sein müssen, das alle Gewissen befreit und tröstet, nicht nur die frechen, öffentlichen Sünder. Und wenn Du fragst, warum Christus selbst dieses Gesetz des Bindens und Lösens gebraucht, nach dem wie an einem Kennzeichen die Schlüssel erkannt werden, so antworte ich: Christus gebraucht es wie einen Gemeinplatz und gibt dann die Anwendung. Denn wenn durch das Wort Gottes die Gewissen gelöst und gebunden werden, die nicht schamlos sich befleckt haben, so müssen um so mehr diejenigen gebunden, das heißt: gemieden werden, die sich befleckten; und umgekehrt die in die Gemeinschaft wieder aufgenommen werden, die im Schmerz der Buße sich geändert haben. Es ist also das gute Recht der Ausstoßung, Fernhaltung oder Exkommunikation der Schamlosen kraft der Schlüsselgewalt durch Christus selbst erwiesen; sie heißt die Ungläubigen meiden, ebenso die, welche mit dem Munde sich als Christen bekennen und mit der Tat ihn verleugnen. Desgleichen kann ein offenbarer Sünder, wenn er sich bessert, wieder aufgenommen werden, da die Schlüsselgewalt den Gottlosen von der Gottlosigkeit lösen und als Bruder zulassen heißt.

Abgesehen von dieser Stelle Mat. 18,18 erscheint bei genauer Prüfung niemals mehr dieses Kennzeichen der Schlüssel, bis man zum 20. Kapitel des Johannesevangeliums kommt. Dort grüßt Christus nach seiner Auferstehung die Jünger mit den Worten: „Friede sei mit euch!" — so sprechen auch die Engel bei seiner Geburt: „Friede auf

Erden!", es sollte allenthalben klar sein, daß er der Friede und die Erquickung der Seele ist. Dem entsprechend haben sich auch die Jünger, sobald sie ihn sahen, gefreut. Er wiederholt das Wort, damit es fester hafte: „Friede sei mit euch! Wie mich der Vater sandte, so sende ich euch". Die Worte bei Markus 16,15: „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur" gab Johannes so wieder: „wie mich der Vater sandte". Er hatte ihn aber gesandt zum Heil der Welt bis an alle Enden der Erde. So sendet er jetzt die Jünger, zur Predigt, das Heil sei allenthalben da. Ich erinnere noch daran, daß Joh. 20, Mark. 16, Luk. 24,47 dieselbe Begebenheit vom gleichen Tage berichten . . . Wenn man die drei vergleicht, so wird das ganz klar. Gewiß hat dabei jeder Evangelist noch sein Besonderes, was Du bei einem anderen nicht findest; denn „vieles, ja Unzähliges hat Christus getan, das nicht in diesem Buche geschrieben steht" Joh. 20,30. Johannes legte ganz besonderen Wert darauf, von den Hauptpunkten des Evangeliums nichts auszulassen und dann von den anderen Ausgelassenes in sorgsamer Nachlese hinzuzufügen . . .

Es folgen bei Johannes die Worte: „Als er das gesagt hatte, blies er sie an und sprach: Nehmet hin den heiligen Geist" . . . Und nun folgt das Kennzeichen der Schlüssel . . .: „Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen", und umgekehrt: „welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten". Bisher haben wir nur über die Vergebung gesprochen. Wie aber die Apostel Sünden „behalten" haben, ist seltsam, wo doch Petrus gelehrt wird, siebenzig mal sieben mal zu verzeihen Mat. 18,22. Wir finden nur zwei Arten von Vorbehalt oder Binden der Sünden bei den Aposteln. Einmal 1. Kor. 5,4 f., aber da handelt es sich um Exkommunikation kraft des Wortes . . . Die zweite Art hat Christus Mat. 10,14 kundgetan: „Wer euch nicht aufnimmt und eure Worte nicht hört, von dem geht fort, aus der Stadt hinaus, und schüttelt den Staub von euren Füßen". Offenbar ist „binden" hier nichts Anderes als: im Irrtum lassen. So hat Paulus „gebunden" Apg. 18,6, als er gegen die das Wort ablehnenden Juden den Staub schüttelte und zu den Heiden ging. Ähnlich Apg. 13,46. „Binden" mit dem Worte ist also nichts Anderes als nach Christi Vorschrift preisgeben, wo man das Wort nicht annimmt, und mit den Verächtern keine Gemeinschaft haben . . .

Nachgerade, glaube ich, sind die wahren Schlüssel von dem Rost menschlicher Überlieferung genügend gereinigt, sodaß jeder sieht, sie sind nichts Anderes als die Verwaltung und — bei Hartnäckigkeit des Unglaubens — Entziehung des Evangeliums. Mag man dagegen murren: „bist Du etwa überschlau? Willst Du die Säulen der Kirche lehren?", so ändere ich um deswillen gar nichts; denn der, auf dessen Wort ich mich stütze, ist älter als die Alten und gelehrter als die Gegenwart. Im Glauben, mit dem wir Gott allein anhangen, erfahren wir, daß das menschliche Gewissen durch menschlichen Lossprüch oder Absolution nicht beruhigt werden kann, wie man gesagt hat. Das Wort Gottes ist unser Lehrmeister, wenn auch unter menschlicher Ver-

mittlung, obwohl wir durch das Wort nur gewiß gemacht werden, wenn der Geist des Herrn unsere Herzen weich macht für die Einpflanzung des Wortes und der Hoffnung auf Gott. Also durch den Glauben, nicht durch die priesterliche Absolution, jene vom Papste autorisierten Worte, und ebenso wenig durch irgend ein anderes Sakrament kann der Mensch innerlich gewiß gemacht werden — das steht fest. Denn nur der Glaube weiß um die Stärke seines Vertrauens auf Gott durch Christus. Darum sollen die betrügerischen Papstschlüssel aus der Gemeinde der Gläubigen verschwinden, möglichst schnell. Sie suchten ja nichts Anderes als Herrschaft über die Gewissen, und darnach gewann der Geiz Zugang zu allen Schätzen. Er raubte, was er wollte im Interesse seiner Begierde. Hier wütete man im Laster so frech und offen, daß weder Wort noch Schrift die üble Wirkung dieser Schlüsselgewalt darlegen kann. Bei einem Ehebruch brauchtest Du nur diese Schlüssel an den Geldsack kommen zu lassen, so war's kein Ehebruch mehr. Bei Wucher gegenüber dem Armen machte eine Spende an die Schlüssel Deinen Gewinn heiliger als mütterliches Erbe. Was kurz vorher Wucher war und Dir auf jeden Fall die Seligkeit versperrt hätte, Giftmord, Verrat, Räuberei, Meineid, das Alles tilgte die Schlüsselgewalt, aber Du mußtest ein Stück Geld dran wenden. Und merkwürdig! Je mehr die Schlüssel abwuschen, desto wirkungskräftiger wurden sie, vorausgesetzt, daß tüchtig Geld gegeben wurde. Wer, bei Gott, ist so blind, nicht zu sehen, daß diese Narrheit nur unter göttlichem Zorn so hat einreißen können? Gott sei Dank, daß er den gegen alle Gewalt und Kunst unzerbrechlichen Riegel seines Wortes vor die Türe schob! Nun können die Schlüssel in die Gewissen und den Geldbeutel der Gläubigen nicht hinein, wie sie sich auch drehen mögen . . .

Von der Kirche.

Menschliche Vermessenheit hat Namen und Begriff der Kirche auf wenige Leute fälschlich eingeschränkt, wie wenn man unter einer Gesamtheit, einer Versammlung, einem Volk nur einige wenige verstehen wollte. Denn die Kirche ist eine Versammlung, ein ganzes Volk, eine versammelte Menge. Wer also die Kirche nur einige wenige bedeuten läßt, irrt, wie wenn er das Volk den König, oder eine Landsgemeinde den Rat sein oder bedeuten ließe[1]) . . .

Jedermann weiß, daß das Wort „Kirche" Ecclesia aus dem Griechischen stammt, und vom „Zusammenrufen" abgeleitet ist. Daher wird auch im Lateinischen, das das Wort aufnahm, es bald für eine Schar, bald für eine Versammlung, für eine bestimmte Menge, für das Volk Israel, sei es nach dem Fleische, sei es nach dem Geiste, in der heiligen Schrift[2]) gebraucht. Man kann ja allenthalben im Alten Testamente beobachten, daß das hebräische „Kahal" oder „Edah" von

[1]) Gemeint sind Zwinglis katholische Gegner, die die Kirche in den Priestern, den Kardinälen, ja letztlich im Papst allein sahen.

[2]) In der latein. Bibelübersetzung, der sogen. Vulgata.

der Septuaginta[1]) mit „Synagoge" oder „Ekklesia" wiedergegeben wird, in der lateinischen Übersetzung aber mit „Schar, Versammlung, Menge, ganzes Volk Israel" oder auch mit „Ekklesia". Wollte ich das ausführlicher nachweisen, so würde das meinen Vorsatz der Kürze umstoßen. Es wird daher der Hinweis auf einige wenige bestimmte Stellen genügen ... Zwingli bespricht 2. Mos. 12,3 und bemerkt dazu: In dieser Weise wird, wie wir sehen, auch im Neuen Testamente „Kirche" gebraucht für alle, die sich für Christen ausgeben und innerhalb der Christenheit weilen und leben, auch wenn sie in Wirklichkeit gar wenig gläubig sind. Zum Beispiel, wenn Paulus sagt, er habe die „Kirche" Gottes verfolgt 1. Kor. 15,9; denn er verfolgte alle Christen, das heißt: die sich als Christen bekannten. Aber unter den Christen sind immer böse und ungläubige, wenn wir sie auch erst dann erkennen, wenn sie sich durch ihre Früchte verraten. Diese Kirche hat Christus selbst in hellen Farben Mat. 13,24—30 geschildert, wo er mit dem Gleichnis vom Sämann, der guten Samen auf den Acker säte, und vom Feind, das heißt: vom Teufel, der heimlich Unkraut darunter mischt, nichts Anderes zeigen will, als daß alle sogenannten Christen zwar das Wort aufnehmen oder wenigstens so angesehen werden wollen, nichts desto weniger aber auch den Teufelssamen eindringen lassen. Aber Gott duldet die Saat aus Weizen und Unkraut bis zum Tage der Ernte, ja, er heißt beides zusammen wachsen lassen ... Darauf bezieht sich auch das Gleichnis vom Fischnetz Mat. 13,47—50 ... und das von den zehn Jungfrauen Mat. 25,1—13. Wir lernen hier, daß die Gesamtheit der Christen, die sich als gläubig einschätzt, ein gläubig Volk, eine Kirche genannt wird, trotzdem sie noch nicht unbefleckt ist; denn sie hat viele Flecken, die Christus gnädig duldet ...

Es gibt nun noch eine zweite Art „Kirche", die Paulus Eph. 5,25—27 mit den Worten beschreibt: „Ihr Männer, liebet eure Weiber, wie Christus die Kirche liebte und gab sich selbst für sie dahin zu ihrer Heiligung; er reinigte sie im Wasserbade durch das Wort, um sie mit sich zu verbinden, damit sie eine prächtige Kirche wäre ohne Fehl und Makel." Hier erkennt jeder, daß die „Kirche" gleichsam die eine Taube im Hohenlied 2,14, 5,2, 6,8 ist; aber welche Kirche ist das? Die, für die Christus sich hingab, zu ihrer Heiligung für ihn; wenn sie dem Worte von der Hingabe Christi für uns glaubt, so wird sie in's Wasserbad getaucht und so von ihm gereinigt, daß sie ganz glänzend und prächtig ist, Christi Braut, ohne allen Fehl und Makel. Folglich sind die, welche glauben, daß Christus uns so geliebt hat, daß er sich selbst für unsere Heiligung dahingab, Christi Kirche und frei von allem Fehl und Makel; denn Christus hat sie gereinigt, um sie mit sich zu verbinden. „Die der Sohn frei gemacht hat, die sind wahrhaft frei" Joh. 8,36, und von Gott Gereinigtes durfte selbst Petrus nicht unrein nennen Apg. 10,14 f. Jene „eine, schöne, fleckenreine Taube" sind also nicht irgendwelche Bischöfe, mögen sie auch heilig, fromm, unbefleckt sein, vielmehr alle, die unerschütterlich

[1]) Die griechische Uebersetzung des Alten Testamentes.

an ihre Erlösung durch Christi Blut und ihre gleichsam bräutliche Verbindung mit ihm glauben. Denn die Kirche läßt sich nicht auf einige wenige Mitglieder, die sich selbst diese Ehre anmaßen, beschränken; sie erstreckt sich vielmehr über die ganze Erde und gewinnt überall ihre Mitglieder; je weiter und größer, desto schöner ist sie auch.

Aber hier macht man den Einwand: eine solche Kirche existiert ebenso wenig wie Platos Staat[1]); denn Niemand lebt sündlos, wir haben alle gesündigt und betrügen uns selbst, wenn wir die Sünde bei uns leugnen 1. Joh. 1,8. Wie kann es also irgendwo eine Kirche ohne Flecken und Makel geben?! Darauf antworten wir so: ohne Flecken und Makel ist sie nicht von sich aus, sondern dank Christi Gnade Eph. 5,25 f. . . . Christus hat sich für sie hingegeben, um sie zu heiligen; denn wir sind nichts Anderes als eine Lasterbrut. Wollen wir rein sein, so bedürfen wir eines andern, der uns entsühnt. Das kann nur Christus sein Joh. 1,29, 16,23; Röm. 10,14 . . . Die sich auf Christus verlassen, sind also ohne Flecken und Makel, deshalb weil Christus ohne Flecken und Makel ist, der unser ist; denn er hat uns geheiligt, damit wir durch ihn mit ihm vereint werden könnten. Das meint der göttliche Johannes im 2. Kapitel seines ersten Briefes: „Sündigt jemand, so haben wir einen Fürsprecher beim Vater, Jesus Christus, den Gerechten; der ist die Sühne für unsere Sünde" 1. Joh. 2,1 f. vgl. Heb. 10,19—23. Diese Zeugnisse lehren uns klar, daß wir durch Christus ständigen Zugang zu Gott haben, da er als ständiger Priester und Versühner über das Haus, das heißt: die Kirche Gottes, gesetzt ist, vorausgesetzt, daß unser gläubiges Bekennen unerschütterlich bleibt. Die also sind ohne Flecken und Makel, die in Christus sind; denn er allein kann sie abwaschen . . .

Es ist etwas Großes um den Glauben, daß der gekreuzigte Christus Gottes Sohn sei. Daß das Gottes Werk sei, bezeugte er selbst Joh. 6,29: „Gottes Werk ist's, daß ihr an den glaubt, den er sandte". Alle also, die Christus vertrauen, sind auf den Fels gebaut, der durch keine Windsbraut, durch keine Wasserwogen erschüttert werden kann Mat. 7,25—27. Und alle auf diesen Felsen Gebaute sind Christi Kirche; „meine" Kirche hat er selbst gesagt Mat. 16,18. „Seine" Kirche aber kann nicht unrein und befleckt sein. Folglich sind die auf Christus Vertrauenden ohne Flecken und Makel; denn sie legen allen Wert darauf, nicht wieder in die Sünde zurückzufallen, in der sie früher tot lagen . . . Das ist die unfehlbare Kirche — fälschlich und unverschämt maßen sich die Päpste die Unfehlbarkeit an. Denn diese Kirche Christi stützt sich allein auf Gottes Wort; das ist so fest und unbeweglich, daß eher Himmel und Erde zusammenstürzen können als ein Pünktlein von ihm Mat. 5,18.

Hingegen die Papstkirche stützt sich auf ihr eigenes Wort. „Sie laufen zwar, als wenn sie der Herr gesandt hätte, aber Fantasien, das heißt: Einfälle ihres eigenen Herzens, reden sie" Jer. 23,16 . . .

[1]) Die Schrift Platos „Vom Staat" ist ein sogen. Staatsroman, der ein Idealbild vom Staat entwirft, nicht den wirklichen Staat schildert.

Daß sie das Licht des Glaubens nicht haben, beweist deutlich die Tatsache, daß sie nicht Gottes Wort allein predigen und bewahren. Ein gläubiges Herz schaut auf Gott allein, es kann auch nur Gottes, seines Bräutigams, Wort hören, nicht etwa Menschenwahn anderen in der Predigt einschärfen . . . Christus stritt einen harten Kampf mit priesterlichen Verfügungen und Überlieferungen und hieß Gottes Wort allein hören. Folglich werden auch die, die stolz darauf sind, durch ihn in seinen Schafstall einzugehen Joh. 10,1 ff., gegen menschliche Überlieferungen streiten und Gottes Wort allein verkündigen wollen; sonst sind sie nach dem Urteile des göttlichen Wortes „Diebe und Räuber". Und wie können sie dann unfehlbar sein, da ja ihr Abweichen vom rechten Wege sie zu Dieben und Räubern machte?! Die Papstkirche kann also die unfehlbare Kirche, Christi Braut, nicht sein, vielmehr wirst Du sie bei genauer Abwägung am besten als „Diebe und Räuber" bezeichnen.

Es muß also wirklich noch eine schöne Kirche ohne Flecken und Makel geben, gegen die auch die Befestigungen und Tore der Hölle nichts vermögen, und die auch nicht fallen noch irren kann. Sie zeigt Christus in dem schönen Gleichnis von den Schafen und dem Hirten Joh. 10,11—30. Da lehrt er, daß die Schafe die Stimme des Hirten hören, wenn er der rechte Hirte ist, und ihm folgen. Einem Fremden aber folgen sie nicht, weil sie seine Stimme nicht kennen. So steht also das Urteil, ob der zu ihnen Kommende ein Hirt oder Dieb ist, ob die Stimme Hirten- oder Feindesstimme ist, bei den Schafen? Woher sind sie so geschickt, da nicht fehl zu greifen? Daher, daß alsbald folgt: „Ich kenne meine Schafe, und sie kennen mich". Woher kennen die Schafe Christus so klug, daß sie keine andere Stimme mit der seinigen verwechseln? Daher, daß sie von Gott erkannt sind Gal. 4,9; daher, daß sie der Vater gezogen hat — denn nur der kommt zu Christus, den sein Vater zog Joh. 6,44; daher, daß sie alle von Gott gelehrt sind Joh. 6,45. Folglich irren nur die Schafe nicht, die ihres Hirten Stimme so trefflich kennen, daß sie keine andere anerkennen. Das ist die unfehlbare Kirche! . . .

Wir sagten, daß diese Kirche, die Braut Christi, auf dem ganzen Erdkreis, wo nur immer Gläubige sind, zerstreut ist; Christi Schafe sollten nicht, wie die Eselin in Jerusalem Mat. 21,2, an Rom oder einen Papst Alexander, Julius, Leo, Hadrian dauernd gebunden sein. Das habe ich nicht unüberlegt gesagt, das darfst Du nicht glauben. Ich sagte ja, Menschenaugen sei es verborgen, wer oder wie viele zu Christi Kirche gehörten; es sollte klar werden, daß die Kirche nicht da ist, wo einige Prälaten zusammentreten, vielmehr da, wo man am Worte Gottes hängt, wo man Christus lebt. Das ist Gott allein offenbar und kund. So stark ist dabei das Übel der Heuchelei, daß nicht nur die Widersacher des göttlichen Wortes außerhalb dieser Kirche, der Braut Christi, stehen, vielmehr auch solche, die sich Christi Jünger rühmen und viele fromme Werke gegen den Nächsten tun. Denn Derartiges kommt oft aus ganz gott-

losem Herzen; treibt doch manchen eitler Ruhm. Gott aber kann Niemand verborgen bleiben, er kennt Herz und Nieren Ps. 7,10. Deshalb sagten wir, diese Kirche sei den Menschen unbekannt und werde niemals zusammentreten bis zum jüngsten Tage, an dem Gottes Sohn alle Völker zum Gerichte zu sich rufen wird. Da wird eines Jeglichen Glaube kund werden . . .

Nun ist vielfach in der heiligen Schrift von Sonderkirchen, Einzelgemeinden die Rede; zum Beispiel Apg. 13,1 von der Gemeinde zu Antiochia, 1. Kor. 5,1 von der zu Korinth. . . Aber alle diese Kirchen sind eine Kirche, Christi Braut; die Griechen nennen sie die „katholische", wir die „allgemeine". Sie ist nicht die Versammlung aller Bischöfe, vielmehr die „Gemeinschaft der Heiligen", das heißt: aller Gläubigen, wie die Väter beim apostolischen Glaubensbekenntnis hinzusetzten. Denn bei den Alten hat, wie man sehen kann, dieses Stück: „Gemeinschaft der Heiligen" gefehlt, im Laufe der Zeit aber, als nämlich die sich diese Bezeichnung anmaßten, die auch heute sich als die katholische Kirche geben, wurde es der Erklärung halber beigefügt. Diese Einzelkirchen haben das Recht, einen schamlosen Sünder von sich auszustoßen und den Büßer, der wieder nach Christi Regel sich richten will, wieder in die Gemeinschaft und Gnade aufzunehmen. Bei ihnen steht auch, wie gesagt, das Urteil über den Hirten und die Lehre 1. Kor. 14,29—32.

Hier sehen wir deutlich, daß ehedem Gottes Wort ganz anders gehandhabt wurde als heute. Nicht nur die Propheten der Reihe nach, nein, allgemein auch die auf den Bänken Sitzenden durften in der Gemeinde über das Wort sprechen, das der Geist offenbart hatte. Wäre diese Sitte nie in Abgang gekommen, nie wären so viele Irrtümer in Christi Kirche eingedrungen; denn es gibt stets solche, die kraft des himmlischen Geistes betrügerische Leidenschaft beim Lehrer merken, und ist die aufgedeckt, so wird das Wort von gewaltsamer Entstellung befreit. Der Verlust dieser Sitte kam daher, daß die Geister der Propheten den Propheten nicht untertan sein wollen 1. Kor. 14,32; denn der Geist wahrer Propheten gehorcht den Prophezeienden. Allmählich ist es dann dahin gekommen, daß das Gewäsch jedes verdrehten Schwätzers auf der Kanzel, der für den Propheten bestimmten Stätte, für Gottes Orakel gehalten wurde, und wer dagegen muckste, wurde grausam gestraft.

Man könnte einwerfen, hier werde die Gemeinde, jede ohne Unterschied, zum Richter über das Wort eingesetzt, wir hätten aber früher jeden Richter darüber streng verboten. Ich antworte: ich denke genau wie bisher; denn stets „richtet ein geistlicher Mensch Alles" 1. Kor. 2,15. Man muß aber auf das „Was" und „Wie" des Richtens achten. Wer in der Kirche eine Erklärung des göttlichen Wortes hört, urteilt über das, was er hört. Aber was er hört, ist nicht das Wort selbst, kraft dessen wir glauben. Denn wenn wir durch das gehörte und gelesene Wort gläubig würden, wären wir letztlich alle gläubig. Irgendwo nämlich lesen oder hören wir das Wort des Glaubens, zumal in der Gegenwart, wo das Evangelium allenthalben, auch in Wald und Feld, ertönt; doch wir beobachten, daß viele hören und sehen, die doch nicht

glauben. So ist's klar, daß wir durch das Wort, das der himmlische Vater in unseren Herzen predigt, durch das er uns zugleich die Erleuchtung des Verständnisses gibt und uns zur Nachfolge zieht, gläubig werden. Die von diesem Worte Ergriffenen urteilen über das in der Predigt ertönende und an ihre Ohren dringende Wort; aber das im Herzen der Gläubigen sitzende Wort des Glaubens wird von Niemand beurteilt, vielmehr urteilt es über das äußere Wort. Gott hat seine Verkündigung bestimmt, trotzdem der Glaube nicht aus dem äußeren Worte kommt Luk. 8,5—8 . . . Der Gläubige urteilt aber nicht kraft eigener, sondern kraft der Meinung des göttlichen Geistes. Deshalb hieß es, die Geister der Propheten seien den Propheten untertan. Denn Gott ist nicht ein Gott des Streites und der Zwietracht, sondern der Einheit und des Friedens 1. Kor. 14,33. Wo also wahrer Glaube ist, da ist auch der himmlische Geist; wo aber der himmlische Geist ist, da ist zweifellos Streben nach Einheit und Frieden. Folglich wird jeder gläubige Lehrer, wenn er etwas nicht weiß und irrt, sich auch von dem aller Geringsten verbessern und belehren lassen. Unordnung ist in der Kirche nicht zu befürchten. Denn wenn die Kirche durch Gott versammelt wird, ist er selbst mitten unter ihnen Mat. 18,20, und alle Gläubigen streben nach Einheit und Frieden. Gibt es anmaßende oder gehässige Streithähne, so wird man sofort merken, wer aus Leidenschaft, wer aus Liebe und Gottes Geist redet, und die Schwätzer schweigen heißen . . .

Zum klareren und schnelleren Verständnis will ich, gleichsam als Zusammenfassung, das Gesagte in einige kurze Sätze fassen:

Die Kirche, welche auch die Namenchristen in sich begreift, ist nicht Christi Braut; von ihr ist im Apostolikum nicht die Rede. Die in festem Glauben auf Christus, den Sohn Gottes, sich stützende Kirche, ist die „katholische", allgemeine Kirche, die Gemeinschaft aller Heiligen, die wir im Apostolikum bekennen; sie hat weder Flecken noch Makel; denn sie ist durch Christi Blut abgewaschen, um seine schöne Braut zu sein.

Diese Kirche wandelt fortan, nach dem Worte des Petrus 1. Pet. 4,3 nicht auf der Straße der Heiden; denn sie hütet sich vor der Sünde, in der sie früher tot lag. Und da dieser Weg befleckt ist, so lange sie im Fleische weilt, hat sie Anlaß zur Buße und Sühne durch ihr Haupt, Christus.

Diese Kirche kennt Gott allein. Denn „ein Mensch siehet, was vor Augen ist, Gott allein siehet das Herz an" 1. Sam. 16,7. Diese Kirche kann nicht irren; denn sie stützt sich auf Gottes Wort allein. Sie ist des Herrn Schafstall, in dem die Schafe nur die Stimme ihres Hirten hören Joh. 10,3—5.

Die Päpstlerkirche, die ihr eigenes Wort und nicht Gottes Wort bringt, ist eine Kirche des feindlichen Menschen, das heißt: des Teufels, der in der Stille der Nacht Unkraut säte über den guten Samen. Die Schafe, die auf diese Kirche hören, sind nicht Christi Schafe;

denn diese hören nicht auf die Stimme von Fremden. So urteilt unfehlbar Gottes Wort.

Die Kirche, die Christi Braut ist, urteilt über den Hirten und sein Wort. Die Päpste sind also nicht Herren oder Richter der Kirche, sondern Diener; die Kirche hat es in der Hand, sie mit ihrem Worte zu verwerfen, wenn sie ihr eigenes Wort, nicht das Christi, bringen.

Die Kirche, die Braut Christi, kann zwar hier auf Erden niemals zusammentreten, bedarf aber immer des Wortes. Durch ihre Teile und Glieder, das heißt: die Einzelgemeinden, urteilt sie über den Hirten und das äußere Wort; aber das geschieht kraft des in's Herz der Gläubigen geschriebenen Gotteswortes.

Die Einzelgemeinde schließt den Schamlosen aus und nimmt den Büßer wieder in Gnaden auf; doch nur kraft dessen, daß sie ein Glied der Kirche Christi ist.

Die sogenannte triumphierende Kirche hat eine ganz andere Art und Beschaffenheit an sich. Daher wollte ich gegenwärtig über sie nichts sagen. . .

Von den Sakramenten.

... Sehr wünschte ich, die Deutschen hätten das Wort „Sakrament" niemals in ihren Sprachschatz aufgenommen, es sei denn, daß sie es deutsch, unmißverständlich, aufgenommen hätten. Hören sie das Wort „Sakrament", so verstehen sie darunter etwas Großes und Heiliges, das durch seine Kraft das Gewissen von der Sünde befreie. Andere hingegen erkannten, daß das falsch sei, und sagten, Sakrament sei das Zeichen für ein heiliges Ding. Das gefiele mir gar nicht so übel, wenn sie nicht hinzusetzten: beim äußeren Gebrauch des Sakramentes vollzöge sich sicherlich eine innere Reinigung. Wieder andere, die Dritten, erklärten das Sakrament für ein Zeichen nach vollzogener Reinigung des Herzens zwecks Vergewisserung des Empfängers über den inneren Vollzug des durch das Sakrament äußerlich Bedeuteten. Ich bin nicht gerne anderer Ansicht als die geltenden Persönlichkeiten, vorab die gegenwärtig angesehenen, die glänzenden Schriftsteller, die der Welt scheinbar ein neues Antlitz gegeben, sie gebildet gemacht haben. Doch bitte ich darum, sie möchten meine Ausführungen so ansehen, wie ich stets ihre Schriften einschätzte. Bei der Lektüre fremder Schriften achte ich einzig und allein auf die vom Verfasser befolgte Gesinnung — denn im Worte selbst offenbaren sich alle Gedanken. Erkenne ich Liebe zu Gott und dem Nächsten als Grundlage, so kann ich viel zugestehen, wie ja auch bei meinen Schriften mir viel nachgesehen wird. Freilich flicke ich bei Gelegenheit tüchtig am Zeug, richte Verkehrtes zurecht, löse Knoten auf, rücke vage Gedanken in Ordnung, stets jedoch ohne persönliche Schmähung, auf daß Friede bleibe, den gewisse Leute so gern stören möchten. Zwei Ausnahmen mache ich dabei: Emser

und Eck[1]); sie sind eine Pest der Lehre Christi. Gegen sie etwas schärfer und persönlich zu schreiben, zwang mich ihre Frechheit. Der eine, Emser, hat mich ohne vorherige Warnung ahnungslos so schnöde angegriffen, daß ich Christi Lehre — seine Sache führe ich, nicht meine — preisgegeben hätte, wenn ich ihm nachgegeben hätte, der schon zum Siege blies, bevor er mir vor die Augen kam; denn in der Art schrieb er gegen mich und veröffentlichte er sein Buch, sechs Monate lang ließ er mich vergeblich auf die Zusendung warten. Der andere, Eck, sann hinterlistig Verderben, zugleich schickte er abgeschmackte und lügnerische Verleumdungen auf die schweizerische Tagsatzung; glückte seine Absicht, so schien ich mit Recht niedergeworfen, und er konnte sich bei den römischen und deutschen Tyrannen um so teurer verkaufen. Wo ich nun sein Verbrechen aufdecke — leugnen läßt es sich ja nicht — großer Gott, wie wütet er! So bitte ich alle Leser meines „Kommentars", offen, nicht leidenschaftlich zu urteilen, und alle Abweichungen von der reinen Lehre Christi, die sie bemerken, zu beseitigen, nicht mit eigenmächtigen Dekreten oder Verdammungen, sondern mit dem Schwerte des himmlischen Wortes aus altem und neuem Testament.

Doch genug der Einleitung; es sei mir gestattet, mein Wissen von Namen und Bedeutung dieses Wortes „Sakrament" mitzuteilen:

Für den Grammatiker ist „Sakrament" ein von Streitenden auf den Altar niedergelegtes Pfand; der Sieger im Streit nahm sein Pfand oder sein Geld wieder. Ferner ist „Sakrament" der Eid — so noch heute bei Franzosen und Italienern. Endlich bedeutet es den Fahneneid, kraft dessen die Soldaten sich ihrem Hauptmann verpflichten, laut seines Befehls nach Kriegs-Recht oder -Gesetz. Denn auch der Krieg hat seine Gesetze, freilich seine ganz besondern; die gerechten Gesetze schweigen im Kriege.

Daß „Sakrament" bei den Alten für etwas Heiliges und Geheimnisvolles gebraucht wird, ist nicht bekannt. Deshalb brauche ich es auch nicht so; ebensowenig schließe ich mich der lateinischen Übersetzung des neuen Testamentes an, wenn sie „Mysterium" mit „Sakrament" wiedergibt. Denn das gibt den Sinn nicht richtig wieder; ich weiß auch nicht, welches lateinische Wort „Mysterium" recht wiedergibt. „Geheimnis" ist zu weit, „Heiliges" zu eng.

So kommen wir also dazu, im Sakrament nichts Anderes zu sehen als eine Einführung oder Verpflichtung. Wie Streitende eine bestimmte Geldsumme hinterlegten, die nur der Siegende wieder fortnehmen durfte, so verpflichten sich die Teilnehmer an Sakramenten, hinterlegen und empfangen gleichsam ein Pfand, nicht zurückweichen zu dürfen . . . Wenn also „Sakrament" nichts Anderes bedeuten kann als Einführung der öffentlichen Einzeichnung, so kann es nichts zur Gewissensbefreiung vermögen; denn das Gewissen kann Gott allein befreien. Er allein kennt es ja, er allein dringt zu ihm . . . Wie sollten also Wasser,

[1]) Hieronymus Emser und Johann Eck von Ingolstadt, die gemeinsamen Gegner Luthers und Zwinglis. Im Folgenden spielt Zwingli auf Emsers Angriff gegen Zwinglis Lehre von der Messe und die Badener Disputation an.

Feuer, Öl, Milch, Salz und derartige groben Dinge, wie sie bei den katholischen Sakramenten eine Rolle spielen, bis in's Herz dringen? Können sie das nicht, wie wollen sie reinigen? Was heißt denn Reinigung des Herzens? Etwa die Berührung eines reinen Dings?! Was kann denn das Herz[1]) berühren, oder was kann das Herz[2]) rühren?! Da nichts Kreatürliches den Menschen innen und außen kennt, sondern Gott allein, kann auch nur Gott das Gewissen reinigen . . . Folglich irren die gänzlich, die den Sakramenten die Kraft, zu reinigen, zuschreiben.

Das erkannten die anderen, und gaben die Sakramente für gewisse Zeichen aus, die bei ihrem Vollzug den Menschen eines inneren Vorganges vergewissern. Auch das ist ein eitles Fündlein; als wenn bei der Taufe mit Wasser etwas im Menschen vorginge, was er selbst ohne die Taufe niemals hätte wissen können! Diese Leute wissen mit Verlaub nichts vom Wesen oder der Entstehung des Glaubens im Menschen. Ich habe längst gesagt, der Glaube ist eine Wirklichkeit, kein Wissen, kein Wahn oder Einbildung. Der Mensch empfindet also innerlich im Herzen den Glauben. Dann entsteht er, wenn der Mensch an sich zu verzweifeln und die Notwendigkeit, allein auf Gott zu vertrauen, einzusehen beginnt. Abgeschlossen ist er, wenn der Mensch sich ganz preisgegeben hat, sich nur Gottes Barmherzigkeit hingibt, derart, daß er um Christi Opfer für uns willen fest darauf baut. Welcher Gläubige wüßte das nicht? Dann erst bist Du von der Sünde frei, wenn das Herz unerschütterlich auf Christi Tod sich verläßt, in ihm ruht. Und wenn Du mit dem ganzen Jordan übergossen wärest und heilige Worte sechshundertfach mitgelaufen wären, so hätte doch das Herz keine Besserung gespürt, außer soweit jene frivole und abgängige Meinung, die den Sakramenten Reinigungskraft zuschreibt, dank fortgesetzter Einschärfung Dir das fälschlich eingeredet hätte. Denn wer den Glauben nicht hat, staunt über alles scheinbar Wirkungskräftige, und glaubt Heil gefunden, ja, empfunden zu haben, wo er doch tatsächlich gar nichts spürt, wie das nachfolgende Leben beweist. Denn wirklich neue, das heißt: Gott und den Nächsten liebende, Menschen schrecken vor den Lastern zurück, ziehen aber Christus an und wachsen von Tag zu Tag mehr zur Vollkommenheit heran, der heilige Geist hat sie umgewandelt — jedermann merkt das! Wenn sie aber eine Zeit lang an sich selbst wegen der erlangten Unschuld Gefallen haben und alsbald, wenn jenes törichte Staunen schwindet, zum alten Leben, wie der Hund zum Ausgespeiten Spr. 26,11 zurückkehren, so beweist das, daß sie von Sinnesänderung gar nichts gespürt haben, sondern nur das Gruseln vor dem Wasser. Viele werden getauft, die während der Taufe nur das Gruseln vor dem Wasser empfinden, nicht auch die Sündenvergebung, das heißt: die Herzensbefreiung. Dazu gehörten zum Beispiel die von Johannes Getauften und die Täuflinge nach Christi Himmelfahrt auf Grund der Predigt der Apostel und Jünger, bevor sie des Heiles durch Christus sicher oder vollkommen unterrichtet

[1]) Nominativ.
[2]) Akkusativ.

waren, wie Apg. 19,2–6 und 14,44 berichtet wird . . . Jene zweite Ansicht also, nach der die Sakramente Zeichen sind, bei deren Vollziehung am Menschen sich zugleich innerlich das vollzieht, was sie bedeuten, ist frostig. Denn dann wäre die Freiheit des göttlichen Geistes gebunden, der nach Belieben, das heißt: wem, wann und wo er will, schenkt. Wenn er dann innen wirken müßte, wenn wir äußerlich die Zeichen brauchten, so wäre er ganz an die Zeichen gebunden; wir sehen aber dank jener biblischen Zeugnisse das Gegenteil.

Die Dritten nun sahen deutlich, daß die Sakramente nicht reinigen können, daß auch die Wirksamkeit des göttlichen Geistes nicht derart an die Sakramente gebunden ist, daß er bei ihrem Vollzug zugleich innerlich wirken muß . . .; darum sagten sie, die Sakramente seien Zeichen der Vergewisserung eines schon innerlich erfolgten Vorganges. Zum Beispiel sie weigern die Taufe allen, die nicht vorher den Glauben so beredt gelernt und bekannt haben, daß sie auf alle Glaubensartikel antworten können. Auch diese Ansicht ist, wie die vorhergehende, falsch; denn wer so den Glauben gelernt und bekannt hatte, war längst des Heiles gewiß . . . Denn wenn das Herz vertraut, so muß es auch um sein Vertrauen wissen. Was bedarf der also der Taufe, der längst durch den Glauben an Gott der Sündenvergebung gewiß war?

Folglich sind die Sakramente Zeichen oder Zeremonien — der Ausdruck sei mir gestattet —, durch die sich der Mensch der Kirche als Jünger oder Soldat Christi vorstellt; sie machen vielmehr die ganze Kirche, und nicht sowohl Dich, Deines Glaubens gewiß. Denn wenn Dein Glaube nur dann vollendet ist, wenn er ein Zeremonialzeichen zur Bestätigung nötig hat, ist er überhaupt kein Glaube. Echter Glaube verläßt sich unerschütterlich, fest und unbeweglich auf Gottes Barmherzigkeit, wie Paulus an vielen Stellen zeigt. — So viel über den Begriff „Sakrament".

Zwei Sakramente im Ganzen hat uns Christus hinterlassen: Taufe und Abendmahl. Ihre verpflichtende Bedeutung ist diese: mit jener bekennen wir den Namen „Christen", mit diesem stellen wir uns, eingedenk des Sieges Christi, als Glieder seiner Kirche vor. In der Taufe empfangen wir ein verpflichtendes Symbol für eine Neugestaltung des Lebens nach der Regel Christi, im Abendmahl geben wir den Beweis, daß wir auf Christi Tod vertrauen, wenn wir voll Glück und Freude uns zu der Gemeinde einfinden, die dem Herrn für die uns durch seinen Tod für uns gütig geschenkte Wohltat der Erlösung dankt. Die übrigen Sakramente sind mehr Zeremonien; denn sie haben in der Kirche Gottes keine verpflichtende Bedeutung. Deshalb sind sie mit Recht zu entfernen; sie sind nicht von Gott eingesetzt zum Zweck irgend einer Verpflichtung in der Kirche. Das Alles wird im Folgenden noch klarer werden.

Von der Ehe.

Über die Ehe spreche ich hier nur, um nicht den Anschein zu erwecken, es sei ihre Würde aufgehoben. Zu den Sakramenten zähle ich sie nicht, trotzdem Paulus Eph. 5,32 sie ein „Sakrament" nennt. An dieser Stelle liegt, das will ich sagen, ein doppelter Fehler vor: zunächst hätte der Übersetzer „Mysterium" mit „Geheimnis" wiedergeben müssen; statt dessen sagte er „Sakrament", ein Wort, das doch dem „Mysterium" nicht entspricht. Sodann machen wir einen Fehler, indem wir den Sinn dieser Stelle nicht sorgfältig genug überlegen; Paulus wollte nur durch den Vergleich des Bräutigams, Christi, und seiner Braut, der Kirche, mit Mann und Weib zeigen, daß, wie Christus für die Seinen starb und ihr Eigen wurde, so auch die Eheleute für einander gegenseitig Alles tragen und tun müssen. Der Mann, das Ebenbild Gottes, soll vorab sein Weib lieben, schützen, für sie sich aufopfern; das Weib mit Treue und Liebe nur am Manne hängen. Dann werden die Ehegatten möglichst gottähnlich sein, und Gott seinerseits kann, ohne sich etwas zu vergeben, sich und seine Kirche „Mann und Frau" nennen. Heilig also sei die Ehe; Christus und seine Braut, die Kirche, oder jede gläubige Seele vergleicht sich ja mit ihr! Will man die Ehe als Abbild Christi und der Kirche ein Sakrament nennen, so habe ich nichts dagegen. Aber ein Sakrament im eigentlichen Sinne, ein verpflichtendes Zeichen, ist sie nicht, vielmehr ein Lebensbund, Gütergemeinschaft, und ein es mit einander Wagen-Wollen . . . Die Ehe ist eine sehr heilige Sache, sie wird durch die Bezeichnung „Sakrament" nicht heiliger oder wertvoller, vielmehr dunkler und verworrener. Denn jedermann weiß, was die Ehe ist, aber fast Niemand, was ein Sakrament ist. Jedermann weiß, was die Taufe ist, aber nur wenige wissen, was ein Sakrament ist. Wir wollen die Ehe als heiligen Bund anerkennen, mögen wir sie auch nie zu den Sakramenten zählen. Oder gibt's etwa bei den Griechen keine Ehe, keine Taufe, kein Abendmahl, da sie das Wort „Sakrament" nicht haben? Und die Deutschen haben für das Fremdwort keinen entsprechenden Ersatz; daher haben sie es unwissend aufgenommen. Da Sakramente nur verpflichtende Zeichen sind und nichts anderes, die Ehe aber ein nur zwischen Zweien bestehender Bund, so wollen wir sie uns nicht mit jenem Worte verdunkeln lassen.

Von der Taufe.

Johannes, nach dem Taufen „der Täufer" genannt, hat uns mit eigenen Worten das Wesen der Taufe kundgetan: sie ist ein verpflichtendes Einführungszeichen, mit dem sich die bezeichneten, die ihr Leben bessern wollten. Ich rede jetzt von der Wassertaufe, mit der die getauft werden, die ein neues Leben eingehen wollen; nicht von der die Predigt und das Untertauchen umfassenden Taufe. Die heutzutage so heftig gegen die Kindertaufe Kämpfenden sehen nicht, daß unter

„Taufe" mitunter Predigt und Sakrament verstanden wird, mitunter nur das Sakrament, das heißt: nur das Zeichen; sie hauen blind drauf los. Der göttliche Täufer spricht Mat. 3,11: „Ich taufe euch im Wasser zur Buße". Was heißt das anders als: „Ich taufe Euch mit Wasser, damit Ihr Buße für Euer früheres Leben tut, das heißt: Euch Eures früheren Lebens so schämt, daß Ihr es gänzlich preisgebt und ein neues beginnt. Mit dem Zeichen will ich Euch, die der himmlischen Dinge Unerfahrenen, nur lehren, daß Ihr fortan, wenn Ihr selig werden wollt, ein gänzlich neues Leben beginnen müßt. Wie die Gewaschenen gleichsam als neue Menschen erscheinen, so will ich Euch zunächst durch den sichtbaren Akt zur Abwaschung des früheren Lebens bringen" ... Ich meine nicht, Johannes habe, ehe er lehrte, zu taufen begonnen, sondern er habe die zu ihm Kommenden ohne Weiteres getauft, obwohl er nicht wußte, ob sie sein Wort rechtschaffen aufnahmen; das hat er auch nicht verlangt. Als er nämlich viele Pharisäer und Sadduzäer zu seiner Taufe kommen sah und kraft heiligen Geistes erkannte, daß ihr Herz nicht aufrichtig oder lauter mit dem Herrn ging, schalt er sie heftig: „Ihr Otterngezücht" usw. Luk. 3,7. Das sollte besagen: „Ihr seid zur Taufe gekommen, nicht um Euer früheres Leben abzulegen, sondern um vor den Menschen als solche zu erscheinen, die durch das Zeichen der Taufe, wie mit einem Eide oder Pfand, sich zur Änderung des Lebens verpflichten; innerlich aber seid Ihr gar nicht gebessert und ändert auch an Eurem schlechten Leben nichts. Aber da Ihr zu der Schar der Büßenden gezählt werden wollt, so zeiget Früchte der Buße! Tut, was sich für Büßer ziemt!" Aus allen diesen Worten ist klar, daß die Taufe ein einführendes, verpflichtendes Sakrament ist, mit dem sich die kennzeichneten und unter die Büßer rechneten, die Leben und Charakter ändern wollten. Das war die Vorbereitung auf das Kommen Christi Luk. 4,17 f.; vergleiche Joh. 1,26 f. . . .

Ehe wir weitergehen, müssen wir über die Taufe mit dem heiligen Geiste sprechen; man ist vielfach nicht recht darüber unterrichtet und urteilt daher weniger treffend über die Taufe.

Die Taufe mit dem heiligen Geiste ist eine doppelte: Einmal werden alle auf Christus Vertrauenden innerlich damit getauft; „denn Niemand kommt zu ihm, es habe ihn denn der Vater gezogen" Joh. 6,44; Jes. 54,13. Sodann gibt es eine äußerliche Taufe mit dem heiligen Geiste, ähnlich wie die Wassertaufe. Die so getauften Frommen haben mitunter in fremden Sprachen zu reden begonnen — ein Zeichen mehr für die Zuhörer als für die Redenden selbst; denn diese spürten innerlich den Glauben und die Erleuchtung ihres Geistes, die andern aber wußten davon nichts. Der heilige Geist formte also ihre Zungen zu fremden Sprachen, damit die anderen den Vorgang als vom göttlichen Geiste gewirkt erkannten. Diese zweite Taufe mit dem heiligen Geist ist nicht notwendig, wohl aber die erste; ohne sie kann Niemand selig werden. Denn man wird nur durch den Glauben selig, Glaube aber entsteht nur durch den heiligen Geist. Johannes wies auf beide Taufen hin, als er sprach: „Der wird euch mit dem heiligen Geiste

und mit Feuer taufen" Luk. 3,16. Wir sind nicht alle mit dem Zeichen, fremde Sprachen sprechen zu können, beschenkt worden; aber alle, die wir fromm sind, wurden durch Erleuchtung und Zeichen des heiligen Geistes gläubig. Die Johannestaufe ging, was Christus betrifft, beiden Taufen mit dem heiligen Geist voraus; im Übrigen kann auch die Buße nicht ohne den heiligen Geist beginnen. Ja, die Johannestaufe ging auch der Buße voraus, wie schon bei den Sadduzäern und Pharisäern klar wurde, ferner Luk. 3,7. Beweis für die erste Behauptung[1]): Johannes schickte die, die er eingeschüchtert hatte, zu Christus, den sie noch nicht kannten; er verhieß nur, sie würden das Heil bei ihm finden Joh. 1,28—31 . . . Johannes taufte die mit Wasser, die er zu Christus schickte, und er taufte sie, um sie zu Christus zu schicken. Die zweite Behauptung, daß auch die Pharisäer und Sadduzäer von Johannes getauft wurden, wird so deutlich: Luk. 3,7 liest man: „Er sprach zu den Scharen, die zu ihm zur Taufe hinauskamen: ihr Otterngezücht, wer hat euch gezeigt, dem kommenden Zorn zu entfliehen?" Was aber Lukas hier von den Scharen sagt, die zur Taufe zu Johannes hinauskamen, drückte Matthäus 3,5 f. so aus: „Da ging zu ihm hinaus Jerusalem, ganz Judäa und das ganze Jordangebiet, und sie wurden von ihm im Jordan getauft". Folglich müssen wir auch den Satz: „als er aber viele Pharisäer und Sadduzäer zu seiner Taufe kommen sah" 2c. Mat. 3,7, so verstehen, daß auch Pharisäer und Sadduzäer getauft worden sind. Denn wie Lukas behauptet, sie seien zur Taufe hinausgegangen und Matthäus deutlich schreibt, sie seien getauft worden, so sagt Matthäus, sie seien zur Taufe gekommen, statt: sie seien getauft worden. Das wird bei genauer Erwägung der Worte: „ihr Otterngezücht" noch deutlicher werden. Der Bericht Luk. 7,29 ff. aber betrifft eine andere Sachlage und andere Personen, wie aus Mat. 11,17—19 klar wird.

Über den Unterschied zwischen der Johannes- und Christus-Taufe wird seit alters viel gestritten; aber gänzlich unnütz. Hinsichtlich Ursache und Zweck ist überhaupt kein Unterschied da, wohl aber hinsichtlich der Anwendung oder Form. Genau genommen ist das aber doch kein Unterschied; denn wir können ohne Schaden für unsern Glauben eine und dieselbe Sache verschieden gebrauchen. Die Johannestaufe wirkte gar nichts — ich meine die Wassertaufe, nicht die innere Taufe durch den heiligen Geist. Die Christustaufe wirkt auch nichts; denn Christus begnügte sich für sich und seine Jünger mit der Johannestaufe. Hätte seine Taufe noch etwas Reicheres und Volleres geboten, so hätte er die Jünger jedenfalls noch einmal getauft und sich selbst nicht nach dem Brauch des Johannes taufen lassen. Daß aber Christus nur mit der Johannestaufe getauft wurde, was das Untertauchen betrifft — das betone ich immer wieder, um nicht den Anschein zu erwecken, Christus habe durch seinen

[1]) Nämlich, daß Buße nicht ohne den heiligen Geist beginnen kann.

Geist nichts weiter mitgeteilt als Johannes —, erhellt leicht aus Matthäus, Markus, Lukas, wo wir Jesus wie die Übrigen zur Taufe kommen sehen, trotzdem er der Buße nicht bedarf. Daraus folgt auch, daß Johannes keine besondere Forderung aufgestellt hat, wie fälschlich behauptet wird. Was vielmehr Johannes im 1. Kap. 32—34 schreibt, ist vollkommen klar . . . Johannes erkannte Christus erst, als er vom Himmel her den heiligen Geist auf ihn herabsteigen sah; folglich hat er ihn nicht anders getauft als die übrigen auch. Dem scheint freilich zu widersprechen, daß kurz vorher Joh. 1,29 Johannes den zu ihm kommenden Jesus das „Lamm" nannte, „das der Welt Sünde trägt"; aber hier muß man beachten, daß es dem Evangelisten nicht sowohl auf die Reihenfolge als auf die Wichtigkeit ankommt; er beschreibt das Frühere später . . . Noch ein anderer Einwand begegnet, zum Beweise, daß Johannes nicht einen Unbekannten taufte: Mat. 3,14 steht deutlich, daß Johannes, als Jesus zur Taufe zu ihm kam, sagte: „Ich sollte von dir getauft werden, und du kommst zu mir?" Die Worte können doch nicht zu einem Unbekannten gesprochen sein?! Folglich, scheint es, ist Jesus dem Johannes bekannt gewesen, auch ehe er den heiligen Geist auf ihn herabkommen sah. Es führte hier zu weit, diesen Knoten aufzulösen; ich verweise auf Augustin „von der Übereinstimmung der Evangelisten" Buch 2. Kap. 15[1]). Mir kommt es nur darauf an, klar zu machen: es gibt nur eine Taufe, mögen wir sie Johannes- oder Christus-Taufe nennen . . . Jesus wurde genau so wie die übrigen Menschen getauft. Von einem Unterschied verlautet nichts, man hätte es aber gesagt, wenn er stattgefunden hätte; denn es wäre eine Taufe Christi nach einem anderen als dem gewöhnlichen Brauche nichts Auffallendes gewesen. Wo nun aber Gottes Sohn von Johannes getauft wurde, der auch die Sünder taufte, ist es wunderbar, daß der unbefleckte Gottessohn das Zeichen annahm, das solchen gegeben wurde, die sich ändern sollen, wo doch Gott selbst unveränderlich ist.

Schließlich — das ist das allerstärkste Argument — wurden die, die Christus schon gehört und seine Lehre für richtig erkannt hatten, noch mit der Johannestaufe getauft Luk. 7,29. Der Einwand, „sie sind getauft worden", bedeute dort eine schon längst vollzogene Taufe[2]), kümmert mich gar nicht; das bewiese auch nur, was ich will, daß nämlich Johannes- und Christus-Taufe eines und dasselbe sind. Denn im andern Falle hätte Jesus sie durch die Seinen noch einmal getauft; da er also auch hier sich mit der Johannestaufe begnügt, muß sie mit der Christustaufe identisch gewesen sein, obwohl mir die Deutung besser gefällt, sie seien mit der Johannestaufe getauft worden, nachdem sie Christus gehört hatten. Oder — das liegt

[1]) Augustin löst die Frage so: Johannes wußte zwar schon etwas von Christus, erfuhr aber durch das Herabkommen der Taube auf Christus etwas Neues, nämlich, daß Christus mit dem heiligen Geiste taufen würde. — Eine wirkliche Lösung ist das natürlich nicht.

[2]) D. h. sie waren schon getauft, ehe sie Christus hörten.

noch näher — „sie sind getauft worden" bedeutet hier: sie sind unterrichtet worden. Dann wäre der Sinn: diese waren bisher von Johannes unterwiesen worden, als sie aber Christus hörten, von dem sie viel bei Johannes vernommen hatten, gaben sie ihm recht, das heißt: dachten hoch von ihm wie über einen Gerechten.

Daß aber Christi Jünger nur mit der Johannestaufe getauft wurden, wird klar aus Joh. 1,37 . . . Einer der beiden hier erwähnten Johannesjünger war Andreas, der Bruder des Simon Petrus. Als Johannesjünger ist er zweifellos getauft worden; denn es wurden von Johannes auch die getauft, die nicht seine Jünger sein wollten, um wie viel mehr die, die ihm als Führer folgten! Ferner heißt es Joh. 3,26, daß Johannesjünger ihm mitteilten: „Rabbi, der mit dir jenseits des Jordans war, dem du das Zeugnis gabst, schau, der tauft hier, und alle kommen zu ihm". Daraus erhellt, daß Christus durch seine Diener nicht anders taufte als Johannes; denn sonst hätten die Johannesjünger das nicht verschwiegen. Drittens heißt es Joh. 4,2: „obwohl Jesus nicht taufte, sondern nur seine Jünger". Da also offenbar niemals Jünger von Christus getauft wurden — er taufte ja nicht —, zugleich aber seine Jünger getauft haben, ist es nicht wahrscheinlich, daß sie andere tauften, ohne selbst je getauft zu sein. Sind sie aber getauft worden, so nur mit der Johannestaufe; Christus taufte ja nicht. Da also Christus die Johannestaufe annahm und keinerlei Änderung sowohl bei der eigenen wie bei der Taufe der Apostel vornahm, hat offensichtlich die Taufe unter Johannes ihren Anfang genommen und ein Unterschied zwischen der Christus- und Johannestaufe hinsichtlich des Wesens, der Wirkung oder des Zwecks nicht bestanden . . .

Aber dem scheint Apg. 19,1—10 und Mat. 28,19 entgegenzustehen. Die erstere Stelle in der Apostelgeschichte bezeugt deutlich, daß 12 Männer im Namen Jesu auf's Neue getauft wurden, trotzdem sie früher die Johannestaufe empfangen hatten. Sind Johannes- und Christus-Taufe dasselbe, so war eine Christus-Taufe unnötig. Da gilt es, so scheint es, die Eigenart beider Taufen wohl beachten. Dazu ist zu bemerken: Johannes taufte, wie gesagt, um zur Buße zu verpflichten, und verhieß das Heil in dem, der nach ihm kommen würde . . . Die Johannestaufe forderte also ein neues Leben und zeigte die Hoffnung in Christus. Das war die Taufe der Lehre; denn das Wasser war beide Male das gleiche. Die Christustaufe forderte dasselbe; denn wie Johannes begann er zu predigen: „Tut Buße" Mat. 4,17. Daß Christus selbst die Hoffnung war, Johannes aber nicht — er war ja nicht das Licht Joh. 1,8, sondern sandte zu Christus —, machte keinen Unterschied der Taufe aus; beide zielten sie ja auf Christus, das heißt: forderten ein neues Leben nach Christi Vorbild. Ja, auch das bedingte keinen Unterschied, daß die Christus-Taufe den Heiland schon gegenwärtig hatte, die Johannes-Taufe ihn als künftig verhieß; denn das Los der in der Johannes- und Christus-Taufe Getauften war das gleiche, wenn sie vor Christi

Himmelfahrt gestorben wären. „Denn Niemand steigt gen Himmel außer dem Menschensohn, der im Himmel ist" Joh. 3,13. Die vor Christi Himmelfahrt Gestorbenen konnten also nicht in den Himmel kommen, trotzdem sie ihr Leben änderten und alle Hoffnung auf Christus setzten; denn er ist der Erstling der Auferstehung 1. Kor. 15.20. Noch viel weniger konnte die Wassertaufe ihnen den Himmel erschließen . . . Die Art der Lehre ist also beide Male dieselbe. Denn es bedeutet keinen Unterschied, daß Johannes das baldige Kommen Christi verkündete und Christus sich gegenwärtig darstellt . . . Ist also die Taufe der Lehre durchaus die gleiche, wie wollen wir denn bei der Taufe mit Wasser einen Unterschied machen, da doch beide deshalb tauften, damit wir neue Menschen würden und unser Leben nach der von beiden gepredigten Lehre gestalteten?!

Nun wollen wir zum 19. Kapitel der Apostelgeschichte zurückkehren, wo scheinbar ein Widerspruch besteht gegen die Ansicht, daß es nur eine Taufe gibt, mag man sie Christus- oder Johannes-Taufe oder nach den andern Aposteln nennen. „Als Paulus nach Ephesus kam und einige Jünger fand, sprach er zu ihnen: „Habt ihr nicht den heiligen Geist empfangen, als ihr gläubig wurdet?"" Was fragt hier Paulus? Etwa, ob sie in fremden Sprachen geredet haben? Man könnte es meinen; denn nachher, nach Auflegung der Hände, redeten sie in fremden Sprachen. Was ist das für eine neue Frage? War das etwa zum Glauben erforderlich? Keineswegs; denn wir sehen, das Sprachenwunder trat selten ein. Er fragte also nicht nach der Sprachengabe, mochte diese auch nachher eintreten; sondern nach der inneren Kraft des Glaubens. Denn er wußte, daß sie durch Apollo getauft, das heißt: unterrichtet, waren, der doch erst nach seiner Reise von Ephesus nach Korinth von Aquila und Priscilla genau den Weg Gottes gelehrt worden war. Weil also Paulus mit Grund fürchtete, es möchte ihnen vielleicht etwas fehlen, fragte er, ob sie innerlich durch den heiligen Geist gelehrt wären, sodaß sie fest auf das Heil durch Christus vertrauten? Da sie nun dieses Ziel noch nicht erreicht hatten, sagen sie, sie hätten niemals etwas vom heiligen Geiste gehört. Darüber wundert sich Paulus und fragt, worauf sie dann getauft wären? Sie antworteten: „auf die Taufe des Johannes". Beachte, wie er hier „Taufe" für „Lehre" nimmt, wie auch Christus Mat. 21,25, vergleiche Joh. 3,26, 22 . . . Die nun folgenden Worte sprach Paulus nicht zwecks Beseitigung der Geltung oder des Wertes der Johannestaufe, wie man gemeinhin glaubte, vielmehr zwecks Klarlegung ihrer Eigenart; jene sollten erkennen, ob sie entsprechend der Predigt des Johannes auch zur Buße und zu Christus gekommen wären. Denn er sagt: „Johannes taufte die Taufe der Buße". Was heißt das anders als: er predigte Buße, indem er dem Volke sagte, sie sollten glauben an den, der da kommen sollte, das heißt: an Christus Jesus. Auf diese Kunde hin wurden sie auf den Namen des Herrn Jesus getauft. Wenn also jene diese Art der Taufe, die Paulus hier erwähnt, schon hatten, was fehlte ihnen

dann noch? Wenn sie ihr früheres Leben bereuten und alle Hoffnung auf Christus setzten, so waren sie schon wiedergeboren?! Offenbar waren sie also in der Lehre des Johannes nicht genügend unterrichtet, mochten sie auch selbst einen noch so großen Fortschritt bei sich annehmen. Denn wer von den Aposteln hat das Evangelium Christi deutlicher gepredigt als Johannes? Dem Apollo selbst aber fehlte noch mancherlei, wie aus Apg. 18,24—28 deutlich wird; daher ist es durchaus unwahrscheinlich, daß die jungen Schüler geschickter waren als ihr Meister, der doch in Kenntnis von Gesetz und Propheten hochberühmt war. Sie waren bisher des Glaubens gewesen, sie hätten die Lehre des Johannes recht erfaßt; als nun aber Paulus ihnen den Kernpunkt klarlegte, fanden sie sich noch weit vom Ziel entfernt. Deshalb werden sie getauft, das heißt: durch Paulus zu Christus geführt.

Es muß auch gesagt werden, einerlei wie die Lateiner übersetzt haben, daß die Griechen an dieser Stelle durchweg haben: „in was" seid ihr getauft, nicht „womit". Desgleichen: „in die Taufe des Johannes", nicht: „in der Taufe". Sodann: er taufte „die Taufe" der Buße, nicht: „mit der Taufe". Endlich: sie wurden getauft „in den Namen" des Herrn Jesu, nicht: „in dem Namen". Ich weiß wohl, daß derartige Formeln bisweilen wechseln, aber im vorliegenden Falle läßt doch die Stetigkeit der Redeform Wohlüberlegtheit annehmen. Ja, um meine Kritiker nicht aufzuhalten, noch viel schlagender ist der griechische Text Mat. 28,19: „Taufet sie in den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes", als das: „im Namen" der Lateiner. „In den Namen getauft werden" heißt: in den Glauben, in Gott eingepflanzt werden. Daß „Name" hier: „Macht, Majestät, Gnade" bedeutet, ist nichts Neues; Christus selbst sagt ja Mark. 16,17: „in meinem Namen werden sie Dämonen vertreiben", das heißt: in meiner Kraft . . . Immerhin habe ich bei dem äußerlichen Akte der Wassertaufe nichts dagegen, beim Eintauchen diese geheiligten Worte zu gebrauchen: „ich taufe dich in den Namen des Vaters, des Sohnes ꝛc."; obschon eine derartige Taufe in Wirklichkeit nichts Anderes ist als eine Übergabe, Zueignung und Weihe derer, die früher dem Fleische und der Welt angehörten, an den Sohn und den heiligen Geist.

Von hier aus kann auch leicht dem zweiten Einwand geantwortet werden, mit dem man die Verschiedenheit der Christus- und Johannes-Taufe beweisen wollte; denn die Worte Mat. 28,19: „taufet sie in den Namen" ꝛc. sind leicht so gemeint, wie die Theologen sie verstehen. Der echte Sinn dieser Worte ist: wer Christus anziehen will, soll dem Vater, Sohn und heiligen Geist verpflichtend dargegeben, das heißt: mit ihnen verbunden, ihnen eingepflanzt werden. Eine Äußerlichkeit ist es, wenn mit den Worten: „im Namen des Vaters, des Sohnes und heiligen Geistes" getauft wird, nur Zeichen und Zeremonie der eigentlichen Sache. Wie bei einem Kaufhandel die gegenseitige Handreichung von Käufer und Verkäufer nicht die Übergabe des Kaufobjektes ist, sondern ein sichtbares Zeichen der Bezeugung für den

beiderseitigen Vollzug des Kaufhandels. Die Zeremonien sind äußere Zeichen, die anderen zeigen, daß der Empfänger sich zu einem neuen Leben verpflichtete oder Christus bis zum Tode bekennen will. So viel von der Taufe.

Was die Kindertaufe betrifft, so wird ihr Recht heute von gewisser Seite verneint; wenn man da sich ebenso folgerichtig von Streit, Parteiungen, Zank, Schmähen, Hochmut und Ungeduld fernhielte, so könnte man das nicht genug loben. Wenn man fragt, ob die getauften Kinder verdammt werden oder nicht, und die Gegner der Kindertaufe mit Nein antworten; umgekehrt die Frage, ob die nicht getauften verdammt werden, ebenfalls mit Nein beantwortet wird, und Du geltend machst: folglich sind die Kinder nicht in das Gesetz einbegriffen: „Wer da glaubet — nämlich nach Predigt und Anhören des Evangeliums — und getauft wird, wird selig; wer aber nicht glaubt, wird verdammt" Mark. 16,16; denn das sei zu Erwachsenen gesagt, nicht zu denen, die die Predigt nicht hören können, folglich könnten die Kinder vom allgemeinen Heile nicht ausgeschlossen werden, vorab die Kinder gläubiger Eltern; denn sonst erginge es ihnen ja schlechter als den Judenkindern; wenn also die Christenkinder nicht weniger Gott angehören als die Judenkinder, wer sollte dann ihre Taufe verbieten nach dem Petrusworte Apg. 10,47? — wenn Du das Alles sagst, so ändern sie gar nichts an ihrer Starrköpfigkeit . . .

Vom Abendmahl.

Vor zwei Jahren habe ich in der 18. meiner 67 Schlußreden über das Abendmahl geschrieben[1]); ich nahm damals mehr Rücksicht auf die besonderen Zeitumstände als auf die Sache . . . Deshalb habe ich damals viele Zugeständnisse an die Ängstlichkeit meiner Leser gemacht — nur zum Zweck des Aufbauens. Nach dem Vorbilde Christi; der sagte nach der Einsetzung des Abendmahls, er habe noch viel den Jüngern zu sagen, aber sie könnten es damals noch nicht fassen Joh. 16,12 f.; er wollte es also aufsparen bis zum Kommen des heiligen Geistes. Wenn Du also, lieber Leser, hier auf etwas stößst, was Du in meinen früheren Schriften nicht gesehen hast, oder hier Einiges klarer ausgeführt findest als anderweitig, auch Einiges anders, so wundere Dich nicht. Ich wollte nicht zu früh feste Speise reichen und die Perlen nicht vor die Säue werfen. Selbst wenn ich es unbeschadet gekonnt hätte, hätte ich doch nicht Alles sagen wollen, da es Niemand verstand. Ich widerrufe also hier das ehedem Gesagte in dem Sinne, daß das jetzt in meinem 42. Lebensjahre Dargebotene mehr als das vor zwei Jahren Gesagte gelten soll; denn, wie gesagt, ich schrieb damals mehr mit Rücksicht auf besondere Zeitumstände als mit Rücksicht auf die Sache, entsprechend dem Herrngebote, so zu bauen, daß nicht sogleich am Anfang Hunde und Schweine uns zerreißen. Denn ich fürchte, wenn irgend bei der Anbetung und Verehrung des wahren und einen

[1]) Vgl. oben Seite 206 ff.

Gottes geirrt wird, so geschieht es hier beim Mißbrauch des Abendmahls. Hätte seine Feier den echten Brauch nach Christi Einsetzung bewahrt, so wären nicht so schlimme Vergehen in das Volk Gottes, die Kirche, eingedrungen . . . Die wahre Frömmigkeit, die nichts anderes ist als kraft der Liebe und Furcht Gottes bewahrte Unschuld, haben wir so preisgegeben, daß das allgemeine, das heißt: das menschliche Gerechtigkeitsgefühl nicht einmal bei den Heiden so frostig geworden ist wie bei den Christen. Wir meinten, wir täten Großes, wenn wir von den heiligsten Dingen hoch dächten, denen wir doch die Heiligkeit zugesprochen hatten, wenn wir liebenswürdigst davon redeten, während wir inzwischen voller Schmutz waren wie übertünchte Gräber Mat. 23,27. Gott vertrauen und fromm sein, das heißt: ein Christ sein. Wer also meine Ausführungen über das Abendmahl hört, soll das nur ja nicht so auffassen, daß er meint, weil Zwingli es sagt, müsse man es annehmen — falls etwa einige so auf Menschenworte schwören, obwohl ich vermuten möchte, es sind wenige oder gar keine. Umgekehrt soll der Leser auch nicht, was nach seinem Urteil aus dem Quell der Geheimnisse Gottes geschöpft ist, deshalb verwerfen, weil der Verfasser ein schlichter Mensch ist — auch in der Hinsicht wird, wie ich sehe, gesündigt. Man wolle also mit dem Urteil warten, bis wir am Schluß der Ausführung einen klaren Eindruck besitzen.

„Eucharistie" haben die Griechen das Mahl des Herrn genannt; sie sind, mit Verlaub, stets frömmer und gescheiter als die Lateiner, wie ihre Literatur nur zu deutlich bezeugt. Zweifellos gaben sie diesen Namen auf Grund der dem Glauben und der Kraft der Worte Christi und des Apostels Paulus entsprungenen Erkenntnis, Christus habe mit diesem Mahl ein frohes Gedenken an ihn und eine öffentliche Danksagung für seine uns gnädig erwiesene Wohltat beabsichtigt. Denn Eucharistie ist Danksagung. Jeder Teilnehmer an dieser öffentlichen Danksagung sollte vor der ganzen Kirche damit seine Zugehörigkeit zur Zahl der Gläubigen an Christi Hingabe für uns bekunden; aus dieser Zahl sich ausschließen, sich ihr entziehen oder entfremden durch Abfall oder unreines Leben, sollte der Gipfel des Unglaubens sein. Deshalb wird das Abendmahl bei Paulus 1. Kor. 10,16 auch „Vereinigung" oder „Gemeinschaft" genannt. Deshalb auch der Ausschluß vom Abendmahl, wenn nämlich jemandem wegen seines unsaubern Lebens der Zutritt zu dieser Gemeinschaft der Gläubigen versagt wurde. Wir verstehen also jetzt aus dem Namen selbst die Bedeutung der Eucharistie, das heißt: des Abendmahls. Es ist eine Danksagung, eine gemeinsame Freudenkundgebung derer, die Christi Tod verkünden, das heißt: preisen, loben, bekennen und ganz besonders ehren. Da nun die richtige Rede Christi Joh. 6,26 ff. von den meisten nicht richtig verstanden, vielmehr keck anders gedeutet wird, so will ich vor allem den echten Sinn dieser Stelle feststellen, damit die, welche die heilige Schrift in den Dienst ihrer eigenen Ansicht so oder so zwingen, hier keine Waffen zum Schutz ihres Irrtums finden . . .

Da die Juden nicht verstanden, was Christus mit seinem Gebot Joh. 6,26 f. Speise zu wirken, das heißt: zu suchen, die nicht verdürbe, wollte, sagen sie: „was sollen wir tun, um Gottes Werke zu wirken?", in der Meinung, er rede von irgend einem äußeren Werke, das er von ihnen fordere. Jesus antwortete deshalb und sagte ihnen: „Das ist das Gotteswerk, glauben an den, den er gesandt hat" . . . Die Speise also, von der Christus hier redet, ist der Glaube. Das ist das erste Beweiszeichen für den gänzlichen Irrtum derer, die meinen, Christus rede in diesem ganzen Kapitel von der Sakramentsspeise . . . Die Speise, die er suchen heißt, ist Glaube an den Sohn. Der Glaube also ist die Speise, über die er sich so gewichtig in diesem ganzen Kapitel äußert. Darum sagen die Juden: „Welches Zeichen tust du, damit wir wissen, daß wir dir glauben müssen, und wirklich glauben? Was wirkst du, kraft dessen wir deine Gottheit anerkennen, der wir nach dem Gesetze allein anhängen dürfen? Du weißt ja, unsere Väter haben in der Wüste vom Himmel herab geregnetes Brot gegessen." . . . Jesus antwortete: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, Moses gab euch kein Himmelsbrot; kam das Brot auch von oben, himmlisch war es doch nicht, vielmehr mein Vater gibt euch das wahre Himmelsbrot. Es ist das Brot Gottes, das vom Himmel herabkam, und gibt der Welt das Leben." Das Mosesbrot erhielt das leibliche Leben, das Brot, das der Vater gibt, erquickt die Seele; so reich und wirksam ist es, daß es der ganzen Welt das Leben gibt. Da nun die Juden Christi Worte nicht begriffen, die nichts anderes waren als eine Erklärung des Evangeliums — denn mit dem „Brot essen" meint er: dem Worte des Evangeliums glauben —, sprechen sie zu ihm: „Herr, gib uns immer dieses Brot". Da sprach Jesus zu ihnen: „Ich bin das Brot des Lebens; wer zu mir kommt, den wird nimmermehr hungern, und wer an mich glaubt, den wird niemals dürsten" . . . Der Glaube also hebt allen Hunger und Durst auf. Welchen Hunger und welchen Durst? Natürlich den der Seele. Der Glaube an Christus allein also sättigt und tränkt die Seele, sodaß ihr nichts mehr fehlt. Christus fährt fort: „aber ich habe euch gesagt, ihr sahet mich und glaubt nicht". Was heißt das anders als: Ihr wundert Euch, daß ich sagte, wer zu mir komme, den werde weder hungern noch dürsten, da Ihr doch schon bei mir seid und doch Hunger und Durst unterworfen seid. Das kommt daher, daß Ihr mich wohl mit den Augen des Fleisches gesehen habt und noch jetzt sehet. Aber von diesem Sehen und diesem Zu-mir-Kommen rede ich nicht, sondern vom Lichte des Glaubens. Wer das hat, dem wird nichts fehlen . . . Denn er ist gewiß, der, den er hat, ist der wahre Seelenbräutigam und einzige Schatz, er wird nach keinem andern verlangen. Dieses Glaubenslicht habt Ihr nicht; denn Ihr glaubt nicht an mich. Deshalb versteht Ihr nicht, inwiefern ich Seelenspeise bin, das heißt: Hoffnung. Der Grund aber Eurer Blindheit ist, um nichts Schlimmeres zu sagen, daß der Vater Euch nicht gezogen hat, mich zu erkennen; sonst würdet Ihr mich annehmen

Joh. 6,37—44 . . . Das ist der Wille dessen, der mich gesandt hat: jeder, der sieht, das heißt: den Sohn erkennt und an ihn glaubt, hat das ewige Leben, und ich werde ihn am jüngsten Tage auferwecken. Siehe, das ist die Speise, von der er redet: Gott sandte seinen Sohn in diese Welt, damit wir durch ihn leben sollten. Wer wird also das Leben durch ihn haben? Wer sich auf seine Gnade verläßt. Aber wie kann man sich darauf verlassen, wenn man sie nicht anerkennt? Darum sagte er: Jeder, der den Sohn sieht, das heißt: versteht, warum der Sohn in die Welt geschickt wurde, und ihm vertraut, wird ewiges Leben haben. Hier meinte nun das Fleisch, Christus nähme sich zu viel heraus, als er sprach: „ich bin das Brot des Lebens"; denn kurz vorher hatte er gesagt: „das Brot Gottes kommt vom Himmel und gibt der Welt das Leben". Daraus folgte, daß er selbst das Brot war, das vom Himmel herabgekommen war. Folglich murrt das Fleisch, das heißt: die Juden, und spricht: „Ist der nicht Jesus, Josephs Sohn, dessen Vater und Mutter wir kennen? Wie sagt denn der: ich bin vom Himmel herabgekommen?" Jesus antwortete deshalb und sprach: „Murret nicht untereinander". Habt Ihr nicht gehört, daß ich bereits sagte: Alles, was mir der Vater gibt, wird zu mir kommen? Euer Unglaube, aus dem eine Schwerfälligkeit im Begreifen folgt, zwingt mich, immer wieder dasselbe zu sagen . . . Wunderlich ist's, daß Ihr in meinen Worten fortgesetzt einen Widersinn vermutet, wo ich doch nichts oder nur wenig sage, das nicht in Euren eigenen Propheten oder im Gesetz geschrieben steht. In den Propheten Jes. 54,13 und Jer. 31,34 steht geschrieben: „sie werden alle vom Herrn gelehrt sein." Was wundert Ihr Euch also über meine Behauptung, wegen Eures Unglaubens werde Euch vom Vater versagt, mich zu erkennen, wo doch auch Eure Propheten schreiben, derartiges müsse vom Vater gelehrt werden?! . . . Jedermann weiß, daß unsere Vorfahren in der Wüste Manna aßen; sie sind aber gestorben. Wer aber dieses Brot ißt, das heißt: mich, das heißt: wer auf mich vertraut, der hat das ewige Leben. „Das ist das Brot, das vom Himmel herabkam, daß, wer davon ißt, nicht stirbt".

Im Vorbeigehen wollen wir hier darauf achten, daß Christus unser Heil ist, sofern er vom Himmel herabkam, nicht sofern er aus der unbefleckten Jungfrau geboren wurde, wenn er auch als solcher Sohn der Jungfrau leiden und sterben mußte; aber wenn der, der da starb, nicht zugleich Gott gewesen wäre, hätte er nicht der ganzen Welt Heil sein können. Das ist also das zweite Kennzeichen[1]), daß Christus in diesem Kapitel unter „Brot" und „essen" nichts anderes als „Evangelium" und „glauben" versteht, daß, wer an sein Opfer für uns glaubt und sich darauf verläßt, das ewige Leben hat; und daß er vom sakramentlichen Essen hier gar nicht redet. Vgl. Joh. 6,51 . .

Das ist das dritte unzweifelhafte Kennzeichen, daß Christus hier nicht vom sakramentlichen Essen redet: er ist nur als das Opfer

[1]) Vgl. das erste Seite 554.

für uns unser Heil, er konnte aber nur nach dem Fleische geopfert werden und nur nach der Gottheit unser Heil sein. So ist also Christus die Seelenspeise; denn wenn die Seele sieht, daß Gott seinen eingeborenen Sohn nicht verschont, vielmehr in einen schmählichen Tod gegeben hat, um uns dem Leben wiederzugeben, so wird sie der Gnade und des Heiles Gottes gewiß. Und hier wolle man nicht tüfteln, weil er sagte, sein Fleisch werde für das Leben der Welt hingegeben, sodaß man daraus zu schließen wagt, Christus sei nur nach seiner menschlichen Natur aller Heil. Er sage ja selbst, sein Fleisch werde für das Leben der Welt geopfert, also mache das Fleisch lebendig. Wie Christus als Gott und Mensch einer ist, so wird, obwohl er nach dem Fleische getötet wurde, — denn wer könnte Gott töten? — und sein Tod uns zum Leben wurde, wegen der Einheit und inneren Verbundenheit der Naturen bisweilen einer Natur etwas zugeschrieben, was Sache des ganzen Christus ist. Nach den Worten: „das Brot, das ich geben werde, ist mein Fleisch, das ich für das Leben der Welt hingeben werde" wurden die Juden in keiner Weise gescheiter, wegen ihres Unglaubens und ihres unbeugsamen Hasses; sie faßten den Sinn der Worte Christi nicht, daß nämlich nicht der gegessene, sondern der getötete Christus unser Heil sei. Denn so werde das Menschenherz der Barmherzigkeit Gottes gewiß, wenn es sieht: Gott hat seinen eigenen Sohn nicht verschont. Die Juden murren also, je unverständiger sie sind, desto kecker und maßloser; entrüstet sprechen sie: „wie kann dieser uns sein Fleisch zu essen geben?" —; sie blieben haften an dem Fleische, das vor ihren Augen stand. Darum schauderten sie nicht ohne Grund — unsere Theologen tun es freilich nicht! . . . Da nun Christus sah, daß er nichts erreichte, macht er ihre Unwissenheit noch größer, wie er Mat. 13,13—17 mit eigenen Worten lehrt. Er spricht nämlich, als sie so gehässig über ihn redeten: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wenn ihr nicht das Fleisch des Menschensohnes esset und trinket sein Blut, werdet ihr nicht das Leben in euch haben. Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, hat das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage. Denn mein Fleisch ist wahrhaft eine Speise, und mein Blut wahrhaft ein Trank." Christi Fleisch, so wiederhole ich, ist diese Speise, sofern es zu unserer Erlösung in den Tod gegeben wurde; sein Blut ist der Trank, sofern es zur Abwaschung unserer Sünden vergossen wurde, wie aus meinen früheren Ausführungen erhellt. Da die Juden den verborgenen Sinn seiner Worte nicht fassen wollten, den er doch so nahe gelegt hatte, daß nichts daran fehlte, trifft er sie noch stärker und macht sie noch blinder. So verdienten sie es, das ist Gottes Gericht.

Deshalb fügt er auch zu dem allen hinzu: „Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, bleibt in mir und ich in ihm". Das ist den Ungläubigen zur Verhärtung, den Frommen zur Aufklärung gesagt. Und das ist das vierte Kennzeichen dafür, daß Christus hier nicht vom sakramentlichen Essen redet — denn, o Jammer, sehr

viele essen und trinken sakramentlich Leib und Blut Christi und sind doch nicht in Gott und Gott ist nicht in ihnen, außer so gut wie er auch in einem Elephanten und Floh ist —, sondern vom Essen des Glaubens; denn wer glaubt, daß er durch Christi Hingabe befreit und durch das Vergießen seines Blutes rein gewaschen wurde, der bleibt zweifellos in Gott. Denn er wirft all sein Vertrauen fest auf den Sohn Gottes und richtet seine Hoffnung nur dahin; denn wer das höchste Gut genießt, kann keinen Durst nach einem anderen Gut haben ... Und umgekehrt bleibt Gott in ihm. Denn, so sagte ja Christus selbst, Niemand kommt zu Christus, es sei denn, daß ihn der Vater zieht; wer also von dem inwendig im Herzen lehrenden Vater lernt, in dem ist Gott, und wer in Christus bleibt, in dem bleibt auch Christus ... Der Glaube, mit dem wir uns auf Christi Gnade verlassen, ist die Kraft, durch die wir in Gott bleiben und er in uns. Daß das der Sinn ist, beweisen die folgenden Worte Christi: „Wie mich der lebendige Vater sandte und ich um des Vaters willen lebe, so wird auch, wer mich ißt, um meinetwillen leben". Der Vater sandte mich, spricht er, darum auch gehorche ich seinem Willen in allen Stücken; denn ich bin des Vaters Sohn. So werden auch die mich essen, das heißt: auf mich vertrauen, sich nach meinem Beispiel umgestalten. Vergeblich ist Euer Essen, das heißt: eitel Euer angeblicher Glaube, wenn Ihr nicht auch das Leben ändert. Ich bin nicht nur gekommen, die Welt zu erlösen, sondern auch sie umzugestalten. Wer also auf mich vertraut, gestaltet sich nach meinem Beispiel um. Das ist das Brot, das vom Himmel herabkam, die Wirkung beweist es; denn wer dieses Brot ißt, wird in Ewigkeit leben; wer das leibliche Brot ißt, bei dem ist's nicht so. Das lernt Ihr daraus, daß Eure Väter das von oben kommende Manna aßen und trotzdem starben. Es kann also keinerlei leibliche Speise jemandem Ewigkeitswert geben. Die Worte erregten nicht nur bei denen, die Christus haßten, Anstoß, sondern auch bei einigen seiner Jünger. Um nicht zu unhöflich zu sein, sprachen sie: „Das ist eine harte Rede, wer kann sie hören? — auch sie hafteten, genau wie seine Gegner, noch am sichtbaren Fleisch. Da nun Jesus merkte, daß auch einige Jünger über die Worte murrten, sprach er zu ihnen: „Ärgert euch das? Wie nun, das heißt: was werdet ihr sagen oder empfinden oder dergleichen, wenn ihr den Menschensohn dahin aufsteigen seht, wo er früher war?" Ihr faßt meine Worte nicht, weil Ihr nicht glaubt, daß ich Gottes Sohn bin. Was werdet Ihr sagen, wenn Ihr mich aus eigener Kraft in den Himmel aufsteigen seht? Wird dann nicht die Tatsache zu dem Bekenntnis: „das ist Gottes Sohn" zwingen? Deshalb vertraut Ihr nicht auf mich, weil Ihr nicht glaubt, daß ich Gottes Sohn bin. Ursache aber Eures Unglaubens ist Euer Unverständnis meiner Worte. Ich reiße Euch durch Gleichnisse und hübsche Bilder in die Höhe, das Schwergewicht Eures Unglaubens drückt Euch stets an den Boden. Von einer geistigen Sache rede ich, es geht nicht um leibliche Dinge, Geist lehrt Geist. Gottes Geist, sage ich, will den armen Menschengeist gnädig zu sich ziehen,

mit sich verbinden, verknüpfen, ganz in sich umwandeln. Das stärkt das Herz, erfreut es und macht es heilsgewiß. Was ist das anderes als Seelen-Speise? Kann es passender ausgedrückt werden als mit dem Bild der Speise? Wie der hungrige Magen sich freut über die Speise, die er von oben empfängt, und durch sie die verbrauchten Lebensgeister, Wärme und Kräfte wiederhergestellt werden, so frohlockt das hungrige Herz, wenn sich Gott ihm erschließt, vor Freude, kräftigt sich von Tag zu Tag mehr, wird stark, gestaltet sich um nach Gottes Vorbild, bis daß der vollkommene Mann fertig dasteht. Von geistiger Speise rede ich. Der Geist allein gibt sie, nur er zieht ja das Herz zu sich und erquickt es. Ganz töricht denkt Ihr, wenn Ihr meint, ich rede von dem Fleische, das aus Adern und Nerven besteht, und durch sie seine Kraft empfängt. Das Fleisch nützt nichts. Wie lange wollt Ihr unverständig sein? Deutlich sage ich Euch: so fern liegt es mir, vom leiblichen Fleisch oder einem wirklichen Körper zu reden, daß ich öffentlich bezeuge: mein Fleisch nützt gar nichts.

Und das ist das fünfte Kennzeichen dafür, daß Christus hier gar nicht vom Sakrament redet, ja, er will mit diesen Worten gleichsam gesetzlich vorbeugen, daß wir niemals etwas von leiblichem Fleisch träumen. Denn wenn Christus sagt, das Fleisch nütze nichts, so darf menschliche Vermessenheit niemals über das Essen seines Fleisches streiten. Hältst Du mir entgegen, es müsse ein anderer Sinn vorliegen; denn Christi Fleisch nütze doch mancherlei, da wir dadurch vom Tode erlöst worden sind, so antworte ich: Christi Fleisch nützt freilich allenthalben sehr viel, ja, gewaltig viel, aber, wie gesagt, das getötete, nicht das gegessene. Jenes rettete uns vom Tode, aber dieses nützt gar nichts. Der die Wahrheit ist, hat das gesagt; es kann nicht anders sein . . .

Ein wenig ausführlicher habe ich das Beweismoment dieses 6. Kapitels des Johannesevangeliums für das Verständnis der Eucharistie ausgesponnen. Doch, hoffe ich, nicht ohne Nutzen. Denn es dürfte daraus klar sein, was nur immer bisher Theologen und kanonistische Rechtsgelehrte aus diesem Kapitel mißbräuchlich auf die Eucharistie bezogen haben, das haben sie keck oder dumm getan; darum darf auch ihre Autorität wenig gelten, wo sie sich nicht auf die Wahrheit stützte. Und wenn man mir sie fortgesetzt wie einen unverletzlichen Schild vorhält, so sage ich nur: der Glaube selbst diktiert den Sinn dieses Kapitels; ich müßte denn gänzlich im Glauben irren, wenn ich unerschütterlich glaube, daß der einzige und alleinige Weg zum Himmel der feste Glaube an Gottes Sohn als das untrügliche Pfand unseres Heils ist, und darauf so stark vertraue, daß ich keinerlei Elementen dieser Welt, das heißt: sinnlichen Dingen, irgend einen Heilswert zuschreibe. Und wenn man mich unverschämter Weise fragt, weshalb ich diese Stelle aus dem Johannesevangelium so peinlich ausgelegt habe, so antworte ich: die Wahrheit sollte an's Licht kommen. Haben wir es da irgend fehlen lassen, so muß das nach dem Zeugnis der Schrift offenbar werden, nicht durch irgendeine beliebige Beschuldigung . . .

Menschliche Weisheit darf nicht mehr gelten als göttliche Wahrheit. Was also aus diesem Kapitel in päpstlichen Verfügungen oder in den Schriften der Theologen gelesen wird, was man im Gottesdienst oder auf den Gassen singt, in einem von diesem echten, vom Herrn durch uns erläuterten, abweichenden Sinne, das soll als verkehrt nichts gelten; es wäre, so sollen wir sagen, besser gewesen, wenn die, die das zuließen, niemals an die reine Wahrheit gerührt hätten, als daß sie sie durch ihre Keckheit so befleckten. Was soll ihre Autorität gelten, mögen sie noch so groß und berühmt sein? Die Wahrheit ist größer. Den andern aber, die so herausfahren: Du scheinst mir der Ansicht zu sein, daß Christi leibliches Fleisch und Blut auch nicht da beim Abendmahl sind, antworte ich so: redest Du das von Dir selbst, oder haben es Dir andere gesagt? Bist Du gläubig, so kennst Du wohl den Grund des Heils, und dann vermag Gottes Wort bei Dir so viel, daß Du nach leiblichem Fleisch nicht fragst. Haben Dir aber andere gesagt, ich dächte so, so sage ich ihnen: ich denke in dieser Sache wie die Kirche Christi. Die duldet einfach die Frage nicht, ob Christi Leib wirklich, leiblich oder wesentlich im Sakrament der Eucharistie sei. Wenn Du derartige Elemente der Welt anführst, so wird sie diesen Schild entgegenhalten: „das Fleisch nützt nichts"; was streitest Du also über das Fleisch? Und wenn Du dann schreiest: „o Himmel, o Erde!", ja, „o Sterne und Meere!", so werde ich nur sagen: „das Fleisch nützt nichts"; warum bist Du also so neugierig? Es wäre besser, achtsam zu sein. Das also soll eine eherne Mauer sein: „das Fleisch nützt nichts". Und nun komm mit allen Maschinen, Katapulten, Sturmböcken, Schutzdächern und aller Art Geschossen, Du wirst sie nicht umstoßen, ja, nicht einmal erschüttern. Du mußt also anders von Fleisch und Blut in diesem Sakramente denken als die Theologen bisher bestimmten, deren Ansicht alles Empfinden, Vernunft, Denken und Glauben widersprachen. Meines Erachtens darf man auf die nicht hören, die zu sagen wagen: ich habe immer fest geglaubt, den wesentlichen Leib oder das leibliche und den Sinnen zugängliche Fleisch Christi in diesem Sakramente zu essen. Als wenn sie mit diesen Worten davon überzeugen könnten, daß jemand etwas zu empfinden glaubt, was er nicht empfand! Wenn sie sagen, alles empfange seine Kraft durch den Glauben; deshalb könne man nicht leugnen, müsse vielmehr fest glauben, daß wir das leibliche Fleisch in den Sinnen zugänglicher Form empfangen, so antworte ich: ich weiß, was Glaube ist, weiß aber auch, was die Sinne sind. Du weißt es nicht oder meinst, wir wüßten es nicht; so möchtest Du unsere klare Einsicht verdunkeln. Der Glaube ruht auf dem Geist Gottes in unseren Herzen, wir spüren ihn. Denn die innere Umwandlung des Herzens ist keine dunkle Sache, aber mit den Sinnen empfinden wir sie nicht. Nun kommen jene Leute, meinen, der Glaube sei eine heftige freie Hinwendung unseres Gemütes zu jeder beliebigen, auch dem Wesen des Glaubens gar nicht entsprechenden Sache, und behaupten deshalb, man müsse mit unerschütterlichem Glauben hier an die Anwesenheit des leiblichen und

den Sinnen zugänglichen Fleisches glauben. Dabei machen sie jedoch einen doppelten Fehler: zunächst glauben sie, der Glaube stamme aus Menschen-Urteil und -Wahl. Das ist ein Irrtum. Wenn auch der Glaube Hoffnung und Zuversicht zu der Sinnenwelt ganz fernliegenden Dingen ist, so ruht er doch nicht auf unserem Urteil oder unserem Wählen; vielmehr die Objekte unserer Hoffnung lassen selbst alle Hoffnung auf sich richten. Würden wir nach eigener Wahl oder Belieben gläubig, so könnten alle Menschen aus eigener Kraft gläubig werden, auch die Ungläubigen. Stammt also der Glaube nicht aus den Sinnen oder der Vernunft und richtet er sich auch nicht auf sinnenfällige Dinge, so ist der zweite Irrtum jener leicht entdeckt. Der zweite Fehler ist der: sie beziehen den Glauben auf sinnenfällige Dinge und wollen durch sie Gewißheit erzielen; das ist überflüssig; denn das mit den Sinnen Erfaßbare hat den Glauben nicht nötig; was man sieht, wie sollte man das erhoffen? Sinnenfälliges wird mit den Sinnen empfunden. Nun wollen wir sehen, wie vortrefflich sich das zu einander reimt: im Glauben glauben wir die Anwesenheit des leiblichen und den Sinnen zugänglichen Fleisches Christi! Man glaubt Dinge, die der Sinnenwelt ganz fernliegen, alles Leibliche aber ist so sinnenfällig, daß es ohne die Sinnenfälligkeit gar nicht leiblich ist. Es sind also zwei ganz verschiedene Dinge: glauben und mit den Sinnen empfinden. Achte also darauf, welch' eine Ungeheuerlichkeit in den Worten steckt: ich glaube, den Sinnen zugängliches und leibliches Fleisch zu essen. Denn ist es leiblich, so bedarf es keines Glaubens; denn es ist sinnlich. Beim Sinnlichen aber ist Glaube nicht nötig; die Sinne geben vollkommene Gewißheit. Umgekehrt: glaubst Du zu essen, so kann, was Du glaubst, nicht mehr sinnlich oder leiblich sein. Also sagst Du eine Ungeheuerlichkeit. Achte ferner darauf, daß hier die Theologen etwas behaupteten, worüber die Sinne auch im Ungewissen waren, nämlich, daß das Brot Fleisch sei; denn sonst hätten die Sinne die Entscheidung, nicht der Glaube. Der Glaube hat es nicht mit Dingen der Sinnenwelt zu tun und stammt auch nicht daher. Meines Erachtens darf man auch auf die nicht hören, die die erwähnte Ansicht als plump, ja, gottlos und frivol beurteilen und darum so entscheiden: wir essen zwar das wahre und leibliche Fleisch Christi, aber geistig. Denn sie sehen noch nicht den Widerspruch zwischen den Begriffen „Leib" und „geistig essen". Sie sind verschieden, Leib und Geist; entscheidest Du Dich für das Eine, so ist das Andere ausgeschlossen. Handelt es sich um „Geist", so kann es kraft des Gegensatzes nicht „Leib" sein; umgekehrt, wenn vom „Leib" die Rede ist, weiß jeder: es ist nicht „Geist". Daher heißt „leibliches Fleisch geistig essen" nichts Anderes als behaupten, Leib sei Geist . . . Da schau nun das Glück, das bei dem Glauben herauskommt, das leibliche und den Sinnen zugängliche Fleisch Christi zu essen, oder, wie andere sagen, sein leibliches Fleisch geistig zu essen! Du wirst unzweifelhaft zugeben, daß nur Verwirrung, Scheu und, gerade heraus gesagt: Argwohn auch gegenüber sonstigen ganz sicheren und heiligen Dingen des Glaubens daraus entsteht. Die

klugen Gesellen sagen freilich, dieses wunderliche Essen des den Sinnen zugänglichen und leiblichen Fleisches sei eine Stütze des Glaubens! ... Sehen aber nicht die wahrhaft Gläubigen ihr Heil darin, sich auf Gottes Barmherzigkeit zu verlassen, deren festes Zeichen oder Pfand wir in Jesus Christus, dem eingeborenen Sohne Gottes, besitzen? ... Daher haben auch zweifellos die wahrhaft Frommen entweder nichts Derartiges geglaubt oder sind, wenn man sie zum Glauben zwang, innerlich ausgerissen, mochten sie auch mit dem Munde bekennen, sie glaubten so, wie die Gottlosen behaupteten ... Wir alle — das steht fest und ist ganz klar — sind, wie gesagt, bei der Betrachtung dieses geist-leiblichen Essens — so muß ich wider Willen sprechen — innerlich mit dem Herzen nicht dabei gewesen, hauptsächlich deshalb, weil die Wahrheit stets siegen sollte; aber das kalte oder furchtsame Herz wollte nicht sich widersetzen, weil der Papst, wie es sah, anders bestimmte ... Der Glaube ist das Süßeste und Lieblichste für die Seele, jenes leibliche und sinnenfällige Essen aber beschwerte oder bedrückte die Seele; so ist es jedenfalls eher aus verwegenem Menschenwitz entstanden als aus Gottes Wort. Doch, um gegen Niemand ungerecht zu sein, einige könnten mit den sogenannten Konsekrationsworten[1]) sich entschuldigen; denn die besagen öffentlich mit einem Hinweis auf das Brot: „das ist mein Leib". Darüber jetzt ein Wort: ... Ich bezeuge vor dem einen, allmächtigen Gott, Vater, Sohn und heiligen Geist, dem Herzenskündiger, daß ich das Folgende nur um der Erforschung der Wahrheit willen vorbringe. Ich kenne den unersättlichen Ehrgeiz des alten Adam; ich hätte, wenn ich je das Maß überschritt, Gelegenheit gehabt, ihn zu befriedigen; die mächtigsten Fürsten der Christenheit hätten sie mir längst gegeben, aber ich will beharrlich nicht davon reden, ich möchte nicht, wie es gewisse Leute machen, durch Abwehr reden. Ich kenne zudem die Schwierigkeit, gegen eine alteingesessene Meinung vorzugehen. Denn wir sind gemeinhin derart Christen, daß uns die Verteidigung jener äußeren Zeichen, der sogenannten Sakramente, der Mühe wert erscheint, auch wenn wir niemals oder selten dabei das Leben suchen und Baufälliges stützen. Obwohl wir doch darauf die Hauptsorge richten müßten, so nahe wie möglich an unser Urbild, dessen Namen wir tragen, Christus, heranzukommen. So ist es gefährlich, sich in eine so große Gefahr zu begeben, wo es so viele und so grausame Feinde gibt. Da will der größte Wüterich der frömmste Mensch sein. Was willst Du machen? Das Gesetz befiehlt, auch den verirrten Ochsen Deines Feindes seinem Herrn zurückzuschicken 2. Mos. 23,4. Und da sollst Du nicht mahnen, wenn Du die ganze Welt im Irrtum siehst, zumal, wenn Du gegenwärtig so viele Riesen ohne Zaudern vorgehen und alle verderblichen Lehren vorbringen siehst?! ... Ich will mich bemühen, daß das, was ich in dieser Sache vorbringe, fest und stark sei, sodaß es nicht leicht zerrissen werden kann. Ich bitte aber zugleich alle Christen, sie möch-

[1]) Die Einsetzungsworte, mit denen Brot und Wein geweiht (konsekriert) werden.

ten nicht urteilen, bis sie alles gehört haben; ich werde schon ihren Entscheid zu tragen wissen. Denken sie wie ich, so werde ich zweifellos dankbar sein, werden sie aber über mich losziehen, mich verdammen, verfluchen, so werden sie das, wenn sie klug sind, mit der heiligen Schrift tun, und dann bin ich ihnen großen Dank schuldig; denn sie bringen mich vom Irrtum auf den rechten Weg. Denn ich bin durchaus gesinnt, einem guten, auf der himmlischen Lehre fußenden Mahner gerne gehorchen zu wollen. Führen sie aber ihre Sache mit Geschrei, so werden sie tauben Ohren rufen. Solchen Worten gegenüber: „Das ist Ketzerei, Irrtum, Anstoß für fromme Ohren" bin ich taub. Diese Worte haben mein Ohr so oft getroffen, daß es unempfindlich geworden ist. Niemand also möge sagen: Wer will das dulden? Die ganze Welt denkt anders. Vielmehr möge man bei sich überlegen, daß oft ein ganzes Volk irrte mit wenigen Ausnahmen, wie es zu Noahs Zeiten geschah... Das Wahrste ist immer nur den Wenigsten bekannt. So dürften die, welche über das Abendmahlsbrot anders als üblich denken, das nicht frevelhaft tun ... Offen aber bekenne ich vor meinem Gott und Herrn Jesus Christus und vor aller Kreatur, daß ich den Sinn der Worte Christi, den ich jetzt vortragen will, für richtiger halte als den bisher vertretenen, obwohl ich keine verwegene Behauptung aufstellen will. Bringt jemand Klareres und dem Glauben Entsprechenderes vor, so nehme ich das mit vielem Danke an; das verspreche ich...

Wir müssen sehen, welches der ursprüngliche Sinn der Worte Christi: „Das ist mein Leib" ist; denn leiblich und kraß können sie nicht verstanden werden. Gegenwärtig sind Leute aufgetreten, die den symbolischen Sinn in das Wort: „das" legen wollten[1]). Den Glauben dieser Leute schätze ich, vorausgesetzt, daß er recht ist ... Wenn sie also bei den drei Evangelisten und beim Apostel Paulus lesen: „Jesus nahm das Brot, dankte, brach es und sprach: Nehmet, esset, das ist mein Leib", so behaupten sie, hier finde bei dem Hinweis ein Wechsel statt, derart, daß dieses Pronomen „das" nicht auf das Brot weise, das er empfangen, gebrochen und dargereicht hatte, sondern auf den sinnlich-sichtbaren Leib Christi selbst. Offenbar ist ihre Meinung diese — ich habe nur ein dünnes Schriftchen[2]) von ihnen gelesen —, daß Christus seinen Jüngern zeigen wollte, dieser sein Leib sei der, von dem die Propheten vieles voraussagten, was mit ihm geschehen sollte. Diese Ansicht könnte das Wort Christi Joh. 6,51 stark unterstützen: „Das Brot, das ich geben werde, ist mein Fleisch, das für der Welt Leben hingegeben werden wird". Denn es könnte hier gesagt sein: „Schaut, das ist mein Leib, von dem ich kürzlich sagte, er müsse für der Welt Leben geschlachtet werden! Jetzt wird er auf den Altar gerissen. Aber fürchtet Euch nicht und bangt nicht! Hier bin ich, ich stelle mich selbst. Und damit Ihr in keinen Irrtum fallen könnt, etwa, ich glaubte als Sohn Gottes diesen Leib nicht auf

[1]) Karlstadt.

[2]) Die Schrift Karlstadts: „Von dem widerchristlichen Mißbrauch des Herrn Brot und Kelch."

die Schlachtbank legen, vielmehr plötzlich irgend einen anderen herbeizaubern zu müssen, wie das die Engel oft getan haben, damit Ihr, wie gesagt, nicht in menschlicher Vermessenheit wähnt, ich würde einen anderen Leib statt diesem dahin geben, so sage ich Euch klar und deutlich: diesen Leib, den Ihr da sehet, werde ich zur Erlösung der Welt hingeben."

Mit Verlaub will ich meine Meinung sagen, entsprechend dem Sachverhalte. Wenn wir in dieser Weise das Pronomen „das" auf Christus beziehen, so geht alle Handlung verloren, und die ist doch so peinlich von allen beschrieben, daß es frevelhaft wäre, die sorgfältige Ausdrucksweise für zwecklos zu halten. „Jesus nahm das Brot, segnete, dankte, brach es, gab es den Jüngern mit den Worten: nehmet und esset, dieser mein Leib soll für euch dahingegeben werden". Was hätte es solcher Umständlichkeit bedurft, der die Evangelisten so nachgingen, daß wir bis auf den heutigen Tag, so oft wir diese Worte hören, Christus selbst geradezu handeln und das alles reden zu sehen meinen? Was bedurfte, meine ich, Christus solcher Umständlichkeit, wenn er nichts Anderes sagen wollte, als daß dieser sein Leib gleichsam zwischen Hammer und Amboß stecke? Oder gibt er etwa nach Art gastfreier Menschen eine Aufforderung, zu essen, wo sie doch schon gegessen hatten, sodaß der Sinn wäre: seid guten Mutes und esset fröhlich?! Was sollen dann die Worte: „er segnete, dankte, brach, gab"? Oder aßen sie etwa nur, wenn Christus austeilte und gab? Wir müssen hier also entweder alle Handlung und alle Worte preisgeben — das wäre gottlos — oder offen bekennen, daß das, was Christus so sorgsam und majestätisch gab, sein symbolischer Leib war. Dem steht nicht entgegen, daß „Brot" im Griechischen und Lateinischen männlichen, „Leib" aber sächlichen Geschlechtes ist[1]). Derartige Redeweisen kann man unzählige in allen Sprachen hören, wenn ein Übergang vom Kunstwerk zum Stoff stattfindet. Zum Beispiel: Nimm diesen Becher; denn das ist das reinste Gold unter dem ganzen königlichen Schatz. Schau, da bedeutet „Becher", männlichen Geschlechtes, das Kunstwerk, das Gold aber den Stoff . . . Es ist also das Argument falsch, das man von der Änderung des Geschlechtes hernimmt. Ferner, wenn Christus sagt: „Das tut zu meinem Gedächtnis", was soll hier zu seinem Gedächtnis getan werden? Sagst Du: „essen", so halte ich dem entgegen: was sollen wir denn mit den zwischeneingefügten Worten: „das ist mein Leib" machen? Scheint es nicht vielmehr arg gewaltsam, wenn alle Handlung und die diesen Worten voraufgehende wie folgende Rede klar darauf abzielen, daß das zum Essen Gereichte der Leib Christi ist, wenn auch symbolisch, und daß die befohlene Gedächtnishandlung alle Ursache des Essens ausdrückt — scheint es, sage ich, nicht gewaltsam, diese in der Mitte stehenden Worte anderswohin zu schieben? Offenbar ja. Man darf die

[1]) D. h. es braucht nicht gesagt zu sein: dieser (Brot als Maskulinum) ist mein Leib, wenn das Demonstrativpronomen sich auf „Brot" beziehen soll; ebensowenig wie es beim folgenden Beispiel heißt: der ist das reinste Gold.

Worte nicht so vergewaltigen, selbst wenn der Glaube an einem anderen Sinn nicht zweifelt.

Die ganze Schwierigkeit liegt also nicht in dem Pronomen „das", sondern in dem ebenso kleinen Worte „ist". Das steht in der heiligen Schrift an mehr als einer Stelle für „bedeutet". Ich höre, um das zunächst zu bemerken, daß einst Wiclif und noch heute die Waldenser[1]) der Ansicht sind, daß „ist" hier für „bedeutet" stehe; doch habe ich ihren Schriftbeweis nicht gesehen. Es ist ja möglich, daß sie zwar richtig denken, aber ihre richtigen Gedanken nicht richtig verteidigen; deshalb vermutlich hat man ihre Ansicht als gottlos verdammt. Ich habe mit Gottes Gnade schon oft mit vielen Gegnern über den Sinn der Schrift gestritten und dabei häufig die Erfahrung gemacht, daß manche ganz richtig dachten, aber ihre Sache aufgeben und in andere Hände legen mußten, weil sie ihre richtigen Gedanken nicht richtig beweisen konnten. Unbekümmert also um das Schreien: „ein Wiklefit, ein Waldenser, ein Ketzer ist er" will ich die Schriftstellen bringen, in denen unleugbar „ist" im Sinne von „bedeutet" steht. Und dann will ich klar beweisen, daß auch an jener Stelle „ist" als „bedeutet" genommen werden muß. Zwingli bespricht nun 1. Mos. 41,26 f., Luk. 8,11 ff., Mat. 13,1—23, 38, Joh. 14,6, 15,5, 8,12 u. a.

Nunmehr müssen wir vor allem beachten, wie alles klappt, wenn wir in dieser Weise „ist" im Sinne von „bedeutet" nehmen. Ist das der Fall, so ist zugleich bewiesen, daß auch an jener Stelle „ist" als „bedeutet" genommen werden muß, was wir ja an zweiter Stelle beweisen wollten. So sagt der Evangelist Lukas — mit dem wollen wir uns begnügen —: „Und nachdem er das Brot genommen hatte, dankte er, brach und gab es ihnen mit den Worten: das bedeutet meinen Leib, der für euch gegeben wird; das tut zu meinem Gedächtnis". Schau, Du gläubige, aber in törichten Meinungen befangene Seele, wie hier alles klappt, nichts wird gewaltsam entfernt, nichts hinzugesetzt, vielmehr alles klappt so, daß Du Dich wunderst, diesen Sinn nicht stets gesehen zu haben; ja, noch mehr wunderst Du Dich, daß man dieses so harmonische Redegefüge so frevelhaft verzerrt hat. „Er nahm das Brot, dankte, brach und gab es ihnen, mit den Worten" ꝛc. Schau, da fehlt nichts! „Das", nämlich was ich zum Essen darreiche, ist Symbol meines für Euch dahingegebenen Leibes, und das, was ich jetzt tue, sollt Ihr künftig zu meinem Gedächtnis tun. Oder zeigen diese Worte: „tut das zu meinem Gedächtnis" nicht klar, daß dieses Brot zu seinem Gedächtnis gegessen werden soll? So ist das Herrnmahl, wie Paulus 1. Kor. 11,25 es nennt, ein Gedächtnis

[1]) John Wiclif, der englische Vorreformator, gest. 1384, verwarf die katholische Verwandlungslehre im Abendmahl, hielt aber an einer „sakramentalen" Gegenwart von Leib und Blut Christi fest, denkt also nicht ganz so wie Zwingli. Die im 13. Jahrhundert entstandene Waldenserbewegung dachte erst in späterer Zeit ähnlich wie Wiclif. Möglicherweise denkt Zwingli an die böhmischen Brüder, die von Luther „Waldenser" genannt wurden, und deren Abendmahlslehre die Wandlung der Elemente leugnete, aber eine geistige Anwesenheit des Leibes Christi behauptete.

des Todes Christi, nicht eine Vergebung der Sünden; die gibt nur Christi Tod. Er spricht nämlich: „das, was ich Euch jetzt essen und trinken heiße, soll ein Symbol sein; das sollt Ihr in gemeinsamem Essen und Trinken benutzen, wenn Ihr das Gedächtnis an mich begeht." Dieses Gedenken drückte Paulus 1. Kor 11,.26 zur vollen Verdeutlichung — er hatte zwar schon beide Male zu Brot und Kelch gesetzt: „Das tut zu meinem Gedächtnis" — so aus: „So oft ihr von diesem Brot esset — nämlich von dem Brot, das Symbol ist, Niemand nennt es „Fleisch" — und diesem Kelche trinket, verkündet den Tod des Herrn, bis er kommt". Was heißt „des Herrn Tod verkünden?" Predigen, sich freuen, loben, wie auch Petrus 1. Pet. 2,9 sagte . . . Paulus mahnt uns also, dieses Gedächtnis des Todes Christi solle bis zum Ende der Welt, wenn Christus wiederkehren und mit dem menschlichen Geschlechte in's Gericht gehen wird, erfolgen, derart, daß wir des Herrn Tod verkünden, das heißt: predigen, loben und danken. Daher haben es ja die Griechen „Eucharistie" genannt.

Nun wollen wir zu den den Kelch betreffenden Worten übergehen; sie machen unsere Ansicht noch klarer. Doch sei zunächst daran erinnert, daß „Kelch" im Sinne von „Trank" zu verstehen ist, das Gefäß steht für den Inhalt. Dementsprechend heißt es: „Dieser Kelch ist das neue Testament in meinem Blute, das für euch vergossen wird" ꝛc. Hier wollen wir die Einzelheiten erläutern. Der Kelch heißt das neue Testament . . . Ist dieser Kelch das neue Testament? Ja, er ist es: Die Wahrheit sagt es; aber dieses neue Testament besitzt seine Kraft nur in Tod und Blut Christi, ja, Tod und Blut sind das Testament selbst. Ist der Kelch das Testament, so folgt, daß dieser Kelch das wahre und sinnlich-sichtbare Blut Christi ist; denn sein Vergießen für uns hat das Testament geheiligt, fest und gültig gemacht. Auch hier bin ich anderer Ansicht als gewisse große Männer; zwar recht eigentlich nicht ich, sondern die Sache selbst. Die persönliche Meinungsverschiedenheit tut's ja nicht, wenn es um die Sache anders steht. Es wird hier „Testament" im uneigentlichen Sinne für „Zeichen" oder „Symbol des Testamentes" genommen, so wie man amtliche Briefe „Zeugnisse" nennt, trotzdem sie nicht atmen oder reden, sondern nur Zeichen von Worten und Taten einstmalig Lebender sind . . . So ist auch an dieser Stelle das Testament Tod und Blut Christi, der urkundliche Brief aber mit Ordnung und Inhalt des Testamentes ist dieses Sakrament. Denn in ihm gedenken wir der Wohltaten des Todes Christi und seines Blutvergießens. Beim Genuß dieser Güter danken wir Gott dem Herrn für das Testament, das er uns gnädig gegeben hat. Das Testament wird geöffnet und vorgelesen, wenn Christi Tod verkündigt wird; es wird ausgeschüttet, wenn auf den Tod Christi vertraut wird; denn dann tritt der Erbschaftsgenuß ein. Daß aber dieser Kelch so als Symbol des wahren Testamentes verstanden werden soll, zeigen die Worte selbst, wenn es heißt: „Dieser Kelch, das neue Testament," das heißt:

des Testamentes Zeichen und Brief, „ist in meinem Blute". Es heißt nicht: „Dieser Kelch, das heißt: das neue Testament, ist mein Blut", vielmehr: „Dieser Kelch ist das neue Testament in meinem Blute". Dinge aber, von denen das eine im andern ist, sind von einander verschieden, „real", wie die Philosophen sagen. Real Verschiedenes aber kann auf keinen Fall eine und dieselbe Sache werden. Denn das in einem andern Steckende ist nicht das, in dem es steckt. Warum also sagen im Gegensatz zu den Worten der anderen Evangelisten Matthäus und Markus: „Das ist mein Blut des neuen Testamentes" Lukas und Paulus: „Dieser Kelch ist das neue Testament in meinem Blute"? Das scheint doch eine seltsame Verschiedenheit zu sein. Jene sprechen vom „Blut des Testamentes", diese vom „Testament des Blutes", das heißt: vom Brief und Zeichen des Testamentes, das seine Kraft im Blute Christi hat!? Das ist Alles Absicht. Lukas und Paulus schrieben später als jene und verdeutlichten deshalb etwas ihre Worte. Sie sahen, daß die Worte: „Dieser Kelch ist mein Blut" für das Begriffsvermögen gewisser Leute zu trocken waren . . . Sie glaubten, nicht alle würden sie so verstehen: „Dieser Becher ist das Symbol meines Blutes, das das Blut des neuen Testamentes ist", . . . und deshalb formten sie die Worte anders: „Dieser Kelch ist das neue Testament", das heißt: das ist der Kelch des neuen Testamentes, und dieses neue Testament hat Kraft in meinem Blute; denn Matthäus und Markus sagten im Genetiv: des neuen Testamentes, was Lukas und Paulus im Nominativ ausdrückten: das neue Testament. Daher sagten sie auch in uneigentlichem Sinne „neues Testament" statt: es ist ein Symbol des neuen Testamentes. So wie wir den Testamentsbrief mit den Angaben der Legate „Testament" nennen und das Bild des Kaisers „Kaiser". Es ist also der Kelch ein Symbol des neuen Testamentes . . . Wenn nun die den Kelch betreffenden Worte: „Dieser Kelch ist das neue Testament in meinem Blute" lauten und „in meinem Blute" nur den Sinn haben kann: das Testament hat seine Kraft in meinem Blute, so müssen offenbar die das Brot betreffenden Worte in ähnlicher Weise verstanden werden: was ich Euch essen heiße, ist Symbol oder bedeutet meinen Leib, der für Euch gegeben wird. Doch möchte ich, daß Niemand durch diese peinlichen Worterklärungen sich geärgert fühle; sie sind nicht meine Stütze, sondern das eine Wort: „Das Fleisch nützt nichts" Joh. 6,63; es genügt, um durchzuzwingen, daß „ist" an dieser Stelle für „bedeutet" oder „ist Symbol" steht, selbst wenn aus den Worten selbst dieser Sinn gar nicht erschlossen werden könnte.

Noch eine andere Paulus-Stelle muß herangezogen werden, damit wir noch deutlicher sehen, wie Christi Jünger im apostolischen Zeitalter dieses Sakrament gebraucht haben. 1. Kor. 10,16 heißt es: „Der Kelch des Segens, das heißt: der Freigebigkeit und Güte Gottes, den wir segnen, das heißt: mit dem wir danken, ist der nicht die Gemeinschaft des Blutes Christi?" Das heißt: wenn wir gemeinsam von diesem Kelche trinken, den uns Christus als Symbol

seiner Freigebigkeit gab, trinken dann nicht nur die, welche das Blut des Testamentes gleichsam gemeinsam haben? Wer also hier trinkt, zeigt sich vor allen Brüdern als einer aus der Schar derer, die auf Christi Blut vertrauen. Daß das der einzig berechtigte und echte Sinn dieser Worte ist, beweisen deutlich gewisse, alsbald folgende Kennzeichen. „Das Brot, das wir brechen, nämlich unter uns, ist das nicht die Teilnahme am Leibe Christi?" Das heißt: wenn wir das Brot unter uns brechen, geben wir alle, die wir Christi Leib sind, uns dann nicht gegenseitig kund als Zugehörige zur Zahl der Christusgläubigen? Es folgt alsbald ein Kennzeichen, das beweist, daß dies der rechte Sinn sei und „Leib" hier anders genommen werden muß als im Sinne von „Symbol des Leibes", nämlich im Sinne von „Kirche". Es heißt nämlich: „Wir viele sind ja ein Brot, ein Leib; denn wir haben alle Teil an dem einen Brote." Man sieht hier und im 11. Kapitel des 1. Korintherbriefes deutlich, daß man zur Zeit des Paulus das Sakrament so gebrauchte: Die Jünger Christi kamen zusammen und aßen gemeinsam von Anfang an; dabei ließen einige üppig und prunkvoll auftragen. Infolgedessen schämten sich diejenigen, die nichts Derartiges hatten, und wurden verachtet. Einige eilten, andere aßen langsam. So kam es, daß ein Teil voll gesättigt auf das symbolische Brot wartete, ein anderer aber noch nicht gegessen hatte, als man Brot und Becher herumzutragen begann. Da mahnt Paulus, man möchte daheim essen, und die Kirche, das heißt: die Versammlung Gottes, nicht verachten. Daheim läßt er die tägliche Mahlzeit genießen, nicht das symbolische Brot und Blut. Wenn sie nun so versammelt waren zum freudigen Lobpreis Gottes, wurden sie ermahnt, nicht ohne Prüfung zu essen; darum heißt es: „Der Mensch prüfe sich selbst" ꝛc. Denn wer von diesem Symbol ißt, bezeugt damit, daß er ein Glied der Kirche sei. Deshalb darf nachher nicht von Götzenopferfleisch essen und dort nicht zu Tisch sitzen, wer am symbolischen Mahle Christi teilgenommen hatte — darauf zielt Paulus ab; denn die hier essen und trinken, werden ein Leib und ein Brot. Das heißt: alle, die zusammenkommen, den Tod des Herrn zu verkünden, das symbolische Brot essen und damit sich als Leib Christi, das heißt: als Glieder seiner Kirche bezeugen; die hat einen Glauben und ißt ein symbolisches Brot, so ist sie auch ein Leib und ein Brot. Christus — das wird daraus klar — hat uns mit Brot und Wein speisen und tränken wollen, damit, wie diese Elemente beide aus zahllosen Körnern oder Mehlstäubchen bezw. Weinbeeren zu einem Leibe sich verbinden, so auch wir zu einem Glauben und einem Leibe uns zusammenschließen. Deshalb haben auch die Griechen das Mahl „Synaxis" = Vereinigung genannt, weil durch dieses Symbol alle, die da zusammengekommen waren, zu einem Leibe zusammengefügt wurden.

Die Stellen der Apostelgeschichte vom Brotbrechen sprechen sehr für diese Auffassung, wenn sie, wie man vielfach glaubt, von der Gemeinschaft des symbolischen Brotes zu verstehen sind. Unzweifelhaft muß im 2. Kapitel der Apostelgeschichte die erste Erwähnung des Brot-

brechens von diesem symbolischen Brote verstanden werden, wenn es heißt: „Und sie hingen alle fest an der Lehre der Apostel und der Gemeinschaft, dem Brotbrechen und Gebet". Denn bald darauf spricht er vom Brote, das heißt: von der leiblichen Speise, wie man sie in den einzelnen Häusern gebrauchte. Es ist also klar, daß die Apostel dieses Brot so gebraucht haben, wie wir schon sagten, wie man leicht aus den vorangehenden und folgenden Worten schließen kann . . .

Die religiöse Anschauung ist also falsch, die da lehrte, der Gebrauch dieses symbolischen Brotes tilge die Sünden. Christus allein tilgt durch seinen Tod die Sünden. Er ist aber nur einmal gestorben, wie der ganze Hebräerbrief und das 6. Kapitel des Römerbriefes zeigt. Sein einmaliger Tod besitzt Kraft zur Tilgung aller Sünden aller Menschen. Falsch ist die Anschauung, die da lehrte, dieses Brot sei ein Werk oder Opfer, das durch tägliche Darbringung unsere Sünden sühne, nämlich in der Messe, wie ich anderweitig vielfach bewiesen habe . . . Man muß ohne weiteres alle Messen unterlassen, und das Abendmahl nach Christi Einsetzung gebrauchen. Doch braucht man keineswegs den erwählten Meßpriestern Unrecht zu tun, vielmehr soll man sie ruhig bis zu ihrem Tode unterhalten. Nachher aber soll man Niemand an die Stelle der Verstorbenen wählen und ihre Güter für die Armen verwenden . . . Die Eucharistie oder die Synaxis oder das Abendmahl ist nichts Anderes als ein Gedenken; diejenigen, die durch Christi Tod und Blut in festem Glauben sich mit dem Vater versöhnt wissen, verkündigen hier diesen lebenbringenden Tod, das heißt: sie loben, freuen sich und bekennen. Es folgt nun, daß die Teilnehmer an diesem Gebrauche oder dieser Festfeier zum Gedächtnis an den Tod des Herrn, das heißt: zu seiner Verkündigung, sich als Glieder eines Leibes, als ein Brot mit der Tat bezeugen. Denn alle an Christus Glaubenden sind ein Leib . . . Wer sich also zu den Christen gesellt, wenn sie den Tod des Herrn verkünden, wer zugleich das symbolische Brot oder Fleisch ißt, der muß natürlich hernach nach Christi Gebot leben; denn er hat den anderen bezeugt, daß er auf Christus vertraut. Wer auf ihn vertraut, muß wandeln, wie er selbst wandelte 1. Joh. 2,6. So erklärt es sich, daß die Teilnehmer an jenem Essen des Brotes sich gegenseitig bannten, wenn einer schamlos hurte, trank, Wucher trieb, Götzen verehrte, schmähte oder raubte 1. Kor. 5,11. Wäre diese Sitte niemals aus Christi Kirche verschwunden, so müßte der Christen Leben und Verkehr untereinander vorzüglich sein. Schau, Du fromme Seele, so werden wir zu Narren, wenn wir unseren eigenen Fündlein nachfolgen! Mit Messen wollten wir allesamt das Heil erlangen, wo doch das Abendmahl, selbst wenn es nach Christi Brauch gefeiert wird, keine Sünden tilgt; denn das tut Christus allein. Es war aber eine heilige Handlung[1]), die unsere Zugehörigkeit zu Christus vor der Kirche bezeugte, und wenn wir dieses Bezeugen nicht treu hielten, sollten wir aus der Gemeinschaft der Brüder aus-

[1]) Wörtlich: ein Sakrament.

gestoßen werden, damit die christliche Unschuld um so trefflicher gewahrt bleiben könnte. Was trat später ein, als wir diese Lebensregel und christliche Sittenzucht in ihr Gegenteil verkehrten? Das, was wir alle mit eigenen Augen sahen, daß nämlich unser Leben schamloser als das von Türken und Juden geworden ist. Bei denen sind Ehebrüche nicht so häufig, gibt es nicht so viele Wege und Mittelchen, zu wuchern, nicht solche viehische Schlemmerei, nicht solch verwegenes Rauben, gar nicht zu reden vom Hochmut der Fürsten und Völker, den beständigen Kriegen, unsauberen Lästerungen, schmutzigen Worten, Lügen, Betrug, Gaunerei. Haben wir nicht diesen ganzen Rattenkönig von Lastern alle durch Messehören, Messestiften, Messelesen beseitigen wollen? Ich glaube, Niemand wird leugnen, daß wir alle zur Messe, gleichsam zum heiligen Anker, unsere Zuflucht genommen haben. Ja, zu dem Wahnwitz sind wir gekommen, daß wir den bloßen Anblick des Brotes für heilbringend hielten, bei der Ausstellung der Hostie. Selbst das genügte noch nicht. Was wir sahen, beteten wir auch an und vergaßen unsere eigenen dogmatischen Lehrsätze, sofern alle, neue wie alte, Lehrer, die darüber geschrieben haben, darin übereinstimmten, nicht einmal Christi bloße Menschheit dürfe angebetet werden[1]). „Gott allein ist anzubeten" Mat. 8,10 und: „Niemand hat Gott je gesehen" Joh. 1,18 . . . Liest man etwa irgendwo, daß einer der Apostel das Abendmahl angebetet hat, als Christus sein Gedächtnismahl einsetzte? O Jammer über unsere Seelen, die so in Irrtum verstrickt sind, daß ich fürchte, selbst wenn wir die Wahrheit vor Augen sehen, nehmen wir sie nicht an. Worauf richtet sich unser Glaube? Worauf beruht er? Richtet er sich nicht auf Gott? Was zögern wir also, das Herz von den Zeremonien loszureißen, warum setzen wir die Hoffnung auf Dinge, die der Herr nicht gebot? Ruht nicht unser Heil auf ihm, dem Heiland aller Völker? Warum suchen wir es also im Brot des Gedächtnisses? So gewiß ich der Ansicht bin, man solle dieses Brot und den Kelch des Gedächtnisses in der Kirche ehrerbietig behandeln; denn es soll Alles ehrbar und geziemend zugehen 1. Kor. 14,40 . . .

Ich bin nicht der erste, der diesen Sinn des Abendmahls, der nicht ohne Tragkraft sein dürfte, vorträgt[2]). Ich bezeuge vor Gott, daß ich nur ihm zu Ehren schon vor einigen Jahren mit vielen Gelehrten diese Sache heimlich besprach, weil ich nicht unklug und unüberlegt etwas unter die Menge werfen wollte, was etwa großen Sturm erregen könnte. Je größer die Zahl derer wurde, mit denen ich sprach, desto mehr stimmten dieser Ansicht zu. Oft bat ich Gott, er möchte mir einen Weg zeigen, wie diese für den einfältigen Laienverstand sehr schwierige Sache allgemein bekannt werden könnte, wie sie nicht so schwierig sei, als wir alle glaubten, und sie im praktischen Gebrauche der Kirche von größter Annehmlichkeit und größtem Nutzen sein würde. Denn was hat allerlei Lastern die Türe weiter geöffnet, als daß

[1]) Geschweige denn das Brot der Hostie.

[2]) Zwingli hatte vorher einige Kirchenväter (Origenes, Augustin, Hilarius, Hieronymus) für seine Ansicht angeführt.

wir schamlos als Sünder von jener Gemeinschaft nicht fern blieben? Oder was hätte mehr zu gegenseitiger Liebe und Gunst auffordern können als das häufige Eintrichtern des freiwilligen Todes Christi für die Elenden und Feinde in Ohr und Herz? Oder wie hätte jemanden das Schamgefühl besser von Ehebruch, Wucher, Eitelkeit, Stolz, Hochmut, Geiz und sonstigen Lastern fernhalten können als die Teilnahme an der Handlung, von der viele mit großer Schande ausgeschlossen wurden, wo täglich ein Exempel statuiert wurde? In der Voraussicht also des großen Nutzens eines echten, ursprünglichen Gebrauches dieses Sakramentes bat ich, wie gesagt, ernstlich den Herrn, er möchte mir einen Weg zeigen, die so heikle Sache umsichtig anzufassen. Gott half dem ernstlichen Beter. So erachteten wir es endlich für gut, die Messe abzuschaffen. Dann, so hoffte ich, könne auch die Eucharistie wiederhergestellt werden.

Als stärkstes Kampfmittel erkannte ich das 6. Kapitel des Johannesevangeliums. Da liegt jener unzerbrechliche Edelstein „Das Fleisch nützt nichts" so fest in Farbe und Gehalt, daß er unzerbrechlich bleibt, Du magst darauf schlagen, so viel Du willst, eher zerbricht Alles, als daß es ihm auch nur einen kleinen Schaden zufügen könnte. An zweiter Stelle schien mir am passendsten das Wort: „Gott hat Niemand gesehen" Joh. 1,18. Hier ist die Anbetung alles Sichtbaren und Sinnenfälligen verboten. Schließlich mußte der echte, ursprüngliche Sinn der Eucharistie auseinandergesetzt werden; denn mit seinem rechten Verständnis brachen von selbst eitle Hoffnungen und fürchterliche Ansichten zusammen. Den Plan habe ich vielen mitgeteilt; doch ehe er ausreifte, erschienen gewisse bedrohlich ausschauende Büchlein, Karlstadts Schriften vom Abendmahl, die aber nicht genügend Kraft oder Licht besaßen, und daher die Sache nicht da anfaßten, wo man den Sieg erzielen konnte. So spielt göttliche Macht in Menschenhändeln. Dadurch sah ich mich wider Willen gezwungen, meine Ansicht kundzutun, da allenthalben viele Brüder, fast unbillig, es verlangten. Da schrieb ich den Brief an den Prediger des Evangeliums in Reutlingen[1]), den ich persönlich nicht kannte; ich beschwor darin dringend, Niemand sollte ihn drucken, habe ihn auch Gott sei Dank noch nicht gedruckt gesehen, wenn ihn auch viele aufrichtige Brüder im Herrn gesehen haben. Diesen „Kommentar" habe ich später begonnen, aber ich konnte nur derselben Ansicht sein wie in jenem Briefe. Den „Kommentar" mußte ich durchaus verfassen; ich hatte es vielen trefflichen und gelehrten Franzosen versprochen. So bitte ich Gott, vor dem ich heute stehe, und hebe meine Hände rein von jedem Streben nach Unruhe oder Ruhm empor, er möchte, wenn der von mir auseinandergesetzte Sinn seiner Abendmahlseinsetzung der richtige ist, wie ich durchaus nicht bezweifle, mit seiner dem ganzen Menschengeschlecht gegenüber erbarmenden Gnade aller Augen auftun, damit alle diesen Greuel an Gottes Stätte — es muß wahrhaftig Greuel sein, wenn Kreatur

[1]) S. o. Nr. 15, Seite 427 ff.

für Gott gehalten wird — erkennen und nicht mehr anbeten. Wenn Gott allein angebetet werden darf und gar keine Kreatur..., ist dann nicht die Anbetung von Brot der Gipfel der Gottlosigkeit? Was will die Behauptung der Theologen, sie beteten nicht das Brot an, sondern Christi Leib, besagen? Beten sie dann keine Kreatur mehr an?! ... Wiederum sagen sie: wir beten an und essen dementsprechend einen geistigen Leib Christi. Bei Gott, was heißt: geistiger Leib Christi? Hat man je in der heiligen Schrift einen anderen geistigen Leib Christi gefunden als entweder die Kirche, wie Eph. 4,4 und Kol. 1,18, oder unseren Glauben, der glaubt, daß Christus am Kreuze für uns die Schuld bezahlt hat und durch ihn des Heiles gewiß ist? Warum beschweren wir mit derartigen Redensarten, die kein Vernünftiger begreift, die frommen Herzen? „Geistiger Leib" versteht man nicht besser als „leibliches Herz" oder „fleischliche Vernunft". Oder essen wir nicht geistig Christi Leib, wenn wir glauben, daß er für uns getötet wurde, und auf ihn vertrauen? Sind nicht Geist und Leben schon in uns? Wozu verknüpfen wir Worte, die nicht zu einander passen, mit einander? Es kommt ja nur ein Strick des Zankes dabei heraus! Wir wollen klar und deutlich reden! Wir essen geistig, wenn wir durch Gottes Gnade zu Christus kommen. Was kann also „geistig Christi Leib essen" anders sein als auf Christus vertrauen? Wozu denken wir uns neue Fündlein aus, die vor der Vernunft gar nicht bestehen können? ... Man tut dem Glauben ein großes Unrecht, wenn man seiner Kraft die Anwesenheit des leiblichen Fleisches Christi zuschreibt. Und zwar aus zwei Gründen: 1. sofern man dieses leibliche Fleisch durch unsern Glauben da sein läßt; denn der Glaube erhebt Einspruch. Die Sache muß, so hoch sie gewertet wird, auf sich selbst beruhen und nicht auf unserem Glauben. Denn der Glaube richtet sich auf Realitäten, die da sind, ehe Du glaubst; er kann also jenes Fleisch nicht schaffen. Ich würde das nicht gesagt haben, wenn man nicht auf gewisser Seite[1]) so lau den Glauben wahrte, daß man zu sagen wagt: Kraft des Glaubens ist dieses Fleisch da. Kann man etwas Törichteres sagen? Kann etwa unser Glaube Brot zu Fleisch machen? Das hätte man mit Gottes Wort beweisen — dann hätte der Glaube Bewegungsfreiheit gewonnen —, aber nicht dem Glauben Gewalt antun sollen. 2. Man tut dem Glauben Unrecht, wenn man sagt, er mache uns selig; an sich ist das zwar richtig, aber im vorliegenden Falle von der Wahrheit entfernt wie die Finsternis vom Licht. Denn man läßt den Glauben selig machen, der da glaubt, in diesem Brote oder dieses Brot selbst sei leibliches Fleisch. So spricht man aber ohne die Autorität des göttlichen Wortes; denn nirgends heißt es: wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wer da glaubt in diesem Brote mein leibliches Fleisch zu essen, der wird selig. Es würde daraus noch ein anderer schwerer Irrtum folgen, nämlich, daß es zweierlei heilschaffenden Glauben gäbe: einmal das Vertrauen auf Christus, sodann den Glauben, jenes Brot sei Fleisch. Denn so sagt man: Du kannst nicht selig

[1]) Luther.

werden, wenn Du das nicht glaubst . . . Alle, die meine Worte lesen, beschwöre ich bei dem uns alle selig machenden Glauben, sie möchten, was sie da hören, nicht plötzlich verdammen oder verwerfen, selbst wenn es ihnen widersinnig erscheint, vielmehr den Herrn bitten, er möchte ihnen das wahre Licht der Einsicht schenken, das Wahre, Rechte und Heilige zu erfassen. Fröhlich schaut das Antlitz der Wahrheit aus, gar nicht stolz, aber für Schmeichelei ist sie nicht empfänglich. Wer ein schlechtes Gewissen hat, wagt daher nicht sofort wacker und furchtlos ihr in's Auge zu blicken. Macht man aber immer wieder den Versuch, so hört allmählich der Anstoß auf. Gott gebe, daß wir alle lernen, darin die wahre Religion zu sehen, im Herzen Gott einzig und allein anzuhangen, ihm allein zu folgen, ihm allein gefallen zu wollen, seinen Willen allein zu tun. Umgekehrt möchte Er uns erkennen lassen, daß diese Elemente der Welt uns nicht besser machen, vielmehr bei zu hoher Wertung uns von der wahren Gottesverehrung wegziehen . . .

Von der Beichte.

Die heilige Schrift kennt nur die Beichte der Selbstprüfung und Hingabe des Menschen an Gottes Barmherzigkeit, entsprechend dem Prophetenworte Ps. 32,5. Gott allein vergibt die Sünden und macht das Herz ruhig; darum müssen wir auch ihm allein die Heilung unserer Wunden verdanken und sie ihm allein zur Heilung darbieten . . . So steht's bei der Beichte: Gott allein heilt unser Herz, ihm allein also muß man die Wunde zeigen. Solltest Du den Arzt noch nicht ganz kennen, nicht wissen, wo er wohnt, so verbietet Dir Niemand, die Wunde bei einem klugen Ratgeber zu verbinden und ihn um Rat zu bitten. Ist er wirklich ein kluger und treuer Mensch, so wird er unzweifelhaft Dich zu dem Arzt schicken, dessen Kunstfertigkeit die Wunde zuzunähen weiß. Ich will das Gleichnis erklären: Der den Arzt nicht kennt, ist der Mensch, der die Gnade in Christus noch nicht recht erkannte, aber doch die drückende Gewissenslast loswerden möchte. Der kundige und treue Ratgeber ist der Diener des göttlichen Wortes, der wie der Samariter Luk. 10,34 Wein und Öl in die Wunden gießt. Der Wein bedeutet die Bitterkeit der Buße; zu der führt er den Menschen in der Selbstprüfung und Selbsterkenntnis, und wenn er widerstrebt, lehrt er ihn auch die Heuchelei kennen. Bitter und hart ist die Erkenntnis, daß Du ganz und gar schlecht bist; noch bitterer, daß Du Deine Bosheit nicht leugnen kannst; am bittersten, wenn Du erkennst, daß Du tot bist und alle Hoffnung Dich verlassen hat. Da fängt die Wunde an zu brennen. Alsbald muß der Diener des Wortes Öl eingießen, das heißt: Christus, der mit Freudenöl vor allen gesalbt ist, das heißt: er muß die von Gott uns durch ihn geschenkte Gnade zeigen. Hat er die kennen gelernt, so kann er nicht mehr an sich halten, er muß zu Christus selbst eilen. Die Ohrenbeichte ist also nichts Anderes als eine Konsultation, in der wir von dem von Gott dazu Bestimmten den Rat empfangen, wie wir Ruhe für unser Herz

finden können. Hier liegt die Schlüsselgewalt, hier das Evangelium — darüber haben wir ja schon genügend gesprochen. Der Diener des Wortes verkündet Dir das Evangelium; hast Du die Verkündigung empfangen, das heißt: hast Du Christus aufgenommen, so bist Du schon absolviert und frei von der Sündenlast und spürst die Erleichterung in Deinem Herzen, wenn auch kein Papst Formelworte über Dir spricht . . .

Was man von der Beichte überliefert, ist ein ganzes Meer von Finsternis. Es hat keinen Zweck, das zu widerlegen. Siehst Du das Wenige, was ich vorbringe, genau an, so wirst Du Dich sicher in der ganzen Schrift bewegen bezüglich der Beichte; Du wirst leicht erkennen, daß sie die bisher übliche Ohrenbeichte überhaupt nicht erwähnt. „Beichten, bekennen" heißt erstlich: loben und danken dem Herrn Ps. 136,1 . . . Sodann heißt „beichten, bekennen" dem Herrn vertrauen, bekennen, daß er unser Fels und unsere Zuflucht ist Ps. 105,1; Joh. 4,15 f. Ferner heißt „beichten, bekennen" einen Vorwurf oder eine Anklage anerkennen. Zum Beispiel: die von der Predigt des Johannes Getroffenen anerkannten den Tatbestand, wie er lehrte. So „bekennen" heute die ihre Sünden, die, von der Predigt des Wortes Gottes getroffen, sich selbst erkennen und sofort zum Arzt gehen. Endlich: Wir „beichten, bekennen" unsere Sünden, wenn wir dem Nächsten oder einem gelehrten Sachkenner ein geheimes Verbrechen mitteilen, damit er mit uns Verzeihung beim himmlischen Vater erflehe oder, wie gesagt, Rat finde, künftighin dem Übel zu widerstehen. Von dieser Beichte sprach Jakobus Kap. 5,16: „Bekennet einander eure Sünden und betet für einander, damit ihr selig werdet; denn des Gerechten Gebet vermag sehr viel". Diese Stelle ist bisher der Stützpunkt der Päpstler für die Ohrenbeichte gewesen, aber Jakobus redet gar nicht von ihr, sondern von der „Beichte" vor dem Nächsten, wenn man ihm eine innere und bisher verborgene Wunde erschließt. Aus dieser Stelle kann man nur entnehmen, daß man den Nächsten aufsuchen soll zwecks gemeinsamer Bitte für die Sünden, die man begangen hat; man zeigt die Fäulnis der Wunde, damit das Gebet inniger werde. Kurz, es ist genügend gebeichtet, wenn man Gott vertraut, ihn lobt und ihm dankt für die empfangenen Wohltaten, seine Sünden erkennt und vor dem Herrn beklagt und beständig in Gemeinschaft der Brüder um Verzeihung bittet — das waren ja die vier Arten der „Beichte". Wer so verfährt, beichtet genug und bedarf keines Priesters. Wer aber noch nicht so weit ist, hat wahrlich einen Priester dringend nötig. Aber was für einen? Nicht einen, der mit falschen Schlüsseln der Ablaßgeldkiste nachstellt, vielmehr einen, der aus dem Worte Gottes Sünde und Gnade erkennen lehrt . . . Aber man könnte sagen: viele werden große Schandtaten vollbringen, wenn man sie nicht zur Beichte treibt. Darauf antworte ich: Ihr seid unerfahren oder Heuchler. Unerfahren, weil Ihr nicht wißt, daß Niemand wegen der Beichte eine Schandtat unterläßt; im Gegenteil, ich weiß, daß Viele begangene Laster nicht gebeichtet haben, weil sie sich schämten. Heuchler, weil jedermann wissen

kann, wie keck er Vieles verleugnet, ja, Gerechtigkeit geleugnet hat, wenn ihm daran lag, den Anschein zu erwecken, er habe von Herzen Alles bekannt und empfinde Reue . . . So wollen wir oft dem Herrn beichten, oft ein neues Leben beginnen und oft, wenn wir nicht recht Bescheid wissen, einen klugen Sachverständigen befragen, der nicht auf den Geldsack, sondern auf das Gewissen schaut.

Von den übrigen Sakramenten.

Die Firmung entstand, als die Kindertaufe allgemeiner Brauch wurde, während in alter Zeit nur in Lebensgefahr schwebende Kinder getauft wurden. Indessen, wozu? Machte etwa die Todesgefahr die Kinder mit christlichen Dingen besser bekannt? Nein, der Irrtum kam von der Meinung her, die Taufe wasche nach dem Glauben die Sünden ab; und, wie das so geht, als der Irrtum stärker wurde, wagte er den Kindern auch das Heil abzusprechen, wie wenn Christus grausamer wäre als Moses, unter dem die Beschnittenen oder Opfernden zu den Kindern Israels gerechnet wurden, selbst wenn sie Abrahams Glauben noch nicht nachgeeifert hatten, was sie ja nicht konnten.

Die sogenannte letzte Ölung ist ein menschenfreundlicher Dienst. Die Apostel salbten bisweilen Kranke, und dann ging es ihnen besser Mark. 6,13. Jakobus 5,14 mahnt, stets bei dieser Sitte zu bleiben, nämlich die Kranken zu besuchen; wo es die Gelegenheit gibt oder die Krankheit es gestattet, sollen ältere Leute Hand anlegen, salben und Gott um Heilung bitten.

Die Ordination, der man einen unvergänglichen Charakter zuschreibt, ist ein Menschenfündlein. Die Berufung auf die Händeauflegung in der Apostelgeschichte 4,30 und 1. Tim. 4,14 ist frivol. Sie war eine äußere Kennzeichnung derer, auf die die Sprachengabe kommen sollte, oder die man zum Dienste am Wort aussenden wollte. Was hat das mit der Erdichtung eines unvergänglichen Charakters zu tun? Eine Aufgabe, keine Würde ist das Pfarramt, das heißt: der Dienst am Wort. Wer das Wort verwaltet, ist Pfarrer; wer es nicht tut, ist ebensowenig Pfarrer, wie ein untätiger Bürgermeister oder Ratsherr kein Bürgermeister oder Ratsherr ist.

Die Ehe.

Ich muß noch einmal auf die Ehe zurückkommen, denn ich habe oben[1]) das Wichtigste vergessen. „Die Ehe ist ein ehrlich Ding" sagt der Apostel Heb. 13,4. Warum also verbieten wir einigen, nämlich den Priestern, Mönchen und Nonnen, auch Bischöfen, das heißt: Dienern des Wortes, etwas, das auch nach Gottes Zeugnis heilig, fromm und gut ist? . . . Wenn man den Dienern des Wortes die Ehe verbietet, läßt man ihre Taten einen vernichtenden Gegensatz zu ihren

[1]) Seite 545.

Worten sein. Ich brauche hier nichts über die böse Lust des Fleisches zu sagen. Wissen wir doch alle, wie keusch und rein wir sind! Warum also zerren wir freiwillig ein Ärgernis in die Kirche Gottes hinein, wo doch Gottes Gebot nirgends die Ehe verbietet? Wir wissen, wie gesagt, alle, daß die Ehe ein ehrlich Ding ist; warum wollen wir sie dem Diener des Wortes nicht gestatten? Trotzdem wir seine Schwäche sehen, wollen wir lieber zu Schmach und Schande der ganzen Kirche den Hurer dulden, als den rechtmäßigen Ehemann. Da sagt man, man schrecke zurück vor jedem Dienste eines verheirateten Priesters; man könne einen in der Kirche Messe haltenden oder predigenden Priester nicht gleichzeitig mit seiner zuhörenden und betenden Frau sehen — aber die schamloseste Hure, mitunter sogar auf den ersten Plätzen, duldet man anstandslos! Da sollte man grimmig werden, nicht über die Torheit, nein, über die Bosheit der Menschen. Hier handelt sich's nicht um Torheit, sondern Ungerechtigkeit . . .

Ein Ehemann, eines Weibes Mann, soll in der Kirche Gottes das Wort verwalten; sonst könnte er bei seiner Predigt, kein Bruder dürfe den anderen in Ehesachen betrügen, selbst viele anwesend sehen, mit denen er die Ehe gebrochen hat, und, im Gewissen getroffen, weder von seiner noch von der Sünde anderer tüchtig reden und tadeln. Doch will ich nachher, wenn ich zu den Gelübden komme, über die Ehe noch mehr sagen. Hier erinnere ich nur daran: die Ursache für das Eheverbot an unsere Pfarrer im Gegensatze zum Wunsche des Paulus nach einem verheirateten Pfarrer 1. Tim. 3,2; Tit. 1,6 scheint mir einzig und allein darin zu liegen, daß man von der allzu großen, dem Müßiggang ergebenen Schar der Priester etwas befürchtet, wenn man ihnen die Ehe gestattet. Die Mönche werden erben wollen mit ihren Brüdern, die Nonne wird eine Erbschaft beanspruchen, die anderswohin gefallen ist, da wird ein Priester in den Rat oder vielleicht zum Bürgermeister gewählt werden. Das ist wahrhaftig meines Erachtens eine Bosheit, die Ausflüchte sucht, anstatt den Dingen in die Augen zu schauen. Warum tritt man denn jenen Mißständen nicht entgegen? Kann man nicht durch ein Gesetz verbieten: Kein Priester darf Ratsherr werden? Droht dann etwa noch Gefahr? So könnte man auch einfach sonstigen Gefahren begegnen, damit dieser schamlose Unflat den Gläubigen aus den Augen geschafft würde. Und was die große Zahl betrifft, warum lassen wir nicht in Frieden manche Stelle aussterben, besetzen sie nicht wieder, verwenden vielmehr das Einkommen für die Armen, zumal sie lange genug gehungert haben, die Pfründenbesitzer indessen übersatt waren? Haben nicht der römische Papst oder seine Schüler, jene Kardinäle oder Bischöfe mit Mitra und Kappe eine Zeit lang Unruhen in allen Reichen der Christenheit erregt? Lenken sie nicht alle Ratschläge, Schicksale und Urteile der Könige? Woher haben sie solche Gewalt? Vom Gelde her. Woher haben sie das Geld? Aus den vielen Pfründen, Steuern, Zehnten und andern Lasten, die Du schwerer zählen kannst als die Sterne. Man muß also diesen Reichtum beschränken . . . Sind einige so ver-

wegen, den staatlichen Frieden mit ihrer Gewalt zu stören, so soll man ihnen die Federn beschneiden, daß sie nicht mehr so hoch fliegen können ...

So viel in aller Kürze von der Abschaffung des unnützen Priestertums und der Umwandlung der Einkünfte zum besten der Armen. Christen sollen nur Christi Priestertum haben; er ist der ewige Priester, und Niemand darf an seine Stelle treten. Die Diener des Wortes aber, die Pfarrer, Aufseher in der Herde des Herrn, sollen nach des Paulus Gebot gebührende Ehre genießen 1. Tim. 5,18 ...

Von den Gelübden.

Es gibt ganz gottlose und törichte Gelübde, zum Beispiel wenn jemand unverletzt dem Könige tausend Köpfe von Feinden bringen will. David und Herkules haben auch Derartiges geleistet, aber Niemand war je so anmaßend, die sichere Rückkehr mit so viel Köpfen zu versprechen. Wenn man nun Keuschheit, Armut und Gehorsam verspricht, so beachte, wie die rechte Einsicht fehlt und der Eifer entweder Torheit oder Heuchelei ist.

Zunächst von der Keuschheit. Die spricht Christus Mat. 19,11 allen Menschen ab; es sei denn, daß sie einigen von oben her gegeben worden ist; wem sie gegeben worden ist, der mag sie gebrauchen. Gottlos aber und ebenso unfreundlich, wie wenn ich einem Freunde verspräche, das ganze Jahr aus seinem Geldbeutel zu leben, ist es, Gott etwas zu versprechen, was ich nur haben kann, wenn er es mir gibt. Heißt das nicht, dem Freunde versprechen, daß Du aus seinem Geldbeutel leben willst? Der göttliche Paulus löst 1. Kor. 7,9 ausführlich und deutlich diesen Knoten von der Keuschheit mit den Worten auf: „Können sie nicht enthaltsam sein, so mögen sie heiraten! Heiraten ist besser als brennen". Brennst Du? So heirate. Es ist besser und richtiger, die Glut unbändiger Lust durch Heiraten zu löschen, als in der Glut unruhige und schmutzige Gedanken mit sich herumzutragen. Wie lange Du aber die brennende Glut ertragen sollst, kannst Du selbst am besten sagen. Nur ganz wenige Sterbliche leiden keine Brunst; ich weiß nicht, ob es je einen Menschen gegeben hat, der nicht die Glut der Begierde empfand, geschweige, ob es heute einen gibt. Die Stärke der Brunst weiß nur der Herzenskündiger. Da nun das Innere des Menschen nur der Geist des Menschen, der in ihm ist, kennt 1. Kor. 2,11, kann Niemand darüber entscheiden, ob Du heiraten oder ehelos bleiben sollst. Du mußt es mit Dir selbst abmachen, ob Du heiraten sollst oder nicht. Du wirst es tun, wenn Du Deine Gedanken hauptsächlich durch dieses heftige Feuer stürmisch fortgerissen fühlst und merkst, wie die Gottesfurcht verloren geht, die Liebe ausgelöscht, das Gebet gehindert wird ...

Der Einwand mit den Nazaräern 4. Mos. 6,1—21 ist längst veraltet. Der Herr hat den Kindern Israels vieles geboten, was er für sich nicht nötig und woran er auch keine Freude hatte; er gebot es, damit es nicht den Dämonen geleistet wurde, es gab ja mannigfaltige

Opfergebräuche. So muß man die Nazaräer beurteilen. Es stand zu befürchten, daß die Juden ihre Kinder nach Art der Heiden in einer besonderen Lebensweise erziehen und dann den Abgöttern ergeben wollten. Folglich gab ihnen Gott selbst eine derartige Lebensweise; die sollte ihnen genügen, daß sie sich nicht zu den Götzendienern wandten. Der fernere Einwand: „bezahle dem Höchsten deine Gelübde" Ps. 50,14 und: „gelobt und haltet" Ps. 76,12 beweist die Unwissenheit derer, die ihn vorbringen; sie haben noch nicht gelernt, daß „Gelübde" in der heiligen Schrift im Sinne von „Gaben und freiwilligen Opfern" zu verstehen sind, nicht vom Eid oder der Hingabe des Herzens . . .

Im Allgemeinen kann man offenbar alle Gelübde in diese zwei Arten einteilen: wir geloben das vom Herrn Gebotene oder freiwillig etwas darüber hinaus. Im ersteren Falle handelt man anmaßend; denn man beansprucht durch Hinzufügung eines Gelübdes oder Eides das Gebot des Herrn nachdrücklicher zu erfüllen, als wenn man nur Gottes Gebot hört. Was ist das anders als größte Torheit und Glaubensschwäche? Ein gläubiger Mensch muß nach Gottes Willen trachten, weil Gott es so geboten hat, nicht weil er selbst es so tun will. Wer aus letzterem Grunde den Geboten Gottes nachleben will, die er selbst gelobt hat, schätzt sich höher ein als Gott. Wer den Befehl des Bürgermeisters nur dann erfüllt, nachdem er die Erfüllung versprochen hat, ist ungehorsam; denn jedermann ist einfach verpflichtet zur Erfüllung der Gebote von Gesetz und Obrigkeit, ohne Gehorsamsversprechen. Geloben wir aber andere Dinge, als im Gesetze Gottes inbegriffen sind, so ist das eitle Mühe . . . Gibt's etwas Törichteres, als dem Herrn neue Versprechungen zu machen, wie wenn wir die bisherigen Gebote erfüllt hätten und als Zugabe noch freiwillig eigene hinzufügten? Wer hat je nur dieses eine Gebot erfüllt: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst"? . . . Warum also erfinden wir neue Gebote, die wir Gottes Gebote nicht erfüllt haben? Ich will offen und wahr reden: Diese Gelübde der Keuschheit, Armut und des Gehorsams sind ein Abbiegen und Ausbiegen vor dem göttlichen Gesetz; das wird klar werden, sobald wir über die Armut und den Gehorsam sprechen.

Wozu Armut geloben? Nur ein armes Herz ist ein christliches. „Selig die Armen im Geist!" Mat. 5,3. Folglich müssen wir nach Gottes Gesetz alle arm sein; im anderen Falle gehorchen wir dem Gesetze nicht. Wozu also Armut geloben, als wenn die Gelübde-Tuenden besser Gottes Gebot halten könnten als die ihm Gehorsamen? Gelobt man Armut und Bedürftigkeit an zeitlichem Gut, so handelt man wiederum töricht. Denn wie kannst Du geloben, was Du nicht in Deiner Hand hast? Bist Du reich, so brauchst Du keine Armut zu geloben, mußt vielmehr nach Christi Wort Alles verkaufen, was Du besitzest, und es den Armen geben Mat. 19,21. Das gebietet der Herr. Warum gelobst Du, was der Herr gebot? Bist Du arm, wozu gelobst Du Armut, die Du auf alle Fälle tragen mußt? Was wäre das für ein Gelübde, wenn Du gelobtest, häßlich zu sein, wo Du es längst bist? Hat Gott Dich reich gemacht, etwa zum Könige oder Fürsten, aber zu dem Zwecke,

daß Du das Dir anvertraute Gut treu verwalteſt, willſt Du dann Armut geloben? Umgekehrt, hat Dir der Herr Reichtum verſagt, aber ein geduldiges Herz gegeben, daß Du das fröhlich tragen kannſt, Du gelobſt aber zugleich Armut, wirſt Du dann nicht Deinem Gelübde das geduldige Tragen der Armut eher zuſchreiben als der Gnade Gottes? Würdeſt Du Gottes Gnade alles zuſchreiben, ſo würdeſt Du niemals geloben, vielmehr beſtändig Dich in Gottes Willen ſchicken.

Gehorſam ſchulden wir alle jedermann Mat. 5,41; 1. Kor. 13,5; Mat. 7,12 . . . „Chriſti Kirche iſt ein Leib" Röm. 12,5. Dieſer Leib verlangt vor allem Einmütigkeit der Glieder. Die Glieder der Kirche Chriſti müſſen alſo als Glieder eines Leibes ſich gegenſeitig befehlen oder gegenſeitig gehorchen. Wozu Gehorſam verſprechen, den Du ſchuldig biſt; leiſteſt Du ihn nicht, ſo wirſt Du einen ungnädigen Richter finden. Auf den ſtolzen Einwurf, 1. Sam. 15,22 ſtehe geſchrieben: „Gehorſam iſt beſſer denn Opfer" antworte ich kurz: es iſt wohl Gottes Wille, daß ſich ſelbſt überwindet, wer Gottes Wort eigenmächtig mißbraucht. So auch an dieſer Stelle. Samuel ſagte zu Saul: „Gehorſam iſt beſſer als Opfer". Aber welchen Gehorſam meint er? Etwa die Verpflichtung zu irgend einer Gemeinſchaft? Keineswegs! Vielmehr den Gehorſam gegenüber Gott, entgegengeſetzt allen menſchlichen, ſcheinbar ſchönen und guten Ratſchlägen . . .

Jetzt will ich, wie angekündigt, klar machen, daß das Gelübde von Armut, Keuſchheit und Gehorſam ein Ausbiegen und Abbiegen vom göttlichen Geſetz und Willen iſt.

Zunächſt: Keuſchheit. Man gelobt etwas, worüber man nicht Herr iſt, und verachtet dadurch die Ehe. Man ſollte redlich Kinder zeugen und erziehen; ſtatt deſſen deckt man ſich mit dem Gelübde. Aber wie?! Man hurt ſchamloſer als die Hunde. Wenn man nun auffordert, Mönche und Nonnen möchten das Kloſter verlaſſen und heiraten, da ſie ja doch die Unmöglichkeit der Bewahrung der Enthaltſamkeit ſehen, ſo antworten ſie, ſie ſeien durch das Gelübde geſetzlich gebunden. Heißt das nicht, Gottes Geſetz um Menſchenſatzung willen preisgeben? Gar nicht zu reden von den Unſauberkeiten und Schmutzereien, die ein großer Teil der Kloſterinſaſſen heimlich unter dem Drang der Luſt begeht; da zeigt es ſich deutlich, daß ihre Herzen und manchmal auch ihre Leiber von ſchlimmeren Lüſten befleckt ſind, als ſie in der Ehe vorkommen, ja, ſie können wegen ihrer Unreinheit überhaupt nicht mit einer ehrbaren Ehe verglichen werden. Indeſſen, mögen ſie noch ſo ſchmutzig und häßlich ſein, wegen ihres Gelübdes gehorchen jene Leute dem Geſetze Gottes nicht.

Ihre Armut iſt gar keine Armut, im Gegenteil, nirgends kann man Reichtümer mit größerer Ruhe verbunden finden als in den Klöſtern. Lebſt Du als Reicher in der Stadt, ſo mußt Du Dich um vieles kümmern, trepp auf, trepp ab laufen, um Regen, Hagel und ſonſtige Wetterlaunen beſorgt ſein. Unſere Kloſterinſaſſen fürchten und ſorgen nicht in dieſer Weiſe; ohne Schweiß und blutſaure Arbeit fällt ihnen Alles zu, ſie arbeiten nicht und ackern nicht, aber allenthalben bringt man

ihnen Fasanen, Krammetsvögel, Hasen, Rehe, Fische, Forellen, Rötel und wie die auf dem Markte feilgebotenen Delikatessen alle heißen. Wahrhaftig, es ist schwer, diese Armut zu ertragen! Dann die Kleider! Im Winter wärmen sie sich mit Fellen, Wolle und Feuer, sodaß sie fast wider Willen schwitzen müssen, im Sommer sind ihre Kleider so durchlässig für den Wind, so leicht, daß man glauben könnte, sie lebten von der Luft.

Mit dem Gehorsam steht's so: sind Vater oder Mutter in Not, so darf man keine Hülfe bringen, selbst wenn die Eltern törichterweise all' ihr Vermögen daran wandten, diesen Kuckuck in's Nest zu bringen. Im Krankheitsfalle der Eltern darf man dank diesem Gehorsam nicht das Kloster verlassen, nicht sich der Krankheit annehmen, Linderung bringen, helfen — geschweige bei sonstigen Armen. Verlangt die Obrigkeit Steuern, so sind die Klosterinsassen von Steuern befreit. Werden Wachtposten verteilt, so halten sie entgegen, sie seien an Gottes Gebote verhaftet und könnten derartiges nicht leisten. Kurz, sie haben gar keine Gemeinschaft mit den arbeitenden Nachbarn und Bürgern. Droht ein Krieg, so ziehen sie nicht in's Feld, sondern schnarchen ruhig in ihren lustigen Wohnungen; selbst Salomo in aller seiner Pracht konnte eine solche Ruhe nicht genießen! Nur sich selbst sind sie verantwortlich, nur für sich selbst sorgen sie. Das Allerschlimmste aber ist: je größere Schätze sie zusammenscharren, desto selbstgefälliger werden sie; je hartnäckiger sie bei der Übernahme der Kommunallasten der Obrigkeit Widerstand leisten, desto mehr wollen sie geachtet werden und als Herren über alle gelten. Man ehrt und verehrt sie, hält sie für Götter. Niemals wehren sie Ehren von sich ab, die allein Gott gebühren . . .

Von der Anrufung der Heiligen.

Die Anrufung der Heiligen war allgemein so eingerissen, daß ich anfänglich fürchtete, man werde sich nur unter Schwierigkeiten auf diese Frage einlassen. Aber ich bin umsonst ängstlich gewesen. Sobald der Glaube Wurzel faßte, brachte er so helles Wahrheitslicht mit sich, daß bei seinem Anblick alle Hoffnung auf die Kreatur aufgegeben wurde . . .

„Gott allein ist gut" Luk. 18,19. Folglich muß aus dieser Quelle einzig und allein das Gute fließen, wo man es nur braucht. „Alle gute und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab, vom Vater des Lichts" Jak. 1,17. Dieses Kennzeichen unterscheidet die Gläubigen von den Ungläubigen; die Gläubigen sind nur von jenem alleinigen Guten abhängig, hängen nur an ihm, nehmen nur zu ihm ihre Zuflucht, schöpfen nur aus diesem Quell. Die Ungläubigen hingegen wenden sich vom Schöpfer zur Kreatur, hängen an ihr und erhoffen Hülfe von ihr. 5. Mos. 32,9: „Schauet, ich bin allein, es gibt keinen anderen Gott neben mir". „Gott sein" heißt nichts Anderes als: das höchste Gute sein; das höchste Gute sein heißt nichts Anderes als: der Inbegriff alles Guten sein. Gott sagt uns, er sei das Gute, von dem alles

Gute, alle Kraft, alle Hülfe kommt; er allein sei es, einen anderen Gott, das heißt einen anderen Guten und anderen Kraftquell neben ihm, gibt es nicht . . .

Gläubig also sind nur die, welche sich so als Gottes Kinder wissen, daß sie nur den einen allmächtigen Vater kennen, auf keinen anderen hoffen . . . Der himmlische Vater ist so unser Vater, daß er uns gemacht, geschaffen, zum auserwählten Volk erwählt hat 5. Mos. 32,6. Ist der nicht Dein Vater, der Dich in Besitz genommen, gemacht und geschaffen hat? Kinder Gottes sind also die, die ihn zum Vater haben; das tun die, welche ihn allein als Vater anerkennen, von ihm abhängen, ihn allein hören, von ihm allein Alles erhoffen.

Daß man ohne Weiteres getrost zu ihm seine Zuflucht nehmen darf, erklärte er selbst ganz deutlich 1. Mos. 15,1, Ps. 35,3, Jes. 43,25, 55,1 . . . Ist das ganze neue Testament etwas Anderes als eine feste und gewisse Gnadenzusicherung Gottes? Der seines eigenen Sohnes nicht verschonte, vielmehr ihn für uns alle dahingab, wie wird der uns etwas abschlagen können? Oder wie sollte der uns mit ihm nicht Alles schenken? Röm. 8,32 . . .

Folglich gilt der aus Unglaube geborene Einwand nicht: ich weiß, daß alle meine Hoffnung in Gott ruht, aber ich brauche Schutzpatrone, die mich dem höchsten Gotte empfehlen. Leicht kann man aus diesen Worten den Unglauben ermessen. Wenn Du sagst: ich weiß, daß alle meine Hoffnung in Gott ruht, warum nimmst Du dann nicht in allen Nöten Deine Zuflucht zu ihm? Ist er nicht der Vater? Bist Du nicht der Bruder seines Sohnes? Wird der Vater sich abkehren, der seinen Sohn für Dich gab? Oder der Sohn, der für Dich litt und Dich Bruder nennt? Joh. 20,17, 14,6 . . . Du kannst also gar nicht mir fortgesetzt sagen: ich brauche Fürsprecher beim Sohne. Denn Du willst nicht sehen, daß er deshalb zu uns herabkam, um kundzutun, daß man frei zu ihm kommen dürfe. Joh. 16,23, 1. Tim. 2,5 . . . Beleidigst Du nicht den Sohn Gottes, wenn Du irgend einen andern der Mittlerrolle für wert hältst? Denn wer kann unser Mittler sein außer dem allein, der Gottes Sohn und Mensch ist? Heißt Dein Verfahren nicht den Sohn Gottes niedertreten? Wenn so und so viele Schutzpatrone, wie man leider gemeinhin glaubt, den Zugang zu Gott eröffnen, so ist Christus umsonst gestorben Gal. 2,21, dann ist er nicht der alleinige Mittler, nicht der einzige Weg; man wird zum Vater auf anderem Wege als durch den Sohn kommen können; Betrug waren seine Worte: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig seid ꝛc.“ Mat. 11,28. Welche Gotteslästerung, Gottlosigkeit, Undankbarkeit und Verderblichkeit das ist, kann Niemand genügend sagen.

Die landläufigen Gründe für das Gegenteil sind entweder leichtfertig oder aus Frevel fleischlicher Weisheit zurechtgedreht. Leichtfertig ist die Jammerklage von Emser[1]): „Orient wie Okzident bezeugen das Eintreten der Heiligen für uns; es gibt kein Volk unter

[1]) Siehe oben Seite 542.

dem Himmel, das nicht ein gut Teil seines Wohlergehens der Fürbitte der Heiligen verdankt." Darauf antworte ich: . . . Meine Stütze ist die heilige Schrift, Emser schwätzt uns etwas von Orient und Okzident vor. Bald nachher kratzt er die Schutzpatrone fast aller sogenannten Kathedralkirchen, das heißt: der bischöflichen Hauptkirchen Deutschlands, zusammen und hascht jammervoll nach Beifall: „niemals werden diese Kirchen so undankbar sein, an das Unvermögen der Heiligenfürbitte bei Gott zu glauben, da sie so viele und große Wohltaten von ihnen empfangen haben." Da weiß Emser zunächst nicht, daß die Wohltaten, die er selbst der Kreatur zuschreibt, von Gott kommen Apg. 3,12, Mark. 16,17 . . . Sodann sieht er nicht, daß aus seinem Schluß: viele haben auf See die Hülfe des heiligen Nikolaus erfahren, also muß dieser wie ein Sohn Gottes und ein Schutzgott angerufen werden — er sieht nicht, sage ich, daß daraus folgt: Apollo und Aeskulap haben viele gesund gemacht, Castor und Pollux haben viel mehr Leute aus einem Schiffbruch gerettet, wenn wir ihren Verehrern glauben, also muß man sie als Götter und Schutzpatrone anrufen . . . Die fleischliche Weisheit wagte es, alle Schriftstellen, die von Heiligenfürbitte und dergleichen zu reden schienen, für sich durch Verdrehung in Anspruch zu nehmen . . . Nur zwei, auf die Emser sich hauptsächlich stützen möchte, will ich ihm aus der Hand reißen. „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von denen mir Hülfe kommt" Ps. 121,1 . . . Aber wenn er darauf verweist, beachtet der Unglückliche nicht die unmittelbar folgenden Worte: „Meine Hülfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat" . . . Die zweite Stelle ist diese: „Gedenke an Abraham, Isaak und Jakob" 2c. 1. Mos. 48,16. Da bemerkt er zunächst nicht, daß es keineswegs dasselbe ist: „O Gott, gedenke an Abraham, Isaak und Jakob, denen Du geschworen hast", und: „Abraham, bitt für uns!" . . .

Gott ist für uns alle genug. Er ist der gütige Vater, der nichts abschlägt, so freigebig, daß er sich gerne etwas abbitten läßt. Was brauchen wir also Schutzpatrone? Der Glaube kennt eine derartige ehebrecherische Fürsorge nicht. Wer also noch an Kreaturen hängt, verläßt sich nicht auf den einen, wahren und einzigen Gott. Wo bleibt da der Glaube? Hätte man nicht lieber stillschweigen als so unklug seinen Unglauben verraten sollen? Ich kenne die Hieronymus, Augustin und andere wohl, kenne aber nicht minder Christus und die Apostel, von denen kein einziger je Derartiges kundtat. Wozu verdrehen sie die heilige Schrift in ihrem Sinne oder wollen den allegorischen Sinn nicht verstehen, wo einer vorliegt? Der Glaube verläßt sich auf Gott allein, hängt an ihm allein, vertraut auf ihn allein, hofft auf ihn allein, nimmt seine Zuflucht zu ihm allein; er weiß, bei ihm allein wird er finden, was er braucht. Gebe Gott, der die Herzen zu sich zieht, daß wir ihm allein anhangen, und die Heuchelei, die sich als Frömmigkeit ausgibt, aus aller Herzen verschwinde! Amen.

Vom Verdienst.

Da diejenigen, die ihre Hoffnung auf die Heiligen setzen, hauptsächlich auf ihre Verdienste sich verlassen, und in der Kirche Gottes bisher das Verdienst nicht etwa der Heiligen, vielmehr der schamlosesten Hurer so teuer verkauft wurde, als sie es einzuschätzen wagten, liegt es nahe, jetzt vom Verdienste zu sprechen.

Ich habe oben[1]) von der Verwandtschaft dieser vier Dinge: Vorsehung, Vorherbestimmung, freier Wille und Verdienst gesprochen, nicht in dem Sinne, daß die beiden letzteren den beiden ersteren verwandt wären, vielmehr in dem Sinne, daß, wer diese richtig erfaßt hat, auch jene kennt. Die Vorsehung ist gleichsam der Vater der Vorherbestimmung; darüber habe ich bei der Erörterung über Gott nach bestem Vermögen gesprochen und brauche das nicht zu wiederholen. Ich bezeichnete Gott als den Fürsorger für alle Dinge; denn Alles besteht durch ihn. Darum wird auch Alles durch ihn erhalten und angeordnet. Daß unser Verstand das nicht begreift, liegt an seiner Kleinheit und Beschränktheit. Tatsächlich könnte mancherlei bei rechter Betrachtung uns selbst ein Bild von der göttlichen Vorsehung geben; ich führe nur das Wichtigste an: den Menschen selbst. Der unterstellt sich so der Herrschaft der Vernunft, daß alle Glieder von ihrem Winke abhängen — unter Vernunft verstehe ich die ganze Entschluß- und Willenskraft des Menschen. Ich meine die äußeren Handlungen, nicht die innere Leitung oder Änderung des Herzens. Auf Befehl der Vernunft gehen die Füße, wird die Hand an den Pflug gelegt, ohne Vernunft bewegt der Mensch keinen Finger. Noch weit kraftvoller und sicherer ist die göttliche Vorsehung bei der Bewegung der ganzen Welt. Darf man Großes mit Kleinem vergleichen, so ist Gott in der Welt, was die Vernunft im Menschen ist. Sehen wir also die Vernunft alle Handlungen, Motive und Quietive so leiten, daß ohne ihren Befehl nichts geschieht, warum bekennen wir dann nicht, daß Gottes Vorsehung Alles so leitet und anordnet, daß ohne seinen Willen oder Befehl nichts geschieht? Wir haben Angst, wir fürchten, dann Gott auch den Urheber des Übels nennen zu müssen. Indessen erfassen wir hier den Menschen nicht genau. Bisweilen befallen ihn Krankheiten und Leiden; aber befielen sie ihn nicht, so würde er ganz zu Grunde gehen. Fieberhitze quält ihn; inzwischen kann er nicht mehr so viel essen und wird bald wieder gesund. Podagra plagt ihn, da ist der dünne und scharfe Säftefluß von den Lebensorganen nach außen gezogen; im anderen Falle wäre der Mensch längst gestorben. So wollen wir bei Ereignissen, deren Ursache und Zweck wir nicht kennen, die göttliche Vorsehung nicht anerkennen, die uns, ja Alles nach Belieben benutzt. Was wir für schimpflich halten, ist noch nicht schimpflich für Gott. Die Schimpflichkeit für uns kommt aus unserer Unterordnung unter das Gesetz. Das Gesetz wurde aber um der Maßlosigkeit unserer Leidenschaften willen gegeben. Gott

[1]) Vgl. Seite 492 ff.

kennt keine Leidenschaften; so ist er auch dem Gesetze nicht verhaftet, ist vielmehr selbst der Inhalt der Gesetzesforderung an uns. Daher ist bei ihm nicht schimpflich, was für uns schimpflich ist. Der schrankenlose Geschlechtsverkehr unter den Tieren ist auch nach unserem Urteil nicht schimpflich, bei den Menschen wäre er sehr schimpflich. Was aber spricht die Tiere frei und macht uns Menschen schuldig? Das Gesetz. Wir sind durch göttliches Gesetz an die Schranken der Ehe gebunden. So kann für Gott nichts schimpflich sein, was doch für uns schimpflich sein muß . . .

Die Vorherbestimmung, die nichts Anderes ist als ein Vorher-Anordnen, entsteht aus der Vorsehung, ja, ist sie selbst; die Theologen unterscheiden Vorsehung und Weisheit so, daß jene alles wirkt und anordnet, diese aber das Was? und Wie? des Handelns in's Auge faßt. Denn es würde dem höchsten Guten nicht entsprechen, alles zu wissen, bevor es geschieht, und nicht auch Alles anordnen und verfügen zu können; umgekehrt wäre es peinlich und blamabel, alles anzuordnen wissen und können, es aber nicht tun. Derartiges darf man von der Gottheit nicht annehmen. Durch die göttliche Vorsehung werden also gleichzeitig freier Wille und Verdienst aufgehoben; denn wenn sie alles anordnet, wie dürften wir glauben, uns etwas zuzuschreiben?! Geschieht Alles durch Ihn, wie könnten wir irgend etwas Verdienstliches leisten?! . . . Wer zur rechten Gotteserkenntnis nicht gelangte, redete mancherlei vom freien Willen und Verdienst; wer aber zur Erkenntnis der göttlichen Vorsehung gelangte, schätzte das nicht hoch ein. Zugleich jedoch kann man beobachten, daß selbst solche, die die rechte Erkenntnis der Vorsehung besaßen, die Verdienste der guten Werke verherrlicht haben, wiederum zum besten derer, die die Vorsehung nicht deutlich erkannten, damit sie nämlich nicht so große Verbrechen begingen. Dahin gehören die Propheten, die mächtig auf gute Werke dringen. Aber bei wem? Bei den noch nicht recht Gläubigen! Seitdem nämlich der Glaube und, nach Christi Wort Mat. 24,12 die Liebe erkaltet waren, wollten die frommen Menschen der Ehre Gottes und der öffentlichen Ruhe trotzdem keinen Abbruch geschehen lassen. Zwar schärften sie vor Allem den Glauben und die Gottesfurcht energisch ein; in der Erkenntnis jedoch, daß Gott die Herzen ihrer Mitmenschen verblendet hatte, sodaß gar nichts Gesundes mehr von ihnen zu erhoffen wäre, unterließen sie gleichzeitig die Predigt von den Werken nicht, trotz alles Wissens um die göttliche Vorsehung . . . Hältst Du mir nun entgegen: geschieht Alles nach göttlicher Vorsehung, warum läßt er dann die so Irrenden und ferner unfrei und gezwungen Handelnden nicht aufklären, damit sie mit den Einsichtigen den Hauptpunkt erkennen? Antwort: Frage den, der sie geschaffen hat, und fordere von ihm Rechenschaft seiner Taten. Ich bin nicht sein Ratgeber gewesen Jer. 23,18, ich habe ihm nichts geliehen, sodaß ich gesetzmäßig etwas von ihm wieder fordern könnte Röm. 9,20 f. . . .

Es leugnet also Niemand, daß in der heiligen Schrift mehr Stellen unseren Werken ein Verdienst zuschreiben als es ihnen versagen; das-

halb aber darf man nicht schließen, wir wollten wie Schiedsmänner beiden Teilen etwas nehmen und beiden Teilen etwas geben, auf daß zwischen unserem Verdienst und der göttlichen Gnade, zwischen unserem freien Willen und der Vorsehung oder Vorherbestimmung Gottes Friede werde.[1]) Gott ist nicht wie ein Mensch. Vielmehr müssen wir handeln, wie jene frommen Menschen, von denen ich sprach. Die Gotteserkenntnis muß energisch eingeprägt, der Glaube geweckt werden. Machen wir da Fortschritte, so werden von selbst aus dem guten Baume gute Früchte hervorgehen. Gleichzeitig muß man die Faulen anstacheln mit der Hoffnung auf Belohnung und der Angst vor Übeln, damit Gottes Werk niemals stille stehe . . . Nur darauf wollen wir gleichzeitig achten: wenn wir beobachten, daß Gottes Wort uns etwas zuschreibt, was doch nur Gottes sein kann, so wollen wir die Gnade anerkennen, die er so reichlich über uns ausgießt, daß er uns zuschreibt, was ihm gehört; wir sollen uns dann nicht rühmen oder darüber streiten. „Denn wir vermögen nichts wider die Wahrheit" 2. Kor. 13,8 und sind dazu da, zu bauen, nicht zu zerstören. Das christliche Leben besteht in Unschuld, wie ich schon oft gesagt habe. Unschuld aber gedeiht am besten auf dem Acker der Selbstverachtung; der Boden ist aber hier um so fetter, je mehr er vom Tau göttlicher Erkenntnis aufgesogen hat; denn je mehr man reich in Gott ist, desto ärmer ist man an sich selbst . . .

Vom Gebet.

Wunderlich ist's, daß auch das Gebet Erwerbsmittel geworden ist. Denn wenn man mit Recht gesagt hatte, das Gebet sei eine Erhebung des Herzens zu Gott, gibt es dann etwas Schamloseres als jene Verbindung des Herzens mit Gott zu schänden? Ein um Geld verkauftes Gebet ist offenbar Heuchelei gewesen, nicht Verkehr des Herzens mit Gott. Ich muß also auch über das Gebet sprechen, da man die Herzensandacht für ein verdienstliches Werk zu verkaufen wagte. Mit Recht hat man das Gebet als eine Erhebung des Herzens zu Gott bezeichnet, . . . jeder Fromme bestätigt die Richtigkeit dieser Definition. Ich will darum zuerst von der Anbetung sprechen, der Ursprung jener Definition des Gebetes soll dann klar werden. „Anbeten" bedeutet für die Hebräer so viel wie „verehren" . . . Auch bei den Lateinern wird „Menschen anbeten" mitunter im Sinne von „achten, verehren" genommen 2. Mos. 20,5 . . . „Anbeten" heißt ferner, Gott, das heißt: dem Herrn und Vater, der Alles kann und will, das Herz angeloben, ergeben. Die fleischlich gesinnten Israeliten haben diese „Anbetung" = Herzenshingabe an Elemente dieser Welt geknüpft. Sie ließen sie nämlich nur in Jerusalem stattfinden Joh. 4,20 . . . Das war so gekommen: Der Herr hatte geboten, dreimal alljährlich sollten alle Kinder Israels zum Tempel oder zur Stiftshütte in Jerusalem kommen 5. Mos. 16,16. Das brachte den Priestern viel ein. Drum be-

[1]) Damit stichelt Zwingli auf Erasmus von Rotterdam, dessen Schrift „de libero arbitrio" (vom freien Willen) kurz vorher erschienen war.

gannen sie die Gewissen mit ihren Überlieferungen an eine bestimmte Stätte zu binden, damit man um so häufiger nach Jerusalem käme; denn, so deuteten sie, mit leeren Händen dürfe man nicht vor Gott erscheinen 5. Mos. 16,16, während doch tatsächlich diese Bibelstelle nach dem hebräischen Originaltext diesen Sinn nicht hat, vielmehr: „Du wirst nicht vergeblich erscheinen" — gleichsam ein Anreiz an die Trägen: laßt es Euch nicht verdrießen, zu mir zu kommen, Ihr werdet nicht umsonst kommen . . . Die Anbetung, die Herzenserhebung, banden also die Priester an Jerusalem; das haben auch unsere, besser sage ich: die antichristischen Priester, bisher getan; sie luden in Kirchen, wo wir sehen und gesehen werden, zum Gebete ein, um bequem das Wort einschärfen zu können: „Du sollst vor dem Herrn, deinem Gotte, nicht mit leeren Händen erscheinen", während doch Christus uns auf's Kämmerlein verweist, damit das Herz frei vor Gott seine Not vorbringen kann. Frei ist die Anbetung, die Herzenshingabe, sie kann nicht an einen bestimmten Ort gebunden werden. Auch Christi Wort: „Gehe in dein Kämmerlein" Mat. 6,6 darf man nicht so buchstäblich nehmen, daß man nur ein Gebet im Kämmerlein gestatten will; Paulus will die Männer überall beten lassen, nur sollen sie die Hände rein zu Gott erheben 1. Tim. 2,8. Offenbar ist also das ein wichtig Stück beim Gebet, reine Hände empor zu heben, das heißt aber nichts Anderes als nach Unschuld streben. Christus hat Joh. 4,23 f. unter Anbetung — darüber wollte ich ja sprechen — ein fleißiges Achten auf Glauben und Frömmigkeit verstanden, wenn er sagte: „Es kommt die Stunde und ist schon jetzt, daß die wahrhaftigen Anbeter den Vater im Geiste und in der Wahrheit anbeten werden. Denn der Vater will, daß man ihn so anbetet. Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten". Schau, wie scharf und deutlich ist hier Gebet und Anbetung klargelegt! Er sagt: „Gott ist Geist", folglich können die Gottesverehrer ihre Verehrung nur so ihm angemessen erweisen, daß sie ihm ihr Herz weihen, nicht durch eidliche Verpflichtung, wie sie die Mönche einst forderten, sondern durch beständiges Wachstum in der Liebe, auf daß kein Falsch in ihr bleibe, nur Wahres und Gottähnliches aus ihr entspringe . . . Wer so Gott sein Herz weiht, daß er nur an ihm hängt, nur Gott anerkennt, der betet ihn im Geiste an. Die so mit ihm Verbundenen reden auch mit dem Nächsten die Wahrheit; das heißt: in der Wahrheit anbeten, es sei denn, daß Du darunter lieber das wahrhaftige und treue Hängen an Gott verstehen willst, sodaß Du nur Ihn als Gott, das heißt: als Helfer und Gatten gleichsam, anerkennst. Das Gebet ist also ein Reden mit Gott aus Glauben, wie mit dem Vater und allersicherstem Helfer. Das Gebet ist eine Erhebung des Herzens zu Gott, nicht etwa des Atems oder der Stimme. Man betet, wenn das Herz zu Gott kommt, mit ihm redet, aus aufrichtigem Glauben Hülfe nur bei ihm sucht. Und wer könnte es Dir je als gutes Werk vorrechnen, daß er häufig zu Dir kommt, bald um Geld, bald um ein Kleid, um Speise, Rat, Hilfe zu bitten? Wenn nun unser Gebet zu Gott nur

eine Bitte um Hülfe ist, warum schätzen wir es als verdienstliches Werk ein? Sofern es sich um ein Gebet, das heißt: um ein festes Vertrauen des Herzens handelt, liegt nur ein festes Vertrauen Deines Herzens vor; wie kannst Du das einem anderen zu gute kommen lassen? Du kannst aus Glauben an Gott für einen anderen beten, ja, aber Du kannst nicht ein Stück von Deinem Glauben einem anderen geben. Der Glaube gehört nur dem Gläubigen selbst und ist kein Verdienst, obwohl Christus ihn in uneigentlichem Sinne ein Werk nennt — nur um derer willen, die noch an Werken hingen. Er nennt den Glauben ein Werk, um tatsächlich das Gegenteil zu sagen: „Werdet durch den Glauben selig, nicht durch Werke!" Anbetung oder Gebet ist also nichts Anderes als feste Zuversicht auf Gottes Barmherzigkeit. Daraus folgt, daß Du in allen Lebenslagen zu ihr kommst und sie bittest. Kommst Du um des Nächsten willen, so kann es nur aus Liebe zum Nächsten oder aus Begierde nach seinem Geld geschehen. Kommst Du aus Liebe, so wird Dir Erhörung werden; denn dann liebst Du den Nächsten mit göttlicher Liebe. Kommst Du aus Gewinnsucht, so machst Du Gott gottlos, wie wenn er nicht für alle da wäre und die Person ansähe; oder täte er das nicht, wenn er Dein Gebet erhörte, das eines anderen aber verschmähte? Dann machst Du ihn auch zum Spießgesellen Deines Geizes; oder wäre er das nicht, wenn er dem anderen nur dann etwas gäbe, nachdem er Dir gegeben hat? So sind also jene Bitten um Belohnung eine Schmach, nicht eine Ehre Gottes . . . Die Wahrheit kennt kein Gebet um Vorteils willen. Wenn wir Gott im Geiste wahrhaftig anhangen, so beten wir so, daß wir unerachtet alles Übels zu ihm allein eilen; und wir bitten um Abwendung des Leides nur mit den Worten: „Dein Wille geschehe!" Mat. 6,10. Da gibt's kein Gebet, keinen Psalm, keinen Gesang, keine Messe oder Vigilie um Lohn; denn was wir ohne Liebe tun, nützt nichts 1. Kor. 13,3. Wo man Geld nimmt, ist Gier, nicht Liebe die Wurzel der Handlung. Es ist Geplärr, wenn es heißt: wir nehmen Geld, nur, um leben zu können, und um zu beten, andere haben ja wegen der Arbeit keine Zeit zum Gebet, wir beten aus Liebe. Geht Ihr nur und bestellt den Acker, laßt in Eurem Neste diejenigen sich erholen, die bisher dank Eurem Müßiggang arbeiteten! Abwechselnd wollen wir ruhen und arbeiten; auch das ist Liebesgebot. Jetzt aber, wo Du die Kirche oder den Psalter nur um des Bauches willen anschaust, — Du würdest es sonst gewiß nicht tun — zugleich jedoch die Liebe vorschiebst, bist Du offenbar der schlimmste Heuchler. Die Liebe leidet mit, eilt herbei, hilft; Du tust nichts dergleichen, schätzest aber Nichtigkeiten über Alles. Willst Du beten oder Psalmen singen, so tue es umsonst. Hoffnung auf Belohnung verträgt sich nicht mit der Liebe; wir können nicht Gott und dem Mammon, das heißt: dem Reichtum, dienen Mat. 6,24.

Mehr will ich nicht sagen. Ich glaube, alle, die von Religion etwas verstehen, wissen ohne Weiteres, daß Bitten und Gesänge um Lohn ebenso viel wert sind, als wenn Du für Geld für einen anderen eine sittliche Leistung versprächest. Man kann auch die Hand am Pflug

beten, wenn man die Kraft des allmächtigen Gottes in der Erde selbst und im Samen bewundert und verehrt, dankbar für seine reiche Güte, auch ohne ein Wort zu sprechen. Das Herz betet. Wenn in der Vergangenheit die Christen anhaltend und gemeinsam beteten, so kann man das auch heute in der Kirche, wenn es nur ein Gebet, nicht ein sinnenkitzelndes Geplärr ist. Die sogenannten Kollekten, die öffentlichen Bittgebete, soll man deutsch, gemeinverständlich sprechen, sodaß alle beten können, wie vorgesprochen wird. Doch möge jede Kirche ihren Brauch halten; eines schickt sich nicht für alle, nur muß Alles demselben Frömmigkeitsquell entspringen, alles Übrige ist in aller Ruhe abzuschaffen . . .

Vom Fegfeuer.

Die heilige Schrift kennt kein Fegfeuer, von dem die Theologen zu sagen wußten, menschliche Vernunft kennt es . . . Sie überlegte . . .: Es sterben manche Menschen hier, die nicht gerade schlecht sind; warum soll man sie in die ewige Pein stoßen? Wiederum sterben manche, die nicht gerade gut sind; warum sollen die plötzlich zur Schar der Seligen zugelassen werden? Diese Erwägung hat scheinbar etwas für sich und klingt, wie Paulus Kol. 2,23 sagt, nach Weisheitsüberlegung . . . Mit dem Worte Gottes verglichen, verschwindet sie freilich wie Staub vor dem Winde . . .

Da nun das Fegfeuer — so pflegt man jene gaukleriſche Feuersühne zu nennen — aus Gottes Wort nirgends belegt werden kann, warum glauben wir denn töricht solchen frostigen und verdächtigen Dummheiten, wo wir doch sehen, wie die Verfechter des Fegfeuers zugleich die Art und Weise des Löschens lehren, sich selbst aber dabei anbieten? Sie verlangen ja Geld, das lösche am besten die Flamme, wenn der Empfänger des Geldes andächtig Messe halte, bete, Psalmen singe; schon wird auch die Hand nach dem Golde ausgestreckt . . . Mit dem Fegfeuer ist es ein ähnlich Ding, wie mit gewissen Heilmitteln, die von Kurpfuschern feilgeboten werden. Da steigen sie mitten auf dem Markte auf einen Tisch und schreien die verheerende Wirkung irgend einer Seuche oder Krankheit aus; sie hätten sie auch gehabt, durch Gottes Gnade aber seien sie wieder gesund geworden dank diesem Heilmittel, das da vor aller Augen liege. Sie setzen hinzu: Die Krankheit kommt bald, schon grassiert sie in der Umgegend. Schau, da stellen sie vor allem auf die ahnende Furcht vor der Krankheit ab, um schnell ihre Hülfe verheißen zu können. So machen es auch die Fegfeuerprediger: guter Gott, welche Töne schlagen sie da an, von Gefängnis, Schlangen, Flammen, Flüssen, Feuer, Schwefel, Naphtha oder glühendem Eisen, wie übertreffen sie nicht selbst die Poetenfabeln! Die törichten Herzen erschracken, wie wenn plötzlich das Erscheinen eines grausamen Feindes vor der Stadt verkündigt wird, der die Landhäuser brandschatzt, die Bauern niederschlägt und Alles vernichtet. Man stand da wie angedonnert und glaubte schon das Unheil zu spüren. Schon aber war das Heilmittel da, man hatte freilich von Anfang

an gesagt, es sei sehr teuer — das mußte man, um vorab in den Seckel der Reichen einbrechen zu können. Willst Du, hieß es, eine Seele befreien, so kannst Du das mit einem Goldstück erreichen. Da man nun schon für diese Reichen die Seelen aus dem Fegfeuer erlöst hatte, ging man zu den Seelchen der Armen; es geschah unter einem Vorwande, der den Reichen jeden Verdacht auf Spott nahm. Man behauptete, die göttliche Barmherzigkeit dürfe Niemand abgeschlagen werden, folglich dürften die Armen so gut wie die Reichen Seelen aus dem Fegfeuer befreien, das heißt: Geld aus dem Beutel loswerden; freilich unter der Bedingung, daß Niemand sich als arm ausgebe, um billiger wegzukommen, das schade der Seele mehr als es ihr helfe; jeder müsse nach Vermögen geben. Haben sie nicht mit solchen unglaublichen Torheiten den Leuten Brei um den Mund geschmiert? Welcher Tor sieht hier nicht, daß eine derartige Verblendung nur als Strafe Gottes für unseren Unglauben einreißen konnte?! . . .

Zwingli widerlegt nunmehr den angeblichen Schriftbeweis für das Fegfeuer.

Jener Reiche im Gleichnis, der den Lazarus in Abrahams Schoß sieht, wird durch die Worte: „eine gewaltige Kluft ist zwischen uns und euch befestigt, sodaß man nicht herüber und hinüber kann" Luk. 16,26 zur Verzweiflung gebracht. Aber da ist die Rede von Verstorbenen, und es werden nur zwei Grenzen fixiert, die eine durch Lazarus, die andere durch den Reichen markiert. Die Verstorbenen werden entweder von den Engeln in die himmlischen Wohnungen getragen und können nicht heruntersteigen zu denen, die anderswo sind; oder sie kommen in die Hölle und können niemals hinaufsteigen . . .

Christus wollte verhüten, daß die Seinigen sich in täglichen Streitereien entzweiten, er wollte sie vom Streit zurückschrecken durch den Hinweis auf ein häufiges Vorkommnis bei Gericht, daß der, der sich schon als Sieger erhofft hatte, als Besiegter abziehe, es sei also gefährlich, vor Gericht zu streiten; wenn die Seinigen sich sonst nicht vom Streiten fernhalten könnten, sollten sie wenigstens aus Furcht vor der hier lauernden Gefahr die Sache beizulegen suchen. Deshalb sagt er Mat. 5,25 f.: „Sei willfährig deinem Widersacher bald, dieweil du noch mit ihm auf dem Wege bist, auf daß dich nicht der Widersacher dem Richter und dieser dem Diener überantworte und du in den Kerker geworfen werdest. Wahrlich, ich sage dir: du wirst nicht von dannen herauskommen, bis du den letzten Heller bezahlt hast". Aus dieser Stelle glauben die liebenswürdigen Leute die Existenz des Fegfeuers bewiesen zu haben! Wo doch Christus hier nur gewisse Hartköpfe und Unerbittliche, die glauben, wie sie müßten alle Menschen denken, vom Streite fernhalten will: Die fielen mitunter in die anderen gegrabene Grube hinein . . . Vergleiche Luk. 12,58 . . .

Eine weitere Stelle ist Mat. 18,34 f., wo Christus am Beispiel des unbarmherzigen Knechtes lehren will, daß uns nicht verziehen wird, wenn wir nicht selbst verzeihen. Er sagt also vom Schalksknecht: „Voller Zorn übergab ihn sein Herr den Folterknechten, bis daß er die ganze Schuld bezahlte. So wird mein himmlischer Vater auch euch tun,

wenn ihr nicht von Herzen, jeder seinem Bruder, vergebt". Hier hauen nun die Fegfeuerhetzer los: Christus sagt hier, der himmlische Vater werde uns tun wie dem Schalksknechte; er wird uns also nicht aus dem Fegfeuer lassen, bis wir die ganze Schuld bezahlt haben . . . Tatsächlich wollte Christus in diesem Gleichnis nur lehren, wir sollten immer verzeihen; gleich wie wir beständig die Verzeihung des Himmelskönigs wünschen, den wir täglich unzählige Male beleidigen . . . Hier legen sie nun den Finger darauf: er wurde den Folterknechten übergeben, bis er die ganze Schuld bezahlte, erst dann kam er nach dem bürgerlichen Gesetze frei. Folglich werden die der göttlichen Gerechtigkeit Verhafteten erst freikommen, wenn sie durch Leiden im Fegfeuer die Schuld bezahlt haben. Darauf antworte ich: Ihr scheint mir zunächst ein Gleichnis wie eine wirkliche Begebenheit aufzufassen. Das wäre nicht weiter wichtig, wenn Ihr nur das Gleichnis Gleichnis bleiben laßt. Im Gleichnis aber steckt mancherlei, das nicht allenthalben mit dem stimmt, was durch dasselbe veranschaulicht wird. Zum Beispiel aus den Worten: „Der Schüler ist nicht über den Meister" Mat. 10,24 folgt nicht: also kann niemals ein Schüler den Meister übertreffen. Das Wort gilt nur bei Christus, nicht anderweitig. Und jenen Haushalter, der durch Unrecht und Betrug für das Vermögen seines Herrn gesorgt hatte, darf Niemand nachahmen, vielmehr darf man nur auf Christi Motiv schauen; er will durch dieses Gleichnis die eifrige Sorge für die himmlischen Dinge lehren in der Form: wenn die Kinder dieser Welt, unerachtet der gesetzlichen Strafe, für ihren Unterhalt sorgen, um wie viel mehr müssen die eifrig nach dem Himmel Strebenden Alles daran wenden, nicht durch den bösen Reichtum das erhoffte Heil zu verlieren? So muß man auch in dem vorliegenden Gleichnis nur auf das Motiv schauen. Es ist dieses: vergebt, so wird Euch vergeben werden; tut Ihr's nicht, so wird Euch nicht vergeben . . . Das Wort „bis" du alles bezahlt hast darf nicht im Sinne einer Zeitdauer gepreßt werden. Das beweist Christus selbst: er ist deshalb unsere Gerechtigkeit geworden, weil wir mit eigener Gerechtigkeit das Heil nicht erlangen konnten; so werden wir umsonst selig, nicht durch unser Verdienst . . . Müßten wir das Fegfeuer aushalten, damit der göttlichen Gerechtigkeit genug geschähe, wie meine Gegner behaupten, so wird uns Christi Gerechtigkeit nichts nützen . . . Zum Henker mit diesen Seelenquälern, Gewissensschlächtern, Geldräubern, die um des Bauches willen das Fegfeuer erfanden, um die Seelen der Verstorbenen des Geldes und eigenen Vorteils halber in unseren Gedanken Qualen erleiden zu lassen, die sie tatsächlich gar nicht empfinden! . . .

Eine weitere Stelle ist 1. Kor. 3,12—15: „Wenn jemand auf diesen Grund Gold, Silber, Edelstein, Holz, Heu, Stroh baut, so wird eines jeden Werk offenbar werden. Der Tag selbst wird es zeigen; denn im Feuer wird es offenbart, das Feuer wird die Art jedes Werkes kundtun. Bleibt eines, so wird der Betreffende Lohn empfangen, wird es verbrannt, Schaden, er selbst freilich wird gerettet werden, aber wie durch Feuer hindurch." Diese klare Stelle des Paulus hat man so im

Ruß des Fegfeuers, auf das man sie bezog, stinkend gemacht, daß selbst sonst gescheite Leute den echten Sinn nicht riechen können . . . „Bauen" heißt hier: predigen. Der „Grund" ist Christus. Das darauf gebaute „Werk" sind die Hörer des Wortes. Das „Feuer" ist die nach Gottes Urteil verhängte Versuchung oder Verfolgung . . . „Gold, Silber, Edelstein" sind die, welche Christus so sich aneigneten, daß sie lieber sterben als ihn preisgeben wollen. „Holz, Heu, Stroh" sind die auf Zeit Gläubigen oder die nur Glauben Heuchelnden, die aber in der Versuchung Christus verlassen . . . „Es kommt Alles an den Tag" — so haben schon Heiden gesagt. Der Tag des Herrn, an dem er das bisher Verborgene offenbaren wird, wird Alles aufdecken. Ich meine nicht den jüngsten Tag, vielmehr den Tag, an dem Gott das bisher Verborgene und Geduldete aufdecken will. An dem wird alle Lehre gleichsam im Feuer geprüft . . . Paulus redet also an dieser Stelle von der Prüfung der Lehre, nicht vom Fegfeuer. Das ist ganz klar, Du brauchst nur ein wenig die Augen aufzutun . . .

Von der Obrigkeit.

Gewisse Leute[1]) verneinen für die Christen die Obrigkeit und behaupten beharrlich, ein Christ könne kein obrigkeitliches Amt führen. Wo hinaus dieser Wahnwitz will, wird nachgerade klar. Ich kenne viele ehrsame, treue und gläubige Menschen, die trotz ihrer Ehrbarkeit und ihres Glaubens obrigkeitliche Ämter zur Ehre Gottes in allgemeinem Frieden und Gerechtigkeit führten; ich durchschaue ferner die Frechheit und Bosheit schlechter Menschen, die sich für Christen ausgeben, ohne es wirklich zu sein — auf Grund dessen wage ich die Behauptung: nur und ausschließlich ein Christ kann ein obrigkeitliches Amt richtig führen. Was ist, bitte, der Unterschied zwischen Staat und Kirche? Ich habe die äußeren Lebensgewohnheiten und den Verkehr im Auge; was die Gesinnung anbetrifft, so weiß ich wohl, daß die Kirche Christi die Christusgläubigen sind, während der Staat sich damit zufrieden geben kann, wenn Du Dich als treuen Bürger zeigst, auch ohne christusgläubig zu sein. Der Staat verlangt ehrende Achtung auf das Gemeinwohl, nicht auf das Privatinteresse; man soll mit ihm Glück und Unglück teilen, wo's Not tut, Niemand soll nur sich selbst im Auge haben, Niemand sich erheben, Niemand Parteiungen erregen. Schau nur, wie wenig dem entsprechend die Kirche Christi verlangt! Paulus mahnt wiederholt, die Liebe suche nicht das Ihre, sondern das des Andern. Er sagt ferner: „Wer wird geärgert und ich entbrenne nicht, wer geschädigt und ich nicht auch?" 2. Kor. 11,29. Er heißt weinen mit den Weinenden und fröhlich sein mit den Fröhlichen Röm. 12,15. Drittens verlangt der Gläubige nicht vom Gläubigen, das Vermögen mit ihm zu teilen, vielmehr ist jeder Gläubige so gesinnt, mit seinem Vermögen zu helfen, wo es Not tut. Damit will ich nicht dem Schwären gebührend zu Leibe rücken, an dem jene Aufrührer leiden,

[1]) Die sogen. Wiedertäufer.

mögen sie es auch unverschämt und beharrlich leugnen. Ihr Eifer verrät ihre Pläne: sie fordern allgemeine Gütergemeinschaft; die ließe ich mir zwar persönlich gerne gefallen, aber Gott würde nicht zulassen, daß irgend jemand das Seine geraubt wird Apg. 5,4, Mat. 19,21 . . . Viertens gebietet Petrus im 4. Kapitel des ersten Briefes Vers 10, jedermann solle die ihm in der Gemeinde gegebene Gnade verwalten, das zieme sich für die Verwalter der mannigfaltigen Gnade Gottes. Auch Paulus heißt uns der Demut nachjagen Röm. 12,16, vgl. Mat. 23,13 . . .

Worin besteht nun also, damit begann ich, gegenüber den äußeren Dingen der Unterschied des Lebens der christlichen Kirche vom staatlichen Leben? Er ist gar nicht vorhanden, beide verlangen das Gleiche. Aber rücksichtlich des inneren Menschen ist ein gewaltiger Unterschied da. Der Bürger steht unter der Zwangsgewalt der Gesetze, die macht ihn zum Bürger; Erzwungenes aber tun wir heuchlerisch und ohne Treue. Folglich wirst Du insgeheim mitunter Deine persönlichen Interessen in's Auge fassen; wenn Du nur gegen das Gesetz ankönntest. Ganz anders steht es im christlichen Gemeinwesen, das heißt: in der Kirche. Denn wer Christi Geist hat, ist sein, wer aber Christi ist, tut Alles nach seinem Geist und Willen. Er hat uns geliebt, um sich für uns zu opfern; so wollen wir das Gleiche tun, wenn wir seinen Geist haben. Wir wollen also alle Menschen lieben gleich wie uns selbst. Tun wir das, so werden wir nichts von dem unterlassen, was zum Heil des Nächsten gehört. Hast Du nun neben Deiner Bürgergesinnung noch Liebe, so bricht das betrügerische Streben nach Privatinteresse zusammen. Da nun Christi Geist das besitzt, was dem Staate am meisten nottut, so kann es für den Staat nichts Glücklicheres geben, als die Liebe; da nun das Evangelium diese enthält, so wird offenbar dann der Staat fest gegründet und geweiht sein, wenn gute Gesetze sich mit guten Herzen verbinden. Der Staat also ist der glücklichste, in dem zugleich die wahre Religion eine Heimat hat.

Das vom Staate Gesagte gilt nun noch mehr von der Obrigkeit. Denn die ist gleichsam das Haupt, und was sich für die Glieder ziemt, ziemt sich noch mehr für das Haupt. Darum sage ich ganz anders als jene Gegner: eine billige und gerechte Obrigkeit kann nur eine christliche sein. Nimm der Obrigkeit, die von den Menschen gefürchtet sein will, die Gottesfurcht, so hast Du den Tyrannen. Bringe dem Tyrannen Gottesfurcht bei, so wird er von selbst freier und treuer das Gesetz erfüllen, als es irgend ein Terrorismus vermöchte; Du wirst dann aus dem Tyrannen nach dem Muster dessen, den er schon im Glauben zu ehren und zu fürchten begann, nämlich nach Gottes Muster, einen Vater machen. Aber jene werfen ein: Die Kirche Christi muß so unschuldsvoll sein, daß sie der Obrigkeit gar nicht bedarf; Christen streiten nicht, sondern geben nach, sie suchen kein Recht vor Gericht, beim Schlage auf die eine Backe bieten sie auch die andere dar. Ich antworte: Hätten wir doch eine solche Kirche! Tatsächlich aber tun gerade die Vertreter einer solchen Unschuldsforderung, die Gott mit gutem Grunde an uns stellt, nicht auch die, die nichts Richtiges tun,

nein, gerade jene am allerwenigsten von dem mit so viel Lärmen Verlangten — denn Niemand schimpft leichter als sie — was soll man sich da von den Ungläubigen versprechen? Oder lehnen sie etwa deshalb die Obrigkeit ab, weil sie ihre starke Neigung zum Schimpfen kennen, und fürchten, man möchte ihr Schimpfen nicht ertragen, vielmehr doch bei der Obrigkeit darüber klagen, und dann könnten sie nicht mehr ungestraft schimpfen und nicht ohne Gefahr fremdem Gut unter christlichem Vorwand nachstellen? Denn diese Leute stürzen sich jeweilig immer auf die Unschuldigsten, und sobald man ihnen ihre Fehler vorrückt, rufen sie: was richtest Du mich? Ich stehe oder falle meinem eigenen Herrn Röm. 14,4. Da siehst Du, warum diese Leute kein Gericht nötig haben! Läßt Du Dir all ihr Unrecht gefallen ohne Vergeltung, und läßt Du sie um nichts und wieder nichts ungestraft Unruhen erregen, so haben sie freilich kein Gericht nötig! Wenn wir nun, sage ich, gerade um dieser Leute willen, die da leugnen, daß ein Christ ein obrigkeitliches Amt führen könne, einer Obrigkeit bedürfen, wie sollte dann nicht gerade ein Christ, der unter Christen Recht spricht, eine bessere Obrigkeit sein, als einer, der von Christus nichts wissen will?

Doch wir wollen die Belege aus der heiligen Schrift dafür bringen: 2. Mos. 18,21 f. . . . Für ihre Meinung führen die Gegner Mat. 20,26 und Luk. 22,26 an: „So soll es unter euch nicht sein". Da machen sie aber einen doppelten Fehler: erstlich bezieht sich dieses Gebot nur auf die, die als Apostel zum Lehren ausgesandt wurden. Die heißt Christus nicht herrschen. Die Apostel hatten ja die Rangstreitfrage aufgeworfen, wer von ihnen der Hervorragendste sei. Ich leugne zwar nicht, was den Ehrgeiz betrifft, so bezieht sich das Gebot in gleicher Weise auf jedermann, kein Christ darf Herrschaft erstreben oder sich anmaßen. Wird sie ihm aber angeboten, so wäre es nicht fromm gedacht, diese von der Bürgerschaft auferlegte Last nicht tragen zu wollen. Der zweite Fehler ist der: sie sehen nicht, daß Christus hier in erster Linie von der Tyrannis spricht, nicht von der Monarchie oder Aristokratie, die durch Volksbeschluß oder durch göttliche Berufung einem angeboten wird, der nicht die Aufgabe hat, zu predigen. Unter Tyrannis verstehe ich eine eigenmächtig angemaßte Gewalt. Tut das ein Einzelner, so ist er ein Tyrann, und seine Herrschaft heißt Tyrannis; tun es mehrere, aber nicht alle, so nannten das die Griechen Oligarchie. Die Tyrannis also verbietet Christus schlechthin; im übrigen muß auch die Herde Christi einen Leithammel haben, so gut wie in jedem Staate einer an der Spitze stehen muß. Freilich soll dieser Vergleich mit der staatlichen Obrigkeit nicht etwa auf die Tyrannei gewisser Päpste bezogen werden — beileibe nicht! Da nun meine Gegner das Wort Gottes mehr geistvoll als liebevoll behandeln, ist ihnen der Irrtum passiert, alle Obrigkeit zu streichen, auch die gerechte und gesetzmäßige, die wir vorab zur Erhaltung von Frieden und Ruhe benötigen. Auf den Einwand, die Christen müßten Alles tragen, alle Gebote des Gesetzes tun, hätten also keine

Obrigkeit nötig, antworte ich: gewiß. Solange wir aber nicht alle so leben, wie wir als Christen sollten, trotzdem wir als Christen gelten wollen, muß man sich zufrieden geben und abwarten, ja, von der Frage, daß die Christen kein obrigkeitlich Amt führen sollten, ganz stillschweigen; sonst schaffen wir das aller Notwendigste ab, bevor die beabsichtigte Ursache der Abschaffung wirklich da ist. Was bedarf es vieler Worte? Jene Leute treiben nur Aufruhr. Wer hat je eine solche allgemeine Unschuld gesehen, oder wer wird sie für die Zukunft erhoffen, derart, daß alle nach der Unschuld trachten, sodaß Niemand sündigt? Wenn es also beständig Leute gibt, die im Namen der Frömmigkeit Gottloses tun, so muß es auch beständig eine Obrigkeit geben, vorab eine christliche für die Christen. Erst dann darf man die Obrigkeit abschaffen, wenn die Schandtaten so verschwunden sind, daß Niemand sündigt, weder mit dem Wort noch mit der Tat. Das wird aber erst in einer andern Welt eintreten; dieser Welt hier auf Erden ist es versagt, solche Unschuld zu genießen . . . Es ist also klar genug: die Christen können die Obrigkeit nicht entbehren . . .

Petrus im 2. Kapitel des 1. Briefes Vers 16—18 zwingt zum Gehorsam gegenüber der Obrigkeit. Da sagen die Gegner: das war doch eine gottlose Obrigkeit. Ich antworte: Wollt Ihr etwa sagen, Petrus habe den Gehorsam gegenüber einer gottlosen Obrigkeit geboten, aber gegenüber einer christlichen verboten? Oder etwa: eine christliche Obrigkeit muß lieber einer gottlosen weichen als selbst tätig sein? Gibt es einen größeren Unsinn? Wird der Staat von der Obrigkeit geleitet, gleichsam von ihr als Haupt, dann ist es doch Wahnsinn, eine gottlose Obrigkeit lieber zu wünschen als eine fromme, auf den Nacken der Frommen lieber das Joch eines gottlosen Tyrannen zu legen, als einen Frommen als Vater an der Spitze der Herde sehen zu wollen! . . . Ihr werdet freilich sagen: mitunter wird die fromme Obrigkeit gottlos, während wir uns gerade über die fromme Obrigkeit freuen. Was klagt Ihr darüber? Es geschieht dann ja gerade das, was Ihr wollt, nämlich die Herrschaft einer gottlosen Obrigkeit. Aber wir wollen keine Spitzfindigkeiten treiben. Wird die fromme Obrigkeit gottlos, so entferne sie und ersetze sie durch eine fromme. Du wirst sagen: Es handelt sich um einen König, einen Tyrannen, der kann nicht mit Stimmenmehrheit abgesetzt werden. So dulde und ertrage alle Tyrannei, die dem Glauben nichts schadet; vergeblich ist Dein Leben unter gottloser Obrigkeit nicht. Entweder nämlich straft Gott damit Deine Sünde, oder er stellt Deine Geduld auf die Probe. Will aber ein gottloser Tyrann Dir den Glauben nehmen, so ruf ihm entgegen, mag er's auch nicht gerne hören: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen" Apg. 5,29. Denke auch daran, wie die Kinder Israel grausam lange Zeit vom Tyrannen der Ägypter geplagt wurden, schließlich aber Gott sich ihrer Bedrängnis annahm und sie zum größten Unglück ihrer bisherigen Bedränger aus dem Lande führte. Gott aber bleibt immer derselbe. Achtete er damals auf die Seinen, erbarmte sich ihrer und befreite sie, so kennt er auch Dich und wird Dich nicht vergessen.

Zwingli verweist ferner auf 1. Tim. 2,1 f., 1. Kor. 7,21, Eph. 6,5—8, u. a. Als Beispiel für eine christliche Obrigkeit bringt Zwingli aus dem alten Testament den Abraham, Moses, Josua, David, Salomo u. a., aus dem neuen Testament Erastus, Sergius Paulus, aus der Kirchengeschichte Theodosius, Ludwig den Heiligen von Frankreich, Karl den Großen. Da also nach beiden Testamenten ein Christ ein obrigkeitliches Amt führen darf, wollen wir nunmehr sehen, welcher Art die christliche Obrigkeit sein soll.

Es gibt im Gegensatz zu unseren Gegnern keine geistliche und weltliche Obrigkeit; vielmehr nur eine; die Banngewalt der Kirche ist keine obrigkeitliche Gewalt, wie sie bisher die Bischöfe ausübten; sie liegt in den Händen der ganzen Kirche, nicht einiger weniger, die tyrannisch sich die Obergewalt anmaßten . . . Mat. 18,15—17 sehen wir zunächst, daß der Bann wegen einer Sünde verhängt wurde, nicht wegen Wucher oder sonstiger Vergehen, die vor den Gerichtshöfen zu erledigen sind, wenn man sich nicht vertragen kann. Damit ist's aus mit den Bullen, Breven und Urkunden, durch die der römische Papst — ich meine das ganze Papsttum, alles, was auf seine Gesetze eingeschworen ist — die ganze Kirche Christi beunruhigt hat; denn die hatten hauptsächlich Geld- und Vermögensstreitigkeiten zum Zweck, nicht Sünden. Sodann wird hier die persönliche freundschaftliche Besprechung und Ermahnung des Sünders verlangt. Da haben die Päpstler den zweiten Fehler gemacht. Denn nach Belieben haben sie öffentlich einen Ahnungslosen, ja, oft einen Unschuldigen vor ihr Tribunal zitiert. Welch' hartes Regiment! Jeder König oder Amtmann ruft den Delinquenten zuerst zu sich; jene aber lassen den Unschuldigen oder Ahnungslosen vor Scham versinken, indem sie ihn andonnern: Der oder der Richter verlangt binnen 14 Tagen Genugtuung, bei Strafe der Exkommunikation. Da richten sich sofort aller Augen auf den Angedonnerten, er darf sich nicht mucksen, darf seinen Fall nicht schildern, nicht über Unrecht klagen, nicht seine Unschuld verteidigen. Entfährt ihm nur ein Laut, so ist es um den Armen geschehen . . . Drittens wird an jener Stelle das Urteil der ganzen Gemeinde gewünscht, nicht der ganzen Kirche. Die kann ja gar nicht zusammentreten zum Urteilsspruch; es handelt sich um die Gemeinde, in der der Schuldige wohnt und verkehrt. Hier wird so recht die Herrschsucht, besser noch: die Tyrannei des römischen Papstes kund. Der Bann soll dann eintreten, wenn die Gemeinde den ihr Mißliebigen verworfen hat. Der Papst aber stößt den aus der Kirche, den diese selbst gerettet wünscht; er fragt die Kirche gar nicht, befiehlt vielmehr, sie solle den, den er selbst haßt oder verderben möchte, für exkommuniziert ansehen. Müssen wir nun Gesetze nach der Absicht des Gesetzgebers verstehen — und das ist sicher der Fall — und dürfen wir Niemand unberechtigter Weise als Übertreter eines Gesetzes verurteilen, so sind folgerichtig die auf diese Weise vom Papste Exkommunizierten vor Gott nicht gebannt. Denn bei der Gemeinde, nicht bei irgend einem anderen, steht diese Art des Bannes . . . Und wenn Du sagst: also kann der Papst nicht aus der Kirche ausstoßen?, so sage ich: Nein, das kann er nicht. Nur die Ge-

meinde kann es, nicht der Papst. Denn nirgends hat Christus gesagt: „Sage es dem Papst". Daher sind vielfach die vom Papste Exkommunizierten nicht auch als Gebannte der Kirche angesehen worden, und nur wenige haben die gemieden, die der Papst verabscheuen hieß. Mögen sie also bannen, donnern, blitzen und in die Hölle stoßen, das soll uns nicht aufregen! Vielmehr wollen wir eifrig darum sorgen, nicht durch Vergehen die Strenge der Kirche erfahren zu müssen. Das wird in den Augen des Höchsten wohlgetan sein.

Nun müssen wir auf die wahre christliche Obrigkeit zurückkommen. Die wird am stärksten Röm. 13. betont. Hier dringt Paulus so ängstlich auf den Gehorsam gegen die Obrigkeit, daß man vermuten möchte, schon damals hätten einige wie heute die christliche Freiheit zu fleischlichem Mutwillen mißbraucht. Gewiß billige ich nicht die zügellose Herrschsucht von Obrigkeit oder Fürst, aber ich möchte nicht, daß Leute, die sich als Christen ausgeben, nur darnach trachten, frei von aller Oberhoheit nach Willkür leben zu können. Das habe ich immer als die größte Torheit oder größte Bosheit beurteilt. Jede Gemeinschaft muß auf eine Oberhoheit hören, sonst fällt die ganze Gemeinschaft zusammen. Die Christen dürfen also eine Oberhoheit nicht ablehnen, sollen sich vielmehr bemühen, daß wir unter einer möglichst frommen und gerechten Obrigkeit leben. Haben wir das nicht in der Hand, müssen wir zum Beispiel einem König oder einem von Natur Blöden gehorchen, so müssen wir um so häufiger Gott bitten, er möchte uns endlich einen Moses schicken, der uns aus der Knechtschaft zur wahren Freiheit führt. Nicht daß jeder tun dürfe, was ihm paßt — das ist eine schlimmere Tyrannei als die Willkür weniger oder eines Einzelnen; es ist weniger zu ertragen, daß ein ganzes Volk wütet, als nur einige — vielmehr die Wahrheit soll freie Bahn haben, die Gerechtigkeit gleichmäßig über allen walten, Friede und Eintracht in gemeinsamer Arbeit bewahrt bleiben . . .

„Es ist keine Gewalt ohne von Gott". Wie, Paulus? Auch Pharaos Gewalt war von Gott? Gewiß! Um unserer Sünden willen legt Gott das Joch von Kindern und Schwächlingen auf unsere Nacken Jes. 3,4 ff. So darf also den Obrigkeiten nicht der Kamm schwellen, wenn sie hören, alle Gewalt sei von Gott; damit sind sie nicht gerechtfertigt. Böse straft Gott oft durch die Bösesten. Vielmehr, wenn sie hören, daß Gottes Vorsehung sie an diesen Platz gestellt hat, so sollen sie nur das tun, was sich ziemt für einen, der an Gottes Stelle sitzt. Sie sollen sich vergegenwärtigen, daß seit Erschaffung der Welt die Herrschaft der Gewalttätigsten immer die kürzeste gewesen ist, daß umgekehrt die Nachkommen maßvoller Regenten möglichst lange das ererbte Reich behielten. Eine heikle und große Sache ist das Regieren. Derartige Dinge entgleiten aber am aller schnellsten den Händen, namentlich wenn man sie mit Gewalt festhalten will . . . Man muß also Maß halten; im anderen Falle wärest Du besser nie Regent geworden. Es sind demnach die Obrigkeiten von Gott geordnet; folglich widersteht Gottes Ordnung, wer der Obrigkeit widersteht. Wer aber

würde nicht lieber einer frommen Obrigkeit gehorchen als einer gottlosen? Damit sage ich nicht, daß Du einer gottlosen nicht gehorchen sollst; — denn es folgt: „Wer widerstrebt, wird Gottes Urteil über sich empfangen" — vielmehr sollst Du Dich nicht zu dem Irrtum derer verleiten lassen, die behaupten, ein Christ könne nicht ein obrigkeitliches Amt führen. Stelle Dir vor, eine Stadt sei so in Christus wiedergeboren, daß alle Bürger nach Christi Regel leben; trotzdem wird sie eine Obrigkeit nötig haben um der Fremden willen, die dorthin kommen. Wir dürfen also von der gänzlichen Abschaffung der Obrigkeit erst dann sprechen, wenn allgemeine Unschuld sie selbst abgängig macht. Wer der Obrigkeit nicht gehorchen mag, wird das Gericht über sich empfangen, das heißt: Zorn und Rache Gottes auf sich sammeln.

Zu Röm. 13,3: O, daß doch die Fürsten dieses Stück ebenso sorgfältig hörten, als sie die Worte anstimmen: „Es ist keine Obrigkeit ohne von Gott; die Obrigkeiten sind von Gott geordnet", und: „Wer der Obrigkeit widersteht, widerstrebt Gottes Ordnung". Aber bei uns armen Sterblichen steht es so, daß wir das, was uns zur Ordnung treibt, nicht so gerne hören wie das, was andere maßregelt. Eine seltene Tugend ist es, vorab unter den derzeitigen Fürsten, das Rechttun zu ehren, das heißt: der Wahrheit nicht zu widerstehen und denen, die sich nach der Wahrheit und Richtschnur des Evangeliums halten, nicht mit Haß zu drohen. Umgekehrt ist es gewissen Fürsten etwas Alltägliches, auch die schlechtesten Menschen zu Ehren, Würden und Macht zu bringen, nur damit sie wacker für den römischen Papst streiten, und diejenigen, die den Mut besaßen, die Wahrheit zu sagen, auf's Grausamste zu behandeln. Sagt nun jemand: ich vertraue auf Gott allein, ihm allein klage ich meine Not, ohne Hilfe sonstiger Schutzpatrone, so wird er sofort zum Tode geführt, weil er nicht von Gott zur Kreatur abfallen wollte. Die so verfahren, bezeugen dann durch öffentlichen Anschlag, sie würden die wahre und alte Religion Christi verteidigen . . . Wenn Du hingegen ein in den Augen dieser Fürsten — ich rede von den Tyrannen, da ich wohl weiß, wie viele fromme Obrigkeiten ängstlich das schlichte Christentum wie einen Spätling achten möchten — schlimmes Verbrechen begehst und schimpfst gegen das Emporsprossen des Christentums, dann ist Dir schon vergeben. Schau, es ist Alles verdreht bei diesen Leuten! . . . Glaubt nur nicht, ihr werten Fürsten, das einfache Volk merke nicht, wie weit Ihr von Christus entfernt seid, weil Ihr durch öffentlichen Anschlag Euch als Verteidiger der wahren Religion bezeugt — in Wahrheit verfolgt Ihr grausamer als die Türken! Diese Künste dauern wohl eine Zeit lang, nehmen aber schließlich ein schlimmes Ende. Ihr solltet die allgemeine Gerechtigkeit hochhalten, nicht Unschuldige um des römischen Papstes willen verfolgen. Böse, Mörder, Räuber und dergleichen Pestbrut sollte Euer Angesicht fürchten, Fromme und Unschuldige aber sich freuen, Euch vor die Augen zu kommen . . .

Man muß der Obrigkeit untertan sein nicht nur wegen der Strafe, sondern auch um des Gewissens willen. Paulus will, daß wir uns vom Bösen nicht sowohl aus Furcht vor Strafen fernhalten, als vielmehr aus Besorgnis für unser Gewissen, das wir beständig so rein halten müssen, daß wir in keiner Weise Gottes Willen Widerstand leisten. Wenn also Gott Gehorsam gegen die Obrigkeit wünscht, so kann Ungehorsam gegen die Obrigkeit nicht mit gutem Gewissen bestehen . . . „Um des willen zahlt ihr Steuern; denn es handelt sich um Gottes Diener, die darauf bedacht sind" Röm. 13,6. Da machen nun einige Fürsten weit den Mund auf bei der Kunde, auf göttlichen Befehl müsse Steuer gezahlt werden; aber sie beachten zu wenig das Wort: „Um des willen". Weshalb nämlich? Deshalb, um die Bösen zu strafen, nicht die Guten, die öffentliche Ruhe zu schützen, die Guten zu ehren und zu hegen, nicht die Bösen. Denn Paulus sagt, sie seien darauf bedacht, an Gottes Statt zu strafen und gegen die Übeltäter vorzugehen.

So viel aus Paulus über die Obrigkeit.

Die alten Philosophen haben ein Sprüchwort: „Willst Du einen Menschen kennen lernen? So gib ihm obrigkeitliche Gewalt" . . . Es ist eine sehr gefährliche Sache um die Betrauung mit einem obrigkeitlichen Amt . . . Wer wollte mit Sicherheit jemandem ein obrigkeitliches Amt anvertrauen, wo wir sehen, daß die Einfältigsten, zum Beispiel Saul, und Gescheitesten, zum Beispiel Pythagoras, sich änderten, als sie befehlen sollten? Was dürfen wir von Leuten hoffen, die mit Ansprüchen an Herrschaft groß geworden sind, aber den aller größten Abscheu vor der Ausübung der Herrschaft haben? Müssen sie regieren, so sind sie nur dem äußeren Ansehen nach Fürsten; alles übrige liegt in der Hand gieriger Menschen, sodaß die Untertanen nicht einen, nein, 600 Tyrannen haben. Da liegt dann alle Gerechtigkeit darnieder, die Begierde kommt hoch, ja, herrscht, und das kommt nur daher, daß jene nicht zu befehlen gelernt haben. Sie glauben, wenn nur reichlich Steuern da sind, so sei das schon ein gut Regiment. Doch was klagen wir darüber, da jene, die Kirchenmänner, ja, Geistliche und Mönche genannt sein wollen, Bischöfe, Äbte, nur insofern als gute und getreue Diener gelten, als sie die Jahreseinkünfte vermehren? Damit wir also die Regierung nicht Unklugen, Knaben, Narren und Gierigen anvertrauen, vielmehr solchen Leuten, deren Gediegenheit, Treue, Klugheit durch lange Gewohnheit erprobt ist . . ., so wolle uns der allmächtige Vater solche Obrigkeiten geben, die nur das Beispiel dessen vor Augen haben, dessen Befehl sie zu ihrem Amte autorisierte, die sich nach dem Vorbilde unseres Schöpfers halten, sodaß wir uns rühmen können, wir hätten viele Väter, und nicht, wie der Prophet Micha. 7, 1—3 klagen müssen: „Weh' mir, ich bin geworden wie einer, der im Herbst Weintrauben sammelt!" 2c. . . .

Die Obrigkeit muß ihre ganze Kraft darauf richten, gerecht zu leiten, väterlich zu sein, nicht den Herren zu spielen; wenn wir sie nun so dem Genuß und der Beunruhigung ergeben sehen, daß wir keiner-

lei Besserung unserer Verhältnisse von ihnen erwarten dürfen, dann müssen wir uns an den Einen und Einzigen wenden, der die Haare auf unserem Haupte gezählt hat, er möchte die auf weltliches Glück Pochenden erleuchten, daß sie Gott und sich selbst erkennen, damit wir in Ruhe diesen antichristlichen Papsttums-Zustand verlassen; denn es bedarf ja weiter keiner großen Mühe, das Verlassen genügt. Verlassen wir ihn alle, oder, bescheidener gesagt, schließen wir nur den Beutel zu, sodaß man nicht hineinschauen kann, so ist's um ihn geschehen. Wir wollen bitten, alle das Papsttum zu verlassen und allein der Fahne Gottes zu folgen, des Herrn, Vaters und Heilands aller! Amen.

Vom Ärgernis.

. . . „Ärgernis" bedeutet eine mit Verachtung verbundene Kränkung . . . Der Zweck meines Buches macht es erforderlich, über das Ärgernis zu sprechen. Man hat bisher nicht nur in der Lehre — wenn auch da der Irrtum am verderblichsten war —, sondern auch in den Zeremonien geirrt, und auch hier nicht gerade leicht, da wir die äußeren Elemente dieser Welt für geistige Werte nahmen, Eitelkeiten für sichere Wahrheit. Ich will daher vor allem vom Ärgernis der Lehre sprechen, wie weit man da nachsichtig sein muß. Überhaupt nicht. Denn sobald Du den Auftrag bekommen hast, mußt Du die Lehre verkündigen und darfst Dich nicht auf Fleisch und Blut verlassen Gal. 1,16. Aber Maßhalten muß man in der Lehre . . . Das schätzt auch Christus hoch, und Paulus rühmt sich 1. Kor. 3,2, er habe die Korinther anfänglich mit Milch gespeist. Man kann also nicht sicherer oder besser beginnen als nach dem Beispiel des Johannes, Christi und der Apostel mit den Worten: „Ihr seid sehr schlecht, vom Wege Gottes so oder so abgewichen; wenn Ihr daher Euer Leben nicht ändert, droht grausame Rache. Gott ist gerecht, er wird sich nicht scheuen, zu strafen; denn er hat schon die Axt an die Wurzel gelegt. Tut also Buße und empfindet Reue über Eure Sünde, so werdet Ihr plötzlich einen gütigen Vater haben; bessert Ihr Euch nicht, so werdet Ihr den harten Richter spüren. Er ist gerecht, aber zugleich gütig, liebt sein Schöpfungswerk und hat uns zum Erweis seiner Güte seinen eingebornen Sohn gegeben, auf daß wir durch ihn leben sollten. Wir werden auch auf diese Weise das Leben bekommen. Ich habe Euch ermahnt, Ihr solltet aus schlechten Menschen die aller besten werden. Das bringt Euch in neue Verzweiflung —; denn wer war je so unschuldig oder gerecht, daß er auf seine Gerechtigkeit zu vertrauen wagte? Damit Ihr nun nicht in solcher Verzweiflung ganz umkommt, will ich zeigen, wer die göttliche Gerechtigkeit für uns versöhnt hat, sodaß wir sie nicht mehr als unabwendbar zu fürchten brauchen. Christus hat aller Menschen Sünden durch seine Unschuld gesühnt. Vertraust Du auf ihn, so wirst Du selig werden, so jedoch, daß Du den alten Adam ausziehst und Christus anziehst" . . . Hast Du so die Erkenntnis Gottes, des Menschen, Christi richtig ge-

lehrt, und der Herr hat das Wachstum dazu gegeben — das wirst Du leicht an den Früchten erkennen —, so wird aller Greuel und Irrtum, der sich gegen Gott erhob und als wahre Gottesverehrung galt, zusammenbrechen. Denn wenn jeder gelehrt wird, daß Christ-Sein bedeutet: unschuldig leben und auf einen Unschuldigen, nämlich Christus, vertrauen, dessen Kreuz der Christ auf sich nimmt und ihm nachfolgt, so wird er die trügerischen Hoffnungen verachten, die man uns von gewisser Seite her in Sakramenten, Zeremonien und Kreaturen gezeigt hatte, und erkennen, daß sein Ein und Alles in Gott liegt. Darum ist es unklug, zuerst das Schwerste und am stärksten zum Widerspruch Reizende vorzutragen, selbst wenn es den schon etwas Geförderten leicht erscheint. Zum Beispiel: Wenn Du das Christentum mit der Verachtung des seit einigen Jahrhunderten bestehenden Irrtums der Heiligenverehrung beginnst, wirst Du die Lehre eher vernichten als einschärfen. Auch wenn das Herz mächtig zu solchen Gedanken drängt: „Ihr irrt in Eurer Verehrung von Wesen, die keine Götter sind; werft alle Hoffnung auf Gott, nicht auf die Kreatur! Wer die Kreatur an des Schöpfers Stelle setzt, ist gottlos; wer aber die Kreatur anruft, hält sie für Gott. Denn Gott ist für jeden das, worauf er vertraut, es werde ihn befreien oder beschenken, oder was ihn bedrückt oder was er bedarf". Muß man beim Beginn das Ziel im Auge haben, möglichst viel Frucht für den Herrn zu erzielen, so wird man niemals bei dem beginnen, was die ganze Sache verdirbt; vielmehr die notwendigsten Punkte, wie die Erkenntnis Gottes, des Menschen, des Evangeliums, treu und geschickt vortragen, anderes aber bis zu besserer Gelegenheit unterdrücken. Soviel in aller Kürze über die Verhütung des Ärgernisses in der Lehre . . .

Nun komme ich zu den Äußerlichkeiten und will zeigen, wie man es da mit dem Ärgernis halten soll. Die Äußerlichkeiten betreffen teils Speise und Trank, teils die Lebenshaltung, teils scheinbar Heilsnotwendiges, das es aber nicht ist . . .

Zu Speise und Trank: Gottes Wort ist frei und läßt sich nicht an bestimmte Zeiten binden . . . Wäre durch Gottes Wort bestimmt, sich von gewissen Speisen zu enthalten, so bedürfte es keiner päpstlichen Gesetzesverfügung. Folglich tut der Papst, was er gesetzmäßig verfügt, von sich aus. Wenn er aber ein Gesetz abschafft, nachdem er Geld bekommen hat, so beweist er damit, daß das Abgeschaffte nicht göttlich war. Denn wer kann ein göttliches Gesetz abschaffen? 1. Tim. 4,1—4 . . .

Mit dem Ärgernis muß man es hier so halten: Du mußt sehen, ob Dein Nächster schwach, widerspänstig oder fromm ist. Den Schwachen mußt Du zu Dir nehmen, das heißt: ihm die Hand reichen, damit er sich zum Maße Deiner Erkenntnis erheben kann. Und das darfst Du nicht auf wunderlichen Umwegen machen — die verwirren nur noch mehr und klären nicht auf — vielmehr mit dem klaren Worte: „Den Reinen ist alles rein" Tit. 1,15, 1. Tim. 4,4, Mat. 15,17 . . . Ist der Nächste widerspänstig, so mußt Du wiederum ihm nachgeben, wenn Dein Essen irgendwie Anstoß geben könnte. Denn Du darfst

der Speise wegen nicht ein Werk Gottes zerstören, das heißt: wir dürfen um der Freiheit der Speisen willen nicht das Evangelium verhaßt werden lassen. Kannst Du ohne Unruhe und Anstoß nach genügender Belehrung essen, so darfst Du es. Es geht bei uns Sterblichen nicht so zu, daß das Richtigste allen gefällt; es wird immer Gegner geben. Darauf aber müssen wir immer sehen, den Werken des Friedens nachzustreben Apg. 16,3, Gal. 2,3 . . . Derart also müssen wir in der Frage nach Speise und Trank nach Frieden und Ruhe streben, daß wir den Schwachen, solange sie schwach sind, nachgeben; den Widerspänstigen, solange wir ohne Unruhe unsere Freiheit nicht frei gebrauchen können. Sollten wir beständig jedem Widerspänstigen nachgeben müssen, so wäre es überhaupt mit der Freiheit aus. Denn es gibt immer Freche, die keck Alles zu verleumden wagen. Handelt es sich aber um fromme Nächsten, so erregt Dein Essen keinen Anstoß; nur Maß mußt Du halten.

Zur Lebenshaltung: Wir müssen alle ganz unschuldig wandeln, damit durch unsern guten Wandel die Ungläubigen angefeuert werden, dem zu folgen, dessen Schüler so lauter leben. Wir müssen also sofort die heidnische Zügellosigkeit ablegen; reichlich lange genug haben wir so lange nach der Regel des Fleisches gelebt. 1. Pet. 4,2, Röm. 13, 12—14, 1. Kor. 5,11 . . . Jedermann muß sich also von der Hurerei so weit wie möglich fernhalten. Es weiß aber auch jedermann, daß die Hurerei ein großes Verbrechen ist. Da wirst Du sagen: folglich darf man, sobald man die Unmöglichkeit, keusch zu sein, spürt, heiraten, da ja kein Verbot und keine Abmahnung besteht; daran kann Niemand Anstoß nehmen, da jedermann die Ausrottung der Hurerei befürwortet. Aus diesem Grunde habe ich wirklich eine Zeit lang geglaubt, in dieser Sache dürfe man auf Ärgernis keine Rücksicht nehmen. Nun sehe ich, daß jene beiden Punkte: „Hurerei muß von der christlichen Herde fernbleiben", und: „Jedermann weiß, daß Hurerei eine Schande ist" tragkräftig genug sind, daß Niemand mehr auf Ärgernis Rücksicht nehmen sollte; ich sehe aber gleichzeitig, daß der Antichrist, das heißt: der römische Papst, dank unserer Trägheit und Unwachsamkeit ein Ärgernis aufgerichtet hat, sodaß wir Anstoß erregen, wenn wir jetzt aufwachen wollen. Denn wem hat er nicht die Ehe verboten gegen alles Gesetz Gottes? Da man ihm nun lange Zeit wacker geglaubt hat, mußte man durchaus das Ärgernis respektieren, aber so wie bei der Lehre: man darf sie keineswegs ausschalten, muß sie vielmehr zeitgemäß anwenden. So muß man auch die Hurerei gänzlich ausrotten und, wenn Du fleischlich Brunst leidest, die Ehe dazu einführen, aber zur rechten Stunde. Deshalb haben auch einige Brüder bei uns, um Anstoß zu vermeiden und das quälende Gewissen zu heilen — die Hurerei drückte sie — heimlich eine Ehe geschlossen; es sollte nicht das der Hurerei schuldbewußte und von dieser Wunde getroffene Herz alles lauer, als nötig ist, tun. Sie haben den Abschluß der Ehe verheimlicht, bis sich die Gelegenheit ergeben würde, offen die Lehre von der Ehe zu behandeln. Sobald das geschehen war, sodaß alle deutlich sahen, es sei kein Grund da, die

Ehe jedem, der wolle, freizugeben, begannen sie allenthalben als junge Ehemänner offen aufzutreten. Da haben einige Tyrannen die Unschuldigen getötet, andere sie von den Pfründen gestoßen und abgesetzt. Nun entstand die Frage: hätten diese Leute, die so früh ihre Ehe veröffentlichten, etwas länger warten sollen? Ich antworte: Nein, nachdem die Lehre trefflich klargelegt war. Eine gottlose Obrigkeit kann niemals dazu gebracht werden, nicht grausam zu wüten. Es gab freilich einige unkluge oder falsche Brüder, die der Ansicht huldigten, das Christentum finge mit der Ehe an; da mißbillige ich nicht die Sache, aber die mangelnde Einsicht; es war wenig einsichtsvoll, nur durch die Ehe sein Christentum zu bekunden. Diese Leute haben offenbar mitunter Anlaß zu Unruhen gegeben, statt sie zu verhüten . . .

Zu den scheinbar heilsnotwendigen Äußerlichkeiten: Man muß klar machen, wie diese scheinbar heilsnotwendigen Dinge nichts vermögen und nichts sind, genau wie bei der Lehre. Aber so, daß wir vorab uns an den halten, in dem allein die Gewissen Ruhe finden. Wir werden zeigen, daß wir mit diesen äußerlichen Zeichen mehr dem Nächsten als uns selbst etwas erweisen. Zum Beispiel mit Salbungen, Besprengungen, Weihungen und dergleichen. Wo durch die Wortverkündigung schon Alles klargelegt ist, muß man diese Zeichen in Ruhe abschaffen; sie sind durch menschliche Erfindung eingeführt worden, ähnlich, wie das Verbot gewisser Speisen . . . Scharf muß man einprägen, auf diese äußerlichen Dinge keine Hoffnung zu setzen; denn sie vermögen nichts. Und dann muß man gewissen Schwachen nachgeben. Denn die Sinne lassen sich nicht ohne Weiteres davon überzeugen, das preiszugeben, was das Herz längst verworfen hat. Das soll man natürlich nicht so verstehen, als müßten diese Dinge beständig geduldet werden; vielmehr nur auf Zeit. Denn man muß dem Feinde die Waffen nehmen, damit er nicht etwa wiederum mit ihnen sich zum Kampfe rüste Luk. 11,22 . . . Wenn Du nun fragst: Wer kann denn erkennen, wann die Abschaffung der Dinge eintreten soll, die man zeitweilig dulden muß? Wer kann wissen, wann Unruhe folgt, wann nicht?, so antworte ich: Der, dessen Auge recht und voll Einfalt ist; denn dessen ganzer Leib ist licht, ohne ein Stückchen Finsternis Mat. 6,22. Das heißt: wer auf seinen Herrn vertraut, Alles seinetwegen tut, um seiner selbst willen aber nichts. Denn wo man nur auf Gottes Ehre schaut, gerät Alles wohl . . . Wie aber wollen wir das Auge schärfen, sodaß wir klar erkennen können, wann wir beginnen müssen? Ich antworte: Wir wollen es stählen in dem Feuer, das der Herr mächtig flammen zu sehen wünscht, das heißt: in der Liebe; die weiß Alles, sieht Alles, ist immer bereit zu bauen, nicht zu zerstören. Das Wissen bläht manchmal auf und zerbricht, aber es baut nicht. Bauen ist Sache der Liebe 1. Kor. 8,1, 13,7 f. Wo die Liebe ist, da ist Gott . . . Haben wir es denn in unserer Hand, zu lieben? Keineswegs. Wir haben es auch nicht in der Hand, bauen zu wollen oder zu können, obwohl man sich allgemein rühmt, man baue für den Herrn — so frech ist die Heuchelei. Man muß beachten, daß Gott

in uns das Wollen und Vollbringen wirkt Phil. 2,13; daher sind die, welche zur Ehre des Herrn bauen wollen, vom Herrn diesen Willen gelehrt worden. Merkst Du also, daß alle Deine Pläne dahin zielen, die ganze Welt Gott untertan zu machen, und Du Alles um Gotteswillen tragen und tun kannst, so sei gewiß, Gott hat das in Dir gewirkt. So prüfe Dich nun und sei Dein eigener Richter! Niemand außer Dir selbst weiß, ob Du etwas Hinterlistiges im Herzen hegst. Merkst Du nun, daß Du von Herzen und wahrhaftig Christi Ehre suchst, so ist dank göttlicher Macht Dein Wille zu ihm geführt worden Joh. 6,44 f.

Du wirst sprechen: Wer sagt es denn der Kirche, ob der, welcher für Gott zu bauen beginnt, mit dem Herzen dabei ist oder nicht? Das muß man doch notwendig wissen. Denn sonst können wir, wie die Dinge liegen, leicht in größte Zwietracht geraten, wenn wir die Gesinnung der Bauenden nicht kennen, alle wollen sie ja zur Ehre Gottes zu bauen scheinen. Ich antworte: Auf vielen Wegen können die Einzelnen über den Bauenden urteilen, da lassen wir jedem seine Überzeugung. Der eine gibt diesen, der andere jenen Erkenntnisgrund für Betrug bei dem Bauenden an; nur möge nichts in Leidenschaft geschehen! Auf zwei Wegen vorab aber kann man unzweifelhaft das Herz des Lehrers erkennen: Den einen Weg hat Christus gelehrt; da wird der Lehrer an den Früchten erkannt, sei es, daß er sie hervorbringt oder sie sucht Mat. 7,20 . . . Der zweite Weg . . . ist dieser: Paulus schreibt Röm. 14,17 f.: „Das Reich Gottes ist nicht Speise und Trank, sondern Gerechtigkeit und Friede und Freude im heiligen Geist. Wer in diesen Christus dient, gefällt Gott und den Menschen". Wessen Arbeit also darauf abzielt, daß die öffentliche Gerechtigkeit blühe, jeder daheim vorab nach Unschuld trachte; wer ganz darin aufgeht, daß, so viel an uns liegt, Friede mit allen Menschen gehalten werde, die Gewissen im Hafen des Glaubens und der Liebe Gottes Ruhe finden und nicht mehr von allerlei Winden umhergetrieben werden; wem nur das am Herzen liegt, daß alle aus menschlicher Begierde entstandene, die Menschen quälende Traurigkeit möglichst ausgerottet werde, und christliche Fröhlichkeit und Freundlichkeit allenthalben herrsche —, der baut wahrlich für den Herrn. Jeder aber erfährt es an sich selbst, ob die ganze Kraft des Lehrers Gott und Unschuld atmet, oder nicht... Wo man Gott vertraut, da sehen wir den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen Luk. 10,18. So wollen wir Unschuld pflanzen, Liebe und Herzensfreudigkeit im heiligen Geist; so werden wir Satan vom Himmel reißen und in allen Dingen recht auf das Ärgernis achten. Gott steht zu seinem Werke.

Von Statuen und Bildern.

. . . Niemand ist so töricht, die Abschaffung von Bildern und Statuen da für nötig zu halten, wo ihnen keine Verehrung erwiesen wird . . . Wo man sie aber verehrt, wer wollte da so unsinnig, um

nicht zu sagen: gottlos, sein, die Duldung für notwendig zu halten, natürlich unter Rücksichtnahme auf die Frage des Ärgernisses? Wenn die Zerstörung der Statuen und Bilder nirgends in der heiligen Schrift geboten wäre, wo immer man sie verehrt, so würde die Liebe genügen, die ohne Zweifel jedes gläubige Herz dazu treibt, den Aufwand für die Bilder den Armen zuzuwenden. Denn sobald die menschliche Vernunft spricht: „Zu Ehren Gottes oder irgend eines Heiligen sollst Du diese Statue errichten," widerspricht der Glaube und wünscht die der Ehre Gottes zugedachte Ausgabe den Armen zugewandt zu sehen. Denn wenn Christus auf den Einspruch des Judas hin allen Jüngern sagte: „Arme habt ihr alle Zeit bei euch, mich aber nicht, und denen könnt ihr Gutes tun" Joh. 12,8, so schob er alle sichtbare Verehrung von sich weg auf die Armen . . . Sagt man nun: „Durch die Bilder wird der Mensch belehrt und zur Frömmigkeit angeregt", so redet man das auf eigene Verantwortung. Nirgends hat Christus diese Unterrichtsweise gelehrt, er würde sie aber nicht übergangen haben, wenn er ihren künftigen Nutzen vorausgesehen hätte; da er vielmehr alles Zukünftige wohl weiß, sah er voraus, daß wir uns häufig dem Sinnenfälligen zuwenden würden, und wollte deshalb nicht, daß wir die Bilder um der Lehre willen hochschätzten. Denn denen, die uns lehren, sind wir offenbar etwas schuldig. Durch Gottes Wort sollen wir unterrichtet werden, äußerlich, durch den heiligen Geist innerlich, in Fragen der Frömmigkeit, nicht durch Werke von Künstlerhand. Doch ich kehre zur Verehrung zurück. Wer hat nicht öffentliche Bilderverehrung gesehen? Hat sie etwa den Pfaffen kein Geld eingebracht? Wo haben die Mönche sich je so demütig arm gestellt, daß sie nicht für die Bilderverehrung Almosen erbettelt hätten? Was soll ich das Gold, Silber, die Edelsteine, Perlen nennen, aus denen die Bilder, wie einst bei den Heiden, bestehen, oder von denen die Gewänder so strotzen, daß sie, wenn Du so willst, das Bild ausmachen? Haben wir nicht alle die Berührung der Bilder für eine heilige Sache gehalten? Warum haben wir die Bilder geküßt, die Knie gebeugt, den bloßen Anblick so teuer bezahlt? Der Herr, sage ich, wünscht ihre Entfernung. Wiederum wirft man ein: Die Bilder werden nicht verehrt, sondern die Personen, die hinter ihnen stehen. Ich antworte: So dumm sind auch die Heiden nicht gewesen, daß sie steinerne, eherne oder hölzerne Bilder um ihrer selbst willen verehrt hätten, vielmehr verehrten sie in ihnen ihren Jupiter und Apollo. Wenn daher auch die heilige Schrift oft die Bilderverehrung verspottet, wie wenn die Verehrer Stein und Holz verehrten, so wußte doch jedermann, daß man jenen Stoff keineswegs verehrte, vielmehr in ihm die vermeintlichen Götter. Da aber jene Götter nichts sind, außer vielleicht Dämonen, die mit den armen Menschenkindern Spott treiben, heißt es zum Beweise der Verachtung dieser Nichtse, sie wären nichts Anderes als Stein oder Holz, Gold, Erz, Silber, um die Verehrer stärker abzuschrecken.

Wenn man also sagt: Wir verehren die Bilder nicht — das ist aber falsch; denn tatsächlich verehren wir sie prunkhafter als je die

Heiden ihre Götzen verehrten, doch ich lasse das dahingestellt —, so folgt daraus nicht, man dürfe immerhin Bilder haben. Aus einem doppelten Grunde:

1. Ausdrücklich ist im neuen und alten Testament die Verehrung der Götzen verboten. Denn dadurch unterscheiden sich die Verehrer des einen und wahren Gottes von den Götzendienern, daß wir den unsichtbaren Gott verehren, der seine Darstellung in irgend einer sichtbaren Form verbietet, jene aber ihre Götter verschiedenartig abbilden. Deshalb durften die Christen niemals ihren Gott bildlich darstellen, um nicht als gottlose Menschen zu erscheinen; noch viel weniger die Heiligen, die man auf keine Weise verehren durfte, auch nicht zu ihren Lebzeiten. Der Einwand: „aber Christus?" ist so unverständig, daß es mich von Anfang an ekelte, auf alle diese Narrheiten zu antworten. Denn wie kann verborgen bleiben, daß Christus, sofern er sichtbar und Mensch ist, keineswegs, wohl aber, sofern er Gott ist, verehrt werden muß? Sagt man also, Christus könne als Gott bildlich dargestellt werden, so täuscht man sich; denn seine göttliche Natur kann und darf keine Kunst abbilden. Sagt man aber, er könne als Mensch abgebildet werden, so frage ich, ob man das Bild verehren darf oder nicht? Das wird man zweifellos verneinen; denn kein Bild darf verehrt werden. Darf man das nicht, so doch vielleicht die reine Menschheit Christi? Das wird man wiederum verneinen. Was meinen wir denn nun eigentlich, wenn wir sagen, wir verehrten Christus im hölzernen Kreuz? Die göttliche Natur? Aber die kann ja nicht abgebildet werden. Die menschliche? Aber die darf nicht so verehrt werden, viel weniger noch ein Bild der durch Christi Blut Erlösten. Doch wer will in Kürze allen Streitfragen antworten? . . .

2. Wir dürfen deshalb keine Bilder haben, auch wenn wir sie nicht verehren, weil der Grund, den man für die Gestaltung der Bilder geltend macht, unsere große Lauheit zeigt; zunächst, daß keine Gottesliebe in uns ist — denn die genügte als Sporn zum rechten Leben —; sodann, daß die Nachfolge von allerlei Beispielen nicht sicherer ist als die Nachfolge dessen, der keine Abbildung wünscht. Spüren wir also eine laue Gottesliebe in uns, sodaß wir zu jedem göttlichen Werke schlaff sind, so nützen Bilder gar nichts, um das Herz zur Gottesliebe zu entflammen. Einen gewissen läppischen, bald wieder verschwindenden Reiz kann das Bild hervorrufen, aber nicht Liebe entzünden. Den Herd anzünden, auf dem die Speise als Opfer liegt, kann das Holzbild, aber auf dem Herzensaltar viehische Gelüste verbrennen kann nur der göttliche Geist . . .

Nun wollen wir sehen, ob nicht alle Statuen und die meisten Bilder deshalb in den Gotteshäusern stehen, um uns an die Helfer zu erinnern, zu denen wir im Unglück Zuflucht nehmen sollen. Wir haben eine hölzerne Magdalena aufgestellt, damit sie uns an die erinnerte, der viele Sünden vergeben wurden, nicht, daß wir sie nachahmen, zu den Füßen des Herrn sitzen, sein Wort hören und ihm nachfolgen wollten, sondern um Hoffnung auf diese Himmlische zu setzen: wie sie, durch

die Schwäche ihres Fleisches überwunden, ihren Gelüsten zu stark nachgegeben hatte, so wird sie auch heute bei Gott für die Hurer eintreten, ja, die Hurerei selbst vergeben. Viele haben nämlich den Heiligen zugeschrieben, was Gott allein zusteht. Wir haben Magdalena nachgerade zur Göttin gemacht; das kann in Wahrheit Niemand leugnen. Ihr Bild haben wir gerade um des willen verehrt, gleichsam als Gunstbeweis für unsere Göttin. Und diese Bilder sollen wir noch beibehalten wollen? Sehen wir denn nicht, wie alle zu den Stätten um Hülfe eilen, wo Bilder aufgestellt sind? Zu einer gewissen Anna — denn ob die Mutter der jungfräulichen Gottesgebärerin so hieß, steht nach der heiligen Schrift nicht fest — zur heiligen Anna, sage ich, hat man allenthalben gebetet, aber zugleich allenthalben ihr Standbilder errichtet; sofort fiel das Volk davor nieder und dünkte sich selig, wenn es zum Kuß oder zur Berührung des Holzes zugelassen wurde. Schau, wie wir da ein Bild verherrlichten, das der Maler oder besser: unser Wahnwitz zum Gott erhob. Können also ohne solche Gefahr keine Bilder in den Gotteshäusern sein, warum halten wir diese Dinge, die uns so von Gott entfernen, irgend einer Verteidigung für wert? Unbedingt müssen die, deren einzige Hoffnung der Herr ist, alles hassen, was nur irgendwie an das erinnert, was von Gott entfernt. Beseitige das Bild der Anna, so wird Niemand dorthin laufen, wo es früher stand . . . Je größer und reiner unser Glaube an Gott ist, um so größer auch der Eifer, alles von Gott Entfernende zu beseitigen . . .

Doch ich füge hinzu: Da eine bestimmte Gefahr der Verminderung des Glaubens da besteht, wo Bilder im Gotteshause sind, nämlich die Gefahr der Anbetung und Verehrung, müssen die Bilder im Gotteshause beseitigt werden, wo nur immer diese Gefahr vorliegt. So müssen auch die Bilder beseitigt werden, die der Frömmigkeit anstößig sind oder den Glauben an Gott mindern; derart sind alle menschlichen Abbildungen auf den Altären und in den Gotteshäusern, auch wenn man sie anfänglich nicht Heiligen errichtete. Denn die Zeit vermag ein Bild zu verherrlichen; wir sehen, wie mitunter der schlimmste Tyrann und gottlose Mensch als Heiliger verehrt wurde, nur, weil man ihm einmal ein Standbild im Gotteshaus errichtete; das hat dann — im Gotteshaus ist ja Alles herrlicher — die liebe Einfalt umfaßt und verehrt, als einige Reihen von Jahren das Bild geschwärzt und berußt hatten. Dementsprechend braucht man meines Erachtens die Bilder nicht zu zerstören, die als Fensterschmuck eingesetzt wurden, vorausgesetzt, daß sie nichts Schädliches darstellen; denn Niemand verehrt sie dort. Kurz, wie förderlich die Entfernung der Bilder für die Frömmigkeit ist, glaubt nur recht, wer es erfahren hat. In Zürich begann — Dank sei dem Höchsten! — nach der Entfernung der Bilder auf Beschluß des Rates und Volkes in der Zeit vom 20. Juni bis 2. Juli 1524 die Frömmigkeit und alles sittliche Streben gleichsam neu und viel herrlicher aufzublühen. Ich rede durchaus nicht aus persönlicher Leidenschaft; denn im übrigen bewundert Niemand mehr Gemälde, Statuen

und Bilder als ich; aber was der Frömmigkeit so anstößig ist, darf nicht geduldet, muß vielmehr wacker auf Befehl der Obrigkeit entfernt werden . . . Was dabei die Rücksichtnahme auf das Ärgernis betrifft, so muß man es bei den Bildern halten wie bei den äußerlichen Dingen, die scheinbar zum Heile gehören oder etwas bedeuten; darüber sprach ich ja beim letzten Punkte (S. 601 f.). Die Belehrung muß zuerst erfolgen, die Abschaffung der Bilder hernach, in Ruhe. Die Liebe aber soll allenthalben Lehrmeisterin sein.

Zusammenfassender Schluß.

Nun will ich all das Ausgeführte kurz zusammenfassen, damit man nicht glaubt, die christliche Lebensregel sei so verworren und unerklärbar, daß Niemand sie mit wenigen Worten lernen und darlegen könne . . .

Das menschliche Leben unterscheidet sich nicht vom tierischen, wenn Du die Gotteserkenntnis wegnimmst. Denn was haben die Menschen, was nicht ebenso auch die Tiere hätten? Die Menschen schützen sich und ihre Kinder, befriedigen ihre Begierden, fliehen die Bedürftigkeit. Genau so die Tiere. Der Mensch macht Gesetze und begründet Staatswesen; das tun auch einige Tiere, zum Beispiel Kraniche, Drosseln, Staare, Thunfische, Hirsche, Ochsen, Bienen, Schweine; sie halten sich an bestimmte Regeln, teilen bald die Menge in mehrere Haufen, bald schließen sie sie zusammen, wohnen bald hier, bald dort, und halten zumeist einander die Treue besser als die Menschen. Gott wollte den Menschen nicht in Unkenntnis von sich lassen und lehrte ihn stets so, daß er ihn sofort zurückrief, so oft er Gott vergessen zu haben schien; er sollte nicht entarten und lieber wie die Tiere umkommen wollen als mit dem Ewigen leben. So erklärt sich die besorgte Nachforschung nach dem Fall des Menschen: „Adam, wo bist du?" 1. Mos. 3,9. Desgleichen die Strafe mit Feuer und der Wasserflut; die Furcht sollte den Menschen auch bei seiner Pflicht erhalten. Ferner die großen Verheißungen und Wohltaten . . . So hat sich Gott von Anbeginn der Welt an auf mannigfache Weise dem Menschengeschlecht gezeigt, damit wir ihn als Vater und Verwalter aller Dinge anerkennen sollten. Darum ist in der Frömmigkeit das Erste, an den, den wir als unseren Gott bekennen, fest zu glauben als an den Quell und Vater aller Dinge; denn im anderen Falle werden wir niemals seinen Gesetzen gehorchen. Das Zweite ist, uns selbst zu erkennen; fehlt uns nämlich die Selbsterkenntnis, so nehmen wir kein Gesetz an. Denn wie sollte der ein Gesetz annehmen, der glaubt, daß ihm nichts fehle? . . . Gott schützt das Menschengeschlecht durch Gesetze, damit es nichts ohne Gesetz beginnt. Er hat ja nicht nur das Volk Israel mit Gesetzen umgeben, sondern auch in der Heiden Herz das sogenannte Naturgesetz geschrieben. Denn so spricht einer ihrer Propheten, Juvenal[1]): „Vom Himmel herab kam das: Erkenne Dich selbst!" Auf

[1]) Dezimus Junius Juvenal, 60—140 n. Chr., römischer Dichter, bekannt durch seine fünf Bücher „Satiren".

Selbsterkenntnis beruht das Gesetz: „Was Du für Dich wünschest, tue auch den Anderen" und umgekehrt: „Was Du nicht willst, daß man Dir tu', das füg' auch keinem Andern zu" . . . Doch was wird durch diese peinliche Fürsorge erreicht? Ein Doppeltes: Unschuldiges Leben hier auf Erden und Genuß ewiger Freude mit ihm nach Vollendung des Lebenslaufes. Denn welchen Zweck hätten Gotteserkenntnis und Gesetze, wenn die Seele dasselbe Ende hätte wie der Leib? Wenn der Mensch in diesem Sinne Tier wäre, hätte es dann nicht genügt, ihn Tier sein zu lassen, anstatt falsche Hoffnungen in ihm zu erwecken? Gott wünschte, daß unter den vielen und mannigfaltigen Kreaturen das Menschengeschlecht so auf Erden wohnte, daß es nach dem im Himmel ihm bereiteten Erbe streben solle. So gefiel es dem Höchsten . . . Und da er wußte, daß sich der Mensch über die Art des im Himmel zu erhoffenden Erbes sehr wundern würde, gab er ihm einen gewissen Vorgeschmack dieser Glückseligkeit, aber nur verblümt, wie man sagt. Der Mensch sieht, wie hier Alles auf verwegene und unruhige Begierden abgestellt ist; wenn er nun Gott sagen hört: „Du sollst nicht begehren!", schließt er natürlich, wo wahre Glückseligkeit sei, müsse die schädliche Begierde möglichst fern sein, und daß der Urheber dieser Seligkeit frei von jeder Begierde sein müsse. Er zweifelt also nicht, daß es sehr schön sei, solange wir hier auf Erden sind, von aller Begierde frei zu sein. Daher kommt der beständige innere Kampf und Streit. Das Herz möchte sich nach dem Bilde dessen formen, zu dem es hineilt, den es von Angesicht zu Angesicht sehen möchte, nämlich den gerechten, heiligen Vater, der die Gerechtigkeit, Heiligkeit, Reinheit, Licht, Ruhe, Erquickung, Freude und Seligkeit, alles zugleich selbst ist. Der Leib widerstrebt; seiner Natur nach verachtet er Alles, was das Herz schätzt, klebt am Irdischen und verachtet das Himmlische, hat gar keine Hoffnung, Gott zu schauen, so wenig wie die Erde, aus der er stammt; er folgt den Leidenschaften, und wenn ihn einmal das Herz davon fernhalten will, so rebelliert er. Daher kommt der beständige Kampf zwischen Fleisch und Geist; solange wir nicht am erstrebten Ziele sind, hört er niemals auf. Das Herz müßte verzweifeln, wenn nicht der gütige Gott sich ihm so offenbart hätte, daß es auf seine Barmherzigkeit fest vertrauen kann . . . Des Vaters eingeborner Sohn ist deshalb gesandt worden, um diese aus der Zügellosigkeit des Fleisches, wie gesagt, stammende Verzweiflung des Herzens gänzlich zu beseitigen und uns das Musterbild für unser Leben zu geben. Denn diese beiden Punkte schärft Christus allenthalben ein, die durch ihn vollzogene Erlösung und die Forderung, daß die durch ihn Erlösten nach seinem Vorbilde leben sollen Joh. 6,57, 15,8 . . . So ist also der ein Christ, der auf den einen und wahren Gott vertraut, der durch seinen Sohn Christus, den Gott von Gott, seiner Barmherzigkeit sicher ist und sich nach seinem Vorbilde gestaltet, täglich stirbt, täglich sich verleugnet, allein darauf bedacht, nichts zu tun, was seinen Gott beleidigen könnte . . . Des Christen Leben ist darum ein Kampf, hart und schwer; nur zu seinem eigenen Schaden hört man damit auf. Umge-

kehrt ist's auch ein beständiger Sieg; wer hier kämpft, siegt, vorausgesetzt, daß er vom Haupte, Christus, nicht abfällt. So wollte Gott den Menschen gleichsam als Amphibium; teils sollte er auf Erden wohnen, teils im Himmel; und wenn er auf Erden lebte, sollte er teils siegen, teils unterliegen, wir sollten aber das Warum? nicht erforschen. Da nun Gott nur dieses von uns fordert: Glaube und Unschuld, konnte es keine schädlichere Pest geben als das Menschenfündlein einer Mannigfaltigkeit der Gottesverehrung . . . Wir haben Christus einen Stellvertreter untergeschoben, den wir in unserer Torheit an Gottes Stelle hören wollten . . . Gehe nur alle Forderungen des frevelhaften Geizes durch, Du wirst finden, daß wir in ihnen die wahre Religion, das heißt: Glaube und Unschuld, in denen einzig und allein Gott verehrt wird, preisgegeben haben; eine andere Verehrung verlangt Gott nicht von uns, vielmehr verachtet er alle andere Fündlein so, daß er, was den Menschen groß erscheint, einen Greuel bei sich nennt. Nur mit dem kann man Gott ehren, was ihn freut . . . Glaube sind wir Gott schuldig, Gerechtigkeit und Unschuld uns und anderen, und Barmherzigkeit allen Armen . . .

Was ich in diesem Kommentar gesagt habe, habe ich zur Ehre Gottes, zum Nutzen der christlichen Gesellschaft, und zum Besten der Gewissen gesagt. Gott walt's!

19.

Feier des Nachtmahls

(Aktion oder Brauch des Nachtmahls).

Gedächtnis oder Danksagung Christi, wie sie auf Ostern zu Zürich begonnen wird im Jahr 1525.

März oder April 1525.

Gründonnerstag den 13. April 1525 wurde in Zürich erstmalig im Großmünster das Abendmahl nach evangelischer Einsetzung gefeiert. Die Tat war der Abschluß einer langen, seit 1523 ansetzenden Entwicklung, an deren Spitze der Kampf gegen das Meßopfer gestanden hatte; der unvollkommene Übergangszustand, in dem man Einiges aus der alten Meßordnung herausgebrochen, Anderes stehen gelassen hatte, wurde jetzt durch einen geschlossenen Abendmahlsgottesdienst ersetzt. Zum Unterschiede vom Luthertum, das das Abendmahl die Aufgipfelung des Predigtgottesdienstes sein ließ, gestaltet

Zwingli es in der nachstehenden liturgischen Ordnung zu einem besonderen Gottesdienste, auch unabhängig vom Predigtgottesdienste, aus.

Die hier gebotene Form hat sich im Wesentlichen bis auf den heutigen Tag in den Zwinglischen Gemeinden gehalten und ist auch in das neue „Kirchenbuch für die evangelische Landeskirche des Kantons Zürich" übergegangen.

Allen Christgläubigen entbieten wir, die in Zürich das Wort Gottes zudienen, und Hirten Gnade und Friede von Gott. Nach langem Irrsal und Finsternis freuen wir uns, aller liebste Brüder, über den rechten Weg und das Licht, das uns Gott, unser himmlischer Vater, durch seine Gnade geoffenbaret hat. Welches auch von uns soviel höher geachtet, mit soviel größerer Begierde angenommen und aufgenommen wird, um soviel schädlicher und gefährlicher das Irrsal gewesen ist. Wiewohl aber unzählig viel Irrsale bisher zum Schaden des Glaubens und der Liebe vorgekommen sind, so steht doch, wie uns scheint, der Mißbrauch dieses Nachtmahls nicht an letzter Stelle. Dieses haben wir nach langer Gefangenschaft, wie die Kinder Israels zu den Zeiten des Hiskia und des Josia, der Könige in Juda, das Osterlamm, durch die Hilfe Gottes wieder erobert und in seinen rechten Gebrauch eingesetzt; und zwar sofern es das eigentliche Nachtmahl betrifft. Denn mit Bezug auf die damit zusammenhängenden Zeremonien möchten wir vielleicht etlichen zu viel, etlichen zu wenig getan zu haben scheinen. In dieser Hinsicht möge aber jede Kirchgemeinde ihre eigene Meinung behalten; denn wir wollen deshalb mit niemandem streiten. Denn was für Schaden und Ablenkungen von Gott aus der Vielheit der Zeremonien bisher erwachsen sind, das wissen alle Gläubigen ohne Zweifel wohl. Deshalb halten wir es für's beste, unserm Volk im Gebrauch dieses Nachtmahls — das ja auch eine Zeremonie, doch von Christus selbst eingesetzt ist — so wenig, als wir nur könnten, Zeremonien und prunkvolle, kirchliche Handlungen vorzuschreiben, damit nicht dem alten Irrsal mit der Zeit wieder Raum gegeben würde. Doch damit die Sache nicht gar trocken und nüchtern („dürr und rauh") behandelt und der menschlichen Schwäche auch etwas nachgegeben werde, so haben wir — wie sie hier bestimmt sind — solche Zeremonien, die der Sache dienen, verordnet, von denen wir die Meinung hegen, daß sie zum geistlichen Gedächtnis des Todes Christi, zur Mehrung des Glaubens und der brüderlichen Treue, zur Besserung des Lebens und zur Verhütung der Laster des menschlichen Herzens einigermaßen anzureizen förderlich und geeignet seien.

Dabei wollen wir aber die Zeremonien, die andere Kirchen außerdem noch haben — wie es ihnen vielleicht passend und zur Andacht

förderlich scheint — als da sind: Gesang und anderes, gar nicht verworfen haben; denn wir hoffen, daß alle Pfarrer („Wächter") an allen Orten immer beflissen seien, für den Herrn zu bauen und ihm viel Volk zu gewinnen.

Wir sind auch — dieweil dieser Gedächtnishandlung des Leidens Christi und der Danksagung für seinen Tod eine Gemeinschaft der Christen und ein unschuldiges, frommes Leben nachfolgen soll — von diesem Nachtmahl nach göttlichem Befehl alle diejenigen auszuschließen willens, die den Leib Christi mit nicht zu duldenden Flecken und Fehlern verunreinigen. In welcher Form aber dies geschehen werde, wird später — dieweil die Zeit uns jetzt zu kurz geworden ist — in einem besonderen Büchlein[1]) zu erkennen gegeben werden.

Die Gnade Christi sei mit euch allen.

Vorrede.

Hier werden Anweisungen betreffend den äußeren Verlauf der ersten Abendmahlshandlung nach der neuen Weise gegeben. Auf den hohen Donnerstag haben die jüngsten Glieder der Gemeinde, „die jetzt gläubig geworden und zur Erkenntnis des Wortes Gottes gekommen sind", zu erscheinen, am Charfreitag die vom mittleren Alter und an Ostern die alten Leute. Den Männern sind die Plätze zur rechten Seite des Schiffes, den Frauen die zur linken angewiesen. Auf einem Tisch zuvorderst im Schiffe ist auf breiten hölzernen Schüsseln das ungesäuerte Brot und in hölzernen Bechern der Wein bereit. Der Feier geht eine Predigt voraus. Die verordneten Diener bringen der Gemeinde das Brot und den Wein, indem sie von Bank zu Bank gehen, „ohne daß sich jemand von seinem Orte bewegen muß." Die Feier soll viermal im Jahr stattfinden: zu Ostern, Pfingsten, im Herbst (11. Sept. Zürcher Kirchweih: Felix- und Regula-Tag) und zu Weihnachten.

Aktion oder Brauch des Nachtmahls.

Der Wächter oder Pfarrer wende sich gegen die Gemeinde und bete mit lauter, verständlicher Stimme das nachfolgende Gebet:

O allmächtiger, ewiger Gott, den alle Geschöpfe gerechterweise ehren, anbeten und loben als ihren Werkmeister, Schöpfer und Vater, verleihe uns armen Sündern, daß wir dein Lob und die Danksagung, die dein eingeborner Sohn, unser Herr und Erlöser, Jesus Christus, uns Gläubige zum Gedächtnis seines Todes zu tun geheißen hat, mit rechter Treue und Glauben vollbringen. Durch eben diesen unsern Herrn, Jesus Christus, deinen Sohn, der mit dir lebt und regiert, in Einigkeit des heiligen Geistes, Gott in die Ewigkeit. Amen.

---

[1]) Das betreffende Büchlein hat den Titel: „Ratschlag betreffend Ausschließung vom Abendmahl für Ehebrecher, Hurer, Wucherer usw."

Der Diener oder Leser spreche mit lauter Stimme also:

Was jetzt gelesen wird, steht in der 1. Epistel Pauli an die Korinther Kap. 11,20—29.

Es folgt die Schriftlektion.

Hier sprechen die Diener mit der ganzen Gemeinde:

Gott sei gelobt!

Jetzt fange der Pfarrer an dem nachfolgenden Lobgesang mit dem ersten Verse an, und dann spreche die Gemeinde („das Volk"), Männer und Frauen, einen Vers um den andern.

Der Pfarrer: Ehre sei Gott in den Höhen!
Die Männer: Und Friede auf Erden!
Die Frauen: An den Menschen ein Wohlgefallen!
Die Männer: Wir loben dich, wir preisen dich.
Die Frauen: Wir beten dich an; wir verehren dich.
Die Männer: Wir sagen dir Dank um deiner großen Ehre und Guttat willen, o Herr, Gott, himmlischer König, Vater, Allmächtiger!
Die Frauen: O Herr, du eingeborner Sohn, Jesus Christus, und heiliger Geist.
Die Männer: O Herr, Gott, du Lamm Gottes, Sohn des Vaters, der du hinnimmst die Sünde der Welt, erbarme dich unser!
Die Frauen: Du, der du hinnimmst die Sünde der Welt, nimm an unser Gebet!
Die Männer: Du, der du sitzest zu der Rechten des Vaters, erbarme dich unser.
Die Frauen: Denn du bist allein der Heilige.
Die Männer: Du bist allein der Herr.
Die Frauen: Du bist allein der Höchste, o Jesus Christus, mit dem heiligen Geiste in der Ehre Gottes des Vaters.
Männer und Frauen: Amen.

Jetzt spreche der Diakon oder Leser: Der Herr sei mit euch!
Die Gemeinde antwortet: Und mit deinem Geiste.
Der Leser spricht also: Was hiernach aus dem Evangelium gelesen wird, steht im Johannesevangelium Kap. 6,47—63.
Die Gemeinde antwortet: Gott sei gelobt!
Jetzt fange der Lektor zu lesen an:

Es folgt die Schriftlektion Joh. 6,47—63.

Dann küsse der Leser das Buch und spreche:

Dafür sei gelobt und gedankt! Er wolle nach seinem heiligen Wort uns alle Sünden vergeben!

Das Volk spreche: Amen.

Jetzt fange der erste Diener an mit dem ersten Satz:

Ich glaube an einen Gott.

Die Männer: An den Vater, allmächtigen.
Die Frauen: Und an Jesus Christus, seinen eingebornen Sohn unsern Herrn.
Die Männer: Der empfangen ist von dem heiligen Geist.

Die Frauen: Geboren aus der Jungfrau Maria.
Die Männer: Gelitten hat unter Pontius Pilatus, ist gekreuziget, gestorben und begraben worden.
Die Frauen: Ist hinabgefahren zu der Hölle.
Die Männer: Am dritten Tage wiederum auferstanden von den Toten.
Die Frauen: Ist aufgefahren in die Himmel.
Die Männer: Sitzt zu der Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters.
Die Frauen: Von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Toten.
Die Männer: Ich glaube an den heiligen Geist.
Die Frauen: Die heilige, allgemeine, christliche Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen.
Die Männer: Verzeihung der Sünden.
Die Frauen: Auferstehung des Leibes.
Die Männer: Und ein ewiges Leben.
Männer und Frauen: Amen.

Dann spreche der Diener:

Jetzt wollen wir, liebe Brüder, nach der Ordnung und Einsetzung unseres Herrn Jesu Christi, das Brot essen und den Trank trinken, die er geheißen hat also zu gebrauchen zu einem Wiedergedächtnis, zu Lob und Danksagung dafür, daß er den Tod für uns erlitten und sein Blut zur Abwaschung unserer Sünden vergossen hat. Darum besinne sich selbst ein jeder nach dem Worte des Paulus, was für Trost, Glauben und Zuversicht er auf den genannten, unsern Herrn Jesus Christus, habe, damit sich niemand für einen Gläubigen ausgebe, der es aber nicht sei, und dadurch sich an dem Tode des Herrn verschulde. Auch niemand sich an der ganzen christlichen Gemeinde, die ein Leib Christi ist, versündige.

Darum so knieet nieder und betet:

Es folgt das Vater unser ohne die Lobpreisung am Schluß.

Das Volk spreche: Amen.

Jetzt bete der Diener weiter also:

O Herr, allmächtiger Gott, der du uns durch deinen Geist in Einigkeit des Glaubens zu deinem Leibe gemacht hast, welchen Leib du geheißen hast dir Lob und Dank zu sagen, um der Guttaten und freien Gaben willen, daß du deinen eingebornen Sohn, unsern Herrn, Jesus Christus, für unsere Sünden in den Tod gegeben hast, verleihe uns, daß wir dieses so getreulich vollbringen, daß wir mit keiner Heuchelei oder Falschheit die unbetrügliche Wahrheit erzürnen. Verleih uns auch, daß wir so unschuldig leben, als deinem Leib, deinen Hausgenossen und Kindern geziemt, damit auch die Ungläubigen deinen Namen und deine Ehre erkennen lernen. Herr, behüte uns, daß dein Name und deine Ehre um unseres Lebens willen nirgends geschmähet werde. Herr, mehre uns allezeit den Glauben, das ist: das Vertrauen auf dich, du, der du lebst und regierst, Gott in die Ewigkeit! Amen.

Wie Christus dieses Nachtmahl eingesetzt habe.

Der Diener lese also:

Jesus, in der Nacht, da er verraten . . . 1. Kor. 11,23–26

Hierauf tragen die verordneten Diener das ungesäuerte Brot herum und jeder Gläubige nehme mit seiner Hand einen Bissen oder Mund voll davon, oder lasse sich dasselbe darbieten durch den Diener, der das Brot herumträgt. Und wenn die mit dem Brot so weit vorgeschritten sind, daß ein jeder sein Stücklein gegessen hat, so sollen die andern Diener mit dem Trank hintennach gehen und gleicherweise einem jeden zu trinken geben. Und dies alles geschehe mit solcher Ehrfurcht und Anstand, als es sich der Gemeinde Gottes und dem Nachtmahl Christi wohl geziemt.

Nachdem man nun gespeist und getränkt ist, sage man nach dem Beispiel Christi Dank mit diesem 113. Psalm, und es hebe der Hirte oder Pfarrer an:

Der Pfarrer: Lobet, ihr Diener des Herrn, lobet den Namen des Herrn!
Die Männer: Gelobt sei der Name des Herrn, von jetzt an bis in die Ewigkeit!
Die Frauen: Vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergange ist hochgelobt der Name des Herrn.
Die Männer: Über alle Völker ist der Herr erhöhet und seine Ehre über die Himmel.
Die Frauen: Wer ist wie der Herr, unser Gott, der so hoch sitzet und sich herabläßt, zu sehen auf den Himmel und die Erde?
Die Männer: Der den Demütigen aufrichtet aus dem Staub und erhebt den Armen aus dem Kote,
Die Frauen: daß er ihn setze mit den Fürsten, bei den Fürsten seines Volkes.
Die Männer: Der die Unfruchtbare des Hauses zu einer Mutter macht, die an Kindern Freude hat.

Darauf spreche der Hirt:

Herr, wir sagen dir Dank um aller deiner Gaben und Guttaten willen, der du lebest und regierest, Gott in die Ewigkeit!

Das Volk antworte: Amen.

Der Hirt spreche: Gehet hin im Frieden!

20.

Die Schriftauslegung („Prophezei") und das dabei gesprochene Eröffnungsgebet.

1525.

Ueber die Einrichtung der „Prophezei" und das bei derselben gesprochene Eröffnungsgebet sagt Heinrich Bullinger[1]) in seiner von J. J. Hottinger und H. H. Vögeli herausgegebenen Reformationsgeschichte. Erster Band, Seite 289 f.:

Wie und wann man in Zürich angefangen hat, die biblische Lektion in drei Sprachen zu lesen.

Hievon ist Nachricht gegeben worden, als von der Reformation des Stiftes zum Großen Münster[2]) die Rede war und von der Absicht, die Bibel in drei Sprachen[3]) zu lesen und zu lehren. Inzwischen hat man sich nach gelehrten und in den Sprachen geübten Leuten umgesehen. Und weil Manz[4]) und Grebel[5]), die hiezu geeignet gewesen, abfielen und der Wiedertaufe anhingen, ward Herr Konrad Pellican, der in der hebräischen Sprache wohl bewandert war, von Basel[6]) berufen. Vor ihm aber und in erster Linie wurde zum Lehrer Herr Jakobus Ceporinus von Dynhard, zugenannt: der Wiesendanger,[7]) gewählt, ein gar stiller, doch in hebräischer und griechischer Sprache sehr gelehrter Mann.

---

[1]) Heinrich Bullinger, der Nachfolger Zwinglis, schrieb seine Reformationsgeschichte in den Jahren 1567—1574.

[2]) Die Reformation des Großmünster-Stiftes erfolgte im Herbst 1523.

[3]) D. h. hebräisch, griechisch und lateinisch.

[4]) Felix Manz von Zürich war ein guter Kenner des Hebräischen. Als eifriger Wiedertäufer, der sich den Geboten der Obrigkeit wiederholt widersetzte, wurde er am 5. Januar 1527 ertränkt.

[5]) Conrad Grebel von Zürich war ein guter Kenner des Griechischen. Er starb im Sommer 1526 in Maienfeld, Kt. Graubünden, an der Pest.

[6]) Konrad Pellikan, eigentlich Kürsner, geb. 1478 in Rufach im Elsaß, begann 1499 das Studium des Hebräischen. 1523 Professor der Theologie in Basel. Er starb am 6. April 1556.

[7]) Jakob Ceporin, geb. 1499 oder 1500. Er konnte lateinisch, griechisch und hebräisch. Infolge übermäßiger Arbeit starb er schon am 20. Dezember 1525.

Wie nun unter dem Papsttum die Prim, Terz, Sept und Non[1]) im Chor des Großmünsters gesungen wurden, so nahm man sich jetzt vor, an deren Stelle Morgens um 8 Uhr im Chor — denn als man diese Einrichtung traf, war der Hörsaal noch nicht gebaut; in diesen verlegte man dann im Sommer diese Vorlesungen; im Winter hielt man sie in der Chorherrenstube — die heilige biblische Schrift zu rechter christlicher Erkenntnis aus den ursprünglichen Sprachen zu lesen. Das ordnete Zwingli alles geziemend an:

Zuerst versammelten sich alle Pfarrer, Prädikanten, Chorherren und Kaplane und die älteren Schüler im Chor des Großmünsters und setzten sich in das Gestühl.

Dann fing Magister Ulrich Zwingli an zu beten (damals am 19. Juni 1525 ist die erste Lektion im Chor zum Großmünster gehalten worden) und sprach lateinisch:

„Allmächtiger, ewiger und gnädiger Gott, dessen Wort eine Leuchte meinen Füßen und ein Licht auf meinen Pfaden ist! Öffne und erleuchte unsern Verstand, damit wir deine Aussprüche rein und heilig verstehen und so, wie wir es als richtig erkannt haben, übersetzen, damit wir nicht deiner Majestät irgendwie mißfallen, durch Jesus Christus, unsern Herrn. Amen!"

Darauf las dann ein Studiosus den Text vor, den man aus der Bibel lesen will, so viel und so weit, als man ihn erklären will. Und er liest ihn in lateinischer Sprache, so, wie die Bibel ja in's Lateinische übersetzt worden ist.[2]) So fängt man an die Bibel von Anfang an zu lesen und fährt damit alle Tage fort, das ganze Jahr hindurch, ausgenommen am Sonntag und am Freitag. Und wann man mit allen Büchern des Alten Testamentes fertig ist, so fängt man mit dem Lesen der Bibel wieder von Anfang an. Man liest auch sonst in dieser Vorlesung („Letzgen") nichts anderes als das Alte Testament.

Nachdem aber der junge Mann den Text lateinisch gelesen hat, ist dann Herr Jakobus Ceporinus gekommen und hat den selben Text wiederum gelesen, doch in hebräischer Sprache, in welcher das Alte Testament ursprünglich geschrieben worden ist, und erklärt den hebräischen Text in lateinischer Sprache. Darauf liest dann Zwingli den griechischen Wortlaut eben der selben Stelle aus der Septuaginta[3]), und erklärt das Gelesene auch in lateinischer Sprache und zeigt auch die richtige Bedeutung und Anwendung der jeweiligen Stelle.

Zuletzt legt ein Prediger in deutscher Sprache aus, was in den fremden Sprachen gelehrt worden ist, und spricht ein Gebet dazu.

---

[1]) Die Matutin, Prim, Terz, Sext, Non, Vesper und das Completorium waren die im römischen Brevier vorgesehenen sieben Gebetsstunden. Doch wird die Zahl verschieden angegeben, indem einzelne dieser Gebetsstunden bald miteinander verbunden, bald getrennt wurden.

[2]) Siehe oben Seite 7, Anm. 3.

[3]) Siehe oben Seite 7, Anm. 3.

21.

Vom Predigtamt.

30. Juni 1525.

Die Schrift „vom Predigtamt" ist nicht, wie der Titel vermuten lassen könnte, eine seelsorgerlich-pastorale, vielmehr eine religiös-soziale; das heißt: der Nachdruck liegt auf der letzten Silbe: Amt. Zwingli rechtfertigt das berufsmäßig herangebildete, mit festem Gehalte ausgestattete Pfarramt gegenüber der Laienpredigt und den Laien-Lesegottesdiensten, wie sie in den Kreisen der Radikalen in Ausdeutung des allgemeinen Priestertums vielfach üblich geworden waren. Seine Ausführungen gehören also auf eine Linie mit denen der Schrift „von göttlicher und menschlicher Gerechtigkeit" und denen „wer Ursache gebe zu Aufruhr" (Nr. 10 und Nr. 16); sie sind belebt durch zahlreiches Anschauungsmaterial und auch persönliche Mitteilungen über ihn selbst und seine Familie.

Darin man sieht, wie die Aufrührer, die sich selbst gesendet haben — nicht Apostel, wofür sie gehalten werden wollen — wider Gottes Wort handeln, indem sie einem jeden getreuen Wächter und Prediger des Evangeliums in seiner Gemeinde sich zum Predigen aufdrängen ohne Bedürfnis und Erlaubnis der ganzen Gemeinde und des Pfarrers („Wächters").

Dem ehrsamen und weisen Landrat und der ganzen Gemeinde der Grafschaft Toggenburg, seinen besonders lieben Herren und Landsleuten, entbietet Huldreich Zwingli Gnade und Frieden von Gott.

Ich sage Gott, dem himmlischen Vater, Dank, daß er Euch mit dem Lichte seines Wortes erleuchtet und in die Erkenntnis der Wahrheit so wohl eingeführt hat, daß Ihr so fest in seinem Bekenntnis steht; was doch alles seiner Gnade und Erbarmung, nicht Eurer Klugheit zu danken ist. Ihm sei Lob und Ehre ewiglich! Er wolle Euch auch für und für bewahren, daß Ihr in allem Guten je mehr und mehr zunehmet! Amen.

Liebe Herren und Brüder! Daß Ihr mit Mäßigung den Götzendienst wegschaffet und auf rechtmäßigem Wege die Priester, die dem

Evangelium widerstreben, von der Krippe löset, beweist, daß Ihr in aller göttlichen Erkenntnis und Tapferkeit zunehmet. Ich vermahne Euch aber hiebei, Euch wohl in acht zu nehmen, damit der Teufel nicht etwa ein Hindernis einschmuggle („einen Unterhäspling einzettle"), durch das Ihr in Irrtum fallet, der Euch schädlicher sein würde als der frühere, indem wir nämlich alle mündlich sagen würden: „Ich bin Christi", aber das christliche Leben und den Frieden würden wir nicht halten. Nun könnte Euch aber solches, wie ich vernehme, gar bald widerfahren von denen, die ohne alle Erlaubnis der Kirchgemeinden, in die sie kommen, aus eigenem Antrieb anfangen zu predigen und wiederzutaufen; hievon dient das eine zur Verwirrung der Wahrheit, das andere zur Unordnung. Denn die Wiedertaufe ist aus keiner andern Ursache begonnen worden, als daß man damit sich unter einem guten Scheine zusammenrotten und gegen die Obrigkeit erheben könne (wenn ich von der Obrigkeit rede, so denke ich dabei ganz und gar nicht an das Papsttum; denn dieses soll nicht in irdischer Weise herrschen Mat. 20,25—27). Diese beiden Dinge sind ganz und gar gegen Christus. Erstens, weil niemand lehren soll außer dem, der gesendet wird; zweitens, weil die Wiedertaufe ganz und gar gegen Gott ist; denn sie ist weder mit Worten noch Beispielen, weder im neuen noch im alten Testament erwähnt oder angedeutet. Die Beschneidung ist nur einmal gegeben, ist aber genau so das sichtbare Zeichen bei den Alten gewesen, wie es bei uns die Taufe ist. Auch kennt das neue Testament nicht mehr als eine Taufe; diese hat weder Christus noch die heiligen Apostel jemals wiederholt, noch gelehrt, sie zu wiederholen. Hievon haben wir ein besonderes Buch, länger und verdrießlicher (durch seine Weitläufigkeit), als es mir lieb war, gleich vor diesem herausgegeben.[1]) Wenn aber die frechen Menschen, die sich selbst zu Aposteln und Predigern aufwerfen, mit ihrem Predigen auch größere Zwietracht einführen möchten, so wollen wir auch vom Predigtamt schreiben, damit jedermann sich vor den starrköpfigen, hochmütigen Schwätzern in Acht nehmen könne, und das alles mittels des klaren Gotteswortes. Denn wenn man sich vor ihnen nicht in Acht nimmt, so kommt alle Tage ein neuer Irrtum auf, wie denn jedermann wohl wahrnehmen kann. Wenn es einem jeden im Christenvolke zukommen sollte zu säen, was er wollte, und wenn die Kirche ihn darum nicht verurteilen und seinen Irrtum verwerfen würde, so würden die spitzfindigen Leute alle Tage Junge oder Eier haben[2]), damit man ihre hohe Weisheit und Kunst sehe. Es geht aber zu dieser Zeit gerade wie zu der Apostel Zeit. Da kamen auch etliche von Jerusalem nach Antiochien, nach Korinth, Philippi, Kreta, zu den Galatern, und maßten sich an, zu lehren. Aber all' ihr Fleiß drang auf äußerliche Dinge, vorab auf die Beschneidung; und

[1]) Hinweis auf die unterm 27. Mai 1525 herausgegebene Schrift Zwinglis: „Von der Taufe, der Wiedertaufe und der Kindertaufe," abgedruckt Sämtl. Werke Bd. IV, S. 188 ff.

[2]) Sinn der Redensart: so würden sie jeden Tag mit einer neuen Spitzfindigkeit kommen.

sie wurden wohl angesehen darum, weil sie von Jerusalem kamen und Israeliten waren. Damit sie aber umso mehr Glauben fänden, sagten sie, sie hätten die christliche Lehre von denen erlernt, die sie selber von Christus gehört hätten; es war wohl möglich, daß etliche von ihnen Christus Jesus selbst leiblich gesehen haben. Das sagten sie aber aller meist, um den Paulus verhaßt zu machen und ihn in Verachtung zu bringen (denn er leistete ihren Verführungen großen Widerstand, ja, dieser war so stark, daß er sie auf alle Fälle in seinen Episteln durch die Wahrheit überwand), und um sich selbst einen Anhang zu verschaffen. Dadurch wurde die christliche Gemeinde zerspalten. Nun haben sie dies alles in der Absicht getan, damit sie sich mit der neuen Lehre wichtig machten und dadurch den Unterhalt erbettelten. Als aber Paulus ihre Untreue merkte, zog er sie allenthalben an's Licht hervor, doch am aller deutlichsten Phil. 3,2. Sie schmähen die Obrigkeit, sie behaupten allein den Geist zu haben und geben sich selbst für Apostel aus. Ihr Gott ist der Bauch. Sie schelten auf die Inhaber der Pfründen, begehren aber dabei diese für sich selbst. Da steht das einfältige Volk verwundert und erschrocken da; aber zuletzt kommt alles auf die Wiedertaufe, den Artikel von der Kindertaufe und darauf hinaus, daß man keine Obrigkeit haben und daß alle Dinge gemeinsam sein sollen, und daß man weder Zins noch Zehnten zu geben schuldig sei . . . Darum ist es nötig, daß man eine Obrigkeit habe und jedermann seine Zusage und Verpflichtung halte; denn wenn man damit beginnen wollte, auch die Obrigkeit zu entfernen, die christlich regiert, so würde das nichts anderes sein, als wenn die Schafe ohne Hirten in die Wildnis hinausgestoßen würden.

Deswegen, getreue, liebe Herren und Brüder, hat mich Euretwegen die Sorge angefochten, daß Euer schlichtes, frommes Volk nicht solchermaßen durch die frevelhaften aufrührerischen Lehrer zum Irrtum verleitet werde; denn Ihr seid mir zu aller Zeit als meine Herren und Brüder anbefohlen; ja, ich halte mich selbst auch ewiglich für einen der Eurigen. Denn Ihr werdet sehen, daß da, wo nur das zeitliche Gut oder die üppige Ehre angesehen wird, keine Neuerung Bestand haben wird; wo aber Erkenntnis und Furcht Gottes ist und auf Gottes Ehre gedrungen wird, da kann man auch weder über Euch, noch über sonst jemanden siegen.

Darum widme ich Euch dies Büchlein, damit Ihr Euch vor den hin- und herlaufenden Schwätzern und Aufrührern in Acht nehmen könnet, die nirgend anders hinkommen mit ihrer Predigt, als dahin, wo vorher die rechte Lehre verkündet worden ist; da verstehen sie mit äußeren Dingen niederzureißen das, was vorher aufgebaut worden ist.

Gott behüte Euch! Er bekräftige das, was er mit Euch angefangen hat!

Gegeben zu Zürich.

In dem, womit ich Euch dienen kann, habt Ihr bloß zu befehlen und ich will Euch allezeit gehorsam sein.

Vom Predigtamt.

Ich will nicht weiter ausführen, was mich dieses Büchlein zu schreiben veranlaßt. Es ist vorhin festgestellt worden, daß es darum geschieht, weil einige freche Menschen, ohne sich vom Pfarrer oder der Kirchgemeinde die Erlaubnis geben zu lassen, in fremde Pfarrkirchen laufen, läuten, predigen, was sie wollen, und wiedertaufen, womit sie Unfug und Aufruhr stiften, und hernach erklären, sie tun das Richtige, sie seien von Gott gesandt. Ihnen will ich mit dieser Tat kund tun, daß sie nicht von Gott gesandt sind, und daß man solches in keiner Kirchgemeinde gestatten soll, es sei denn, daß es ihnen durch einhelligen Beschluß der Kirchgemeinde erlaubt werde.

Obgleich das Büchlein den Titel hat: „Vom Predigtamt", so soll es auch daneben von dem Lehren handeln, wie es damit in der heiligen Apostel Zeit gehalten worden ist.

Dazu wollen wir zuerst die Worte des Paulus Eph. 4,11—14 vor uns nehmen, wo er sagt: „Und er, Christus, hat etliche zu Aposteln gesetzt, etliche zu Propheten, etliche zu Evangelisten, etliche zu Hirten und Lehrern . . ." Sehet, Ihr frommen Christen alle: Sind diese Ämter darum von Gott eingesetzt, damit man mancherlei Lehren verhüte, so kann es unmöglich sein, daß es einem jeden zukomme, sich für einen öffentlichen Lehrer auszugeben; denn so viele Häupter, so viele Sinne, und der Heuchler („Schalk") kann sich wohl verbergen. Es nimmt niemand etwas so verkehrtes zu handen, daß er ihm nicht noch ein gutes Ansehen verleihe. Der Papst hat seinen ganzen Haufen der Gelehrten damit öffentlich gerechtfertigt: „Ja, sie verhüten, daß keine Irrtümer entstehen". Und dennoch haben sie zu unseren Zeiten öffentlich dem entgegengearbeitet, daß die Wahrheit nicht hervorkommen sollte. Soll aber darum jeder sich selbst herausnehmen, daß er ein Apostel, Lehrer oder Evangelist sei? Nein, davon wird deutlich im folgenden die Rede sein.

Nun wollen wir zuerst vom Amt der Apostel handeln; denn die Ämter haben alle einen bestimmten Unterschied. Unter einem Apostel ist nichts anderes zu verstehen, als ein Bote, daher wir Deutsche richtig gesagt haben, es seien zwölf Boten. Aber darauf haben wir nicht sagen dürfen: „Petrus, der Bote," oder: „Jakobus, der Bote". Den Namen und das Amt hat Christus eingesetzt. Luk. 6,13 heißt es so: „Jesus hat seine Jünger berufen und zwölf aus ihnen auserwählt, die er auch Boten genannt hat."

Damit genug von dem Namen. Ihr Amt aber ist: das Evangelium predigen, das heißt: die Welt lehren, Gott und sich selber zu erkennen. Wenn nun der Mensch sich selber erkennt, so muß er ein Mißfallen an sich selbst bekommen. Daraus muß dann Reue und Besserung hervorgehen, sofern er Gott erkennt. Darauf folgt aber erst neue Verzweiflung. Wenn der Mensch sich selbst als so sündhaft erkennt, daß er nötig habe, sich zu bessern, und er sich täglich bessert, so findet er dennoch ein solches Gebrechen, Mangel und Unvollkommenheit, daß er

daran verzweifelt, zu Gott zu kommen. Da offenbart man ihm dann das Heil, das uns Gott durch seinen Sohn geschenkt hat. Das ist das Amt der Boten, und es ist das aller höchste unter allen Ämtern: denn die Apostel haben wandern müssen; denn sie waren Boten, und sie begannen damit, daß sie die Botschaft des Heils in alle Welt gebracht haben. Das Amt hat ihnen Christus zum ersten Mal, als er sie allein im jüdischen Lande herumschickte, zu predigen, mit den Worten Mat. 10,5 ff. anbefohlen . . . Hier sehen wir des Auftrags oder der Botschaft halber, die sie gepredigt haben, daß die Apostel den gemeinsamen Befehl gehabt haben, daß alle die predigen sollten, die um der Lehre willen eingesetzt worden waren. Somit haben alle, die das Evangelium predigen, der Predigt halber kein anderes Amt als die Apostel. Aber darin übertreffen die Apostel die Propheten, Evangelisten und Lehrer, daß sie den ersten Anfang in der unbekannten, ungläubigen Welt gemacht und Gottes Wort auf weiten, gefährlichen Reisen verbreitet haben, wie wir es am heiligen Paulus wohl gesehen haben. Und Gott hat ihnen keinen Trost oder keine Vorkehrung für zeitliche Hülfe oder Unterhalt erlaubt; welches aber hernach für diejenigen, die an ihrer Stelle in den Kirchen eingesetzt worden sind, schicklich ist, wie später gezeigt werden wird . . .

Nach der Auferstehung hat Jesus den Auftrag wiederholt und erweitert Joh. 20,21—23, Mark. 16,15—16, Mat. 28,19 f. So ist unter den Dienern des Wortes Gottes kein Unterschied zwischen Aposteln und anderen als der, daß den Aposteln das Wandern befohlen worden ist, ohne alle Vorbereitung oder Reiseausrüstung. Deshalb habe ich immer gesagt, daß diejenigen, die sich rühmen, unter den Christen Apostel zu sein, wie die hohen Bischöfe und Prälaten, auch weder Sack noch Tasche mit sich führen sollten. Wie sie's treiben, ist es so, daß der Teufel selber nicht verkehrter handeln könnte. Sie predigen gar nicht, wollen aber Apostel genannt werden und erscheinen mit einem Troß, mit dem sie die Tyrannen dieser Welt übertreffen. Es ist nicht möglich, daß sie Apostel oder Boten seien; denn nicht allein wandeln sie dem Worte nicht nach, sondern sie geben sich gar nicht damit ab. Deshalb sind auch die keine Apostel, die zwar predigen, aber seßhaft bei ihren Kirchen bleiben und wohnen. Von ihnen wird hernach die Rede sein.

Jetzt folgt in den Worten des Paulus Eph. 4,11: „Etliche zu Propheten". Dieses Wort „Prophet" ist nicht hebräisch, sondern griechisch und kommt her von „vorsagen" und heißt eigentlich: ein Vorsager, den wir einen Weissager nennen, der künftige Dinge voraussagt, ehe sie geschehen. Das ist nun das Amt der Propheten im alten Testament gewesen, was jetzt das Amt der Evangelisten, Bischöfe oder Pfarrer ist. Sie sahen auf die Laster der Menschen, damit sie diese entweder verhüten, oder, wo sie hervorgebrochen sind, ausrotten. Es sind die Stellen Jer. 1, 9, 10, 1. Kor. 14,26—33 und 14,1. die hier besonders in Betracht fallen.

Wenn nun die Propheten nach einander der Ordnung nach reden und inzwischen einem, der in der Gemeinde sitzt, von Gott das Verständnis der Schrift geoffenbart würde, so soll es ihm auch zukommen, vom Verständnis der Schrift zu reden; doch soll Ordnung und Zucht von ihm so beobachtet werden, daß, wenn ein neuer zu reden anheben würde, der frühere Redner zu schweigen hätte. Auch soll kein neuer zu reden beginnen, während der frühere noch am Reden ist. Denn es geziemt ihnen allen nacheinander vom Verständnis der Schrift zu reden, wenn die Gemeinde versammelt ist; und zwar einem jeden in seiner Kirchgemeinde und ordentlich nacheinander, damit alle Menschen getröstet werden oder die Wahrheit kennen lernen. Siehe, wenn es gleich allen Männern in der Kirche zukommt, von der Schrift zu reden, so kommt es ihnen doch erst nach den Propheten zu; und das nur, wenn der Prophet den Sinn nicht verstanden und klar gemacht hat. Deswegen handeln die, die sich zu Aposteln oder Propheten aufwerfen, in betreff der Schriftauslegung nicht nach dem Brauche der Apostel. Sie bleiben nicht in ihren Kirchgemeinden, sondern laufen in andere Kirchen und reden dort ohne die Propheten. Und während sie aus dieser Stelle des Paulus beweisen, daß sie auch Einwürfe aus der Schrift machen dürfen, so wollen sie sich selbst keine Einwürfe machen lassen; denn, obwohl sie die Erlaubnis zum Reden geben, so lassen sie sich doch nicht eines Besseren belehren. Ich wüßte wohl Beispiele dafür anzuführen, daß wohlgelehrte Propheten zu ihren Predigten gekommen sind, da sie aus dem neuen Testamente gelesen haben; und als die Propheten sich die Erlaubnis erbeten hatten, auch etwas dazu zu sagen, so haben sie geantwortet: Es sei ihnen erlaubt, etwas dazu zu sagen. Und als sie den wirklichen Sinn aufzeigten, haben ihn die Wiedertäufer nicht angenommen, obschon die übrige Gemeinde ihn angenommen hatte. So kommen sie nicht in die Kirche, um zu lernen, sondern um zu lehren, und wollen von niemandem gelehrt sein, obschon sie mit Worten sagen, daß sie sich wollten belehren lassen. Weiter spricht Paulus 1. Kor. 14,31—33: Die Propheten werden gerne im Frieden aufeinander hören, auch auf diejenigen, die dasitzen, wenn sie die Wahrheit an den Tag bringen; denn „der Propheten Geister seien den Propheten untertan", das heißt: wenn sie Gottes Propheten sind, so werden sie gerne auf die hören, die den verborgenen Sinn der Schrift aufschließen. Und das alles wird in Frieden geschehen; denn Gott ist nicht ein Gott des Aufruhrs und der Zwietracht, sondern ein Gott des Friedens. Siehe, wie klar stellt es sich hier heraus, was die Wiedertäufer für einen Geist haben, so demütig sie sich auch stellen mögen! Ihre Geister sind den Propheten nicht untertan, sondern sie fangen zuerst an, sich mit ihnen zu entzweien. Zum Beispiel: Es hat ein ehrsamer, frommer Prophet den Sinn des Wortes des Paulus 1. Kor. 3,13—15, der vorher auf das Fegfeuer bezogen worden war, vor seiner Gemeinde in richtiger Weise ausgelegt, wiewohl er von dem Wiedertäufer, der ihn angriff, nicht verstanden wurde. So ging der Wiedertäufer, als die Predigt aus war, hin und erklärte, er

hätte gelogen. Siehe, wie freundlich beginnt der Propheten Geist zu reden! Wenn sie nur den Gott haben, der uns sein Evangelium zu dieser Zeit geoffenbaret hat, so haben sie einen Gott des Friedens und nicht einen Gott der Zwietracht. Wenn sie aber Zwietracht verursachen, so haben sie gewiß den Gott des Friedens nicht, der uns zu allererst das Evangelium durch seine Propheten oder Evangelisten so friedlich kundgetan hat; da gab es keine Zwietracht unter den Gläubigen; denn wir reden allein von den Propheten und Kirchgemeinden, in denen das Evangelium gepredigt wird. Dies sind die Gemeinden, die sie verwirren, und sie mischen sich nicht unter die Gemeinden der Ungläubigen. Wenn sie nun die Verwirrung in die gläubigen Gemeinden hineintragen, wo zuvor ein großer, starker Friede in Gott gewesen ist, und sie tun das allein um der zeitlichen, äußeren Dinge willen, so ist offenbar, daß sie den Gott des Friedens nicht haben, sondern den Gott des Aufruhrs und der Zwietracht. Gleich wie jene, die nach Antiochia kamen, sagten: „Wenn ihr nicht beschnitten werdet, so werdet ihr nicht selig" Apg. 15,5. Damit verwirrten sie das christliche Volk; gerade so sprechen diese: „Wenn Ihr nicht wiedergetauft werdet, so werdet Ihr nicht selig"; und damit bringen sie das Volk ebenfalls in Verwirrung.

So bekommen wir zwei Unterschiede im Amte der Propheten. Der eine ist dieser: wie die Propheten im alten Testament dem Übel gewehrt und das Gute gepflanzt haben, gerade so tun auch die Wächter oder Pfarrer im neuen Testament; und es bilden so das Propheten-amt, das Bischofs- oder Pfarreramt, dazu noch das Evangelistenamt, alle zusammen ein Amt.

Das andere Amt der Propheten besteht darin, daß sie in den großen Gemeinden das Schriftverständnis an den Tag bringen, zumal im alten Testamente, wenn man die Schrift zu erlernen zusammenkommt. Dieser Stand hat sich noch nicht allenthalben durchgesetzt; er wird es aber, so Gott will, bei uns in Zürich werden, und zwar nach nicht vielen Tagen; denn es wird bereits mit der Bestellung angefangen, wie sie zuvor versprochen worden ist bei der Reformation des Stiftes zum Großmünster. So kann, wenn man genau sein will, nach diesem anderen Begriffe des Amtes, keiner ein Prophet sein, als der, der die Sprachen auslegen kann.[1])

Dem entsprechend redet Paulus Eph. 4,11 von den Evangelisten: „Etliche aber zu Evangelisten". Das Evangelistenamt ist kein anderes Amt, als eben das Prophetenamt, sofern der Prophet für einen Wächter gehalten wird, dem das Ausreuten und das Pflanzen zukommt. Er ist auch nichts anderes als ein Bischof oder Pfarrer, wie denn eigentlich zu ersehen ist aus 2. Tim. 4,5, wo Paulus dem Timotheus schreibt: „Handle, wie es einem Evangelisten zukommt und tue deinem Amt ein Genüge". Das wird bewiesen durch das Beispiel des Timotheus, der ein Bischof war. Evangelist und Bischof war in den Augen des Paulus ein Amt. Vergl. Tit. 1,5—9. Aus diesen Worten des Paulus,

[1]) Vgl. oben Seite 614 Nr. 20.

die nunmehr allen Christen wohl bekannt sind, will ich blos diejenigen namhaft machen, die unserem Zwecke dienstbar sind. Für's erste hatte es wohl Apostel in Kreta gegeben, die den Glauben gepredigt hatten; es waren aber noch nicht Priester, Bischöfe, Wächter, Evangelisten, Pfarrer oder Propheten bestellt; denn er sagt: „Darum habe ich dich in Kreta zurückgelassen, damit du die Dinge aufrichtest, an denen es noch fehlt" Tit. 1,5. Es muß also das Amt eines Apostels einen weiteren Wirkungskreis haben oder etwas anderes sein, als das des Evangelisten. Zum andern, wo er sagt, daß des Bischofs Kinder gläubig und wohlerzogen sein sollen, sieht man wohl, daß er von einem haushaltenden, eingesessenen und ehrsamen Manne redet. Wo sind hier die Aufrührer, die die Einfältigen aufreizen: „Euer Pfarrer sollte kein eigenes Haus haben; er sollte blos bei andern Leuten zur Herberge sein", und darauf bringen sie das Bedenken vor: „Wenn er nun ein eigenes Haus hat, kann er jemals die Wahrheit sagen?" . . .

Wir wollen uns ganz einfach an die Anweisung des Paulus halten, die er dem Timotheus 1. Tim. 3,4 u. 5 gegeben hat. Daraus hat die ganze Kirche dieses gelernt, daß sie die üppigen, unverschämten, gewinnsüchtigen Menschen, Wucherer oder Zöllner, nicht zu Bischöfen erwählen soll. Man sieht wohl auch an dem Eifer, mit dem er für die Bischöfe eintritt, wie man ihnen zu Hilfe kommen solle, daß nicht allerorten reiche Leute dazu gewählt worden sind. Denn es ist schwer, daß die Reichen in den Himmel kommen, wie Christus spricht Luk. 18,24. Dennoch haben sie solche erwählen müssen, die doch mit einem gewissen Wohlstand den Haushalt geführt haben. Derartiges geht aber nicht durch Bettel; denn die Bettler haben weder Haus noch Gesinde; sondern Paulus hat unter dem Haushalter einen bewährten Mann verstanden, der sein Gesinde auf eine Weise regieren konnte, daß dadurch niemand zu Schaden kam, dabei sittsam war, gehorsam, und dem es um gerechte Dinge zu tun war. Wo ein solches Gesinde und Haushalter ist, da nimmt man auf alle Fälle darauf Bedacht, daß man auch genug zum Leben habe, ohne daß man dem Nächsten durch Beschwerden oder bettelmäßige Belästigung beschwerlich falle. Alles läuft allein darauf hinaus, daß die Bischöfe oder Evangelisten nicht antichristlich oder päpstlich gesinnt sind, wenn sie eigene Häuser und Güter besitzen . . ., sofern es doch der Fall ist, daß sie nicht schnöde nach zeitlichem Gute begierig seien. Wenn aber Paulus darauf erklärt, daß der Bischof gastfreundlich sein soll, das heißt: daß er die Armen bei sich aufnehmen und beherbergen soll, so ist damit noch deutlicher angezeigt, daß er ein Haus besitzen muß, wenn er die Leute in seinem Hause aufnehmen soll; auch daß er etwas besitzen muß, wenn er denjenigen speisen soll, der zu ihm kommt.

Hier wollen wir die frevelhafte Schmach ablehnen, die den Evangelisten von den Zänkern beigelegt wird, wenn sie sagen: Wer eine Pfründe besitze, der dürfe die Wahrheit nicht mehr sagen; man solle ihn auch nicht für einen Pfarrer halten. Christus spricht Luk. 10,7: „Der Arbeiter ist seines Lohnes wert"; und er redet darüber öffentlich

mit den Aposteln, damit sie keine Sorge in ihrem Gewissen empfänden, weil sie, ohne zu arbeiten, bei denen essen, denen sie predigen. Sollte aber jemand hier die Einrede machen wollen, Christus habe hier blos mit den Aposteln geredet, so soll er sich dessen erinnern, daß der heilige Paulus diese Worte auch von den Evangelisten versteht, das heißt: von den Propheten, Pfarrern, Wächtern, Bischöfen oder wie man sie nennt... Betreffend die Besoldung der Pfarrer haben wir eine apostolische Anweisung. Die Ordnung der äußeren Dinge ist in die Hand der christlichen Gemeinde gegeben, wie Phil. 3,16 steht, daß alle Dinge dem Frieden und der Einigkeit dienen müssen, und wie Paulus getan hat mit dem Nachtmahl oder dem Wiedergedächtnis Christi.

Die Pfründen sind erst aufgekommen, als der Bettel zu schwer und zu groß wurde. Als nämlich die Pfründen, das heißt: die jährliche Besoldung zum Teil in Naturalien eingeführt wurde, geschah es darum, damit die Bettelei aufhöre; dennoch mußten die armen Pfarrer aus Armut wieder zum Betteln ihre Zuflucht nehmen; denn die Zehntenherren führten ihnen die Früchte davon und ließen ihnen die Stoppeln. Ich will ein Beispiel anführen. Ich bin oft aufgefordert worden, ich solle die Pfründe aufgeben, dann würde mir ohne Zweifel ein ehrsamer Rat wenigstens hundert Gulden auszahlen lassen. Damit wäre mir gar viel mehr zugekommen als sonst, bei Gott, so viel mir auch die Verwirrung stiftenden Lügner zuschrieben. Zudem haben mir einige Bürger große Anerbietungen gemacht. Lieber Freund, sage mir doch, was sollte ich da tun? Ich sah wohl ein, daß bei mir, wenn ich die Pfründe aufgab, das Betteln anging; denn ich weiß gar wohl, was die andächtigen Mönchsprediger oder Lesemeister erbettelt haben. Es sind mir auch weit über hundert Gulden jährlich von Privatleuten zugesagt worden, und meine Herren würden mir hundert dazu gegeben haben, und ich hätte mich auch sonst an die Bettelei gewöhnt; wie viel einträglicher wäre mir dieses geworden als eine Pfründe? Aber was wäre daraus erwachsen? Daß auch meine Nachfolger den gleichen Bettelweg gegangen wären, den ich gegangen bin; und es wäre alle Tapferkeit der Lehre in eine Schmeichelei verkehrt worden! Da nun dem Geize gegenüber Niemand zu weise oder zu stark ist, gerade wie auch bei den andern Begierden, und Gott uns auf mancherlei Weise auf die Probe stellt, so habe ich mich an der einfachen Chorherren-Pfründe wohl genügen lassen, deshalb, weil ich sehe, daß es weitaus das beste ist, daß man einem Pfarrer eine anständige, bestimmte Besoldung („Nahrung") alle Jahre gebe. Dann braucht ihm Niemand heimlich Zuwendungen zu machen. Denn wer des Bettels gewohnt ist, der stellt sich auf alle Fälle so an, als besitze er nichts, und nimmt dabei alles, was er bekommen kann; wenn er aber eine bestimmte Pfründe hat, so braucht Niemand mit ihm Mitleiden zu haben; denn man weiß wohl, daß er sein gebührendes Auskommen findet, und es ist der schädliche Bettel hiemit ganz und gar beseitigt. Es sollen auch die ketzerischen Prediger nicht lachen, wie sie es freundlicher Weise zu tun im Stande sind, darum, weil ich diese Meinung äußere; denn ich könnte ihnen wohl sagen, wie sie bei der Sendung, mit der sie sich

selber betraut haben, den armen, einfachen Leuten das Ihrige weggegessen und getrunken haben; und dabei haben sie noch Gold und Geld bei sich in den Taschen getragen. Dagegen will ich gerne mitteilen, wie ich es stets gehalten habe, so oft ich auf dem Lande gepredigt habe, und ich bin doch bei weitem nicht so heilig wie sie: Ich habe mit meinem Gelde das, was ich verzehrte, bezahlt, und wo man mir Geld oder andere Geschenke angeboten hat, habe ich's doch nicht angenommen, wiewohl mir solche Anerbietungen öfters gemacht wurden. . . . Kurz gesagt: „Wenn dein Auge einfältig ist, so ist dein ganzer Leib licht". Das sagt Christus Mat. 6,22 ausdrücklich mit Beziehung auf die Gefahren des Reichtums. Bist Du nun ein treuer Diener Gottes, so wirst Du die Pfründe zu Gottes Ehre gebrauchen. Bist Du kein Diener Gottes, was leicht offenbar werden wird, so wirst Du nach schnödem Gewinn und Bettel trachten. Sobald das geschieht, so bist Du ein dumm gewordenes Salz, das zu nichts mehr taugt, als daß es hinausgeworfen werde. Es ist aber mehr Tapferkeit zu erwarten von dem, der eine Pfründe inne hat, sofern er der richtigen Lehre sich befleißt, als bei dem, der alle Stunden fürchten muß, er werde wieder vertrieben. Ich halte nichts auf die Schwätzer, die daherkommen und sich stellen, als ob sie auf kein irdisches Gut sähen; denn tatsächlich sehen sie bloß darauf. Das sieht man an ihrem Sicheinschleichen und Nachstellen wohl. Ich habe sie leider zu spät durchschauen gelernt, und wähnte mit den einfältigen Leuten, es wäre ein Geist; nachher war's ein Geiz. Dabei gefallen mir auch sehr übel die Prediger, denen man so große Summen zahlen muß, ansonst sie nicht predigen wollen. Ich weiß nicht, ob sie würdig sind, daß man sie Prediger nennen soll. Von dieser Art Leute weiß ich bei uns herum nicht viele; deshalb will ich mich nicht sonderlich um sie kümmern. Denn wenn uns zu Zürich nachgeredet wird, wie große Pfründen wir besitzen, so steht die Sache so, daß ich im vergangenen Jahre 1524 nicht zu 60 Gulden hätte kommen können, wenn mir Probst und Kapitel nicht 16 Stück zu einem Mütt Korn oder einem Eimer Wein als Zulage gegeben hätten. Die andern besitzen, wenn sie auch mehr haben, doch nur um weniges mehr. Wahrhaftig, das sind die 300 Gulden, von denen meine lügnerischen Feinde sagen, und die vielen Pfründen, die ich besitzen soll! Nichts destoweniger erkläre ich bei dem Gotte, der mich erhält und ernährt, daß ich mir daran gerne genügen lasse; und wenn mir etwas dabei leid täte, so wäre es allein um der Armen willen, denen ich nicht so reichlich zu helfen vermag, als wenn ich mehr gehabt hätte. Ich wollte auch viel lieber, sofern ich meinem Fleische folgen dürfte, auf alle Pfründen auf Erden verzichten, nur, daß ich nicht predigen müßte; nun aber will es diese Zeit und das Pfündlein, das Gott mir anvertraut hat, nicht zulassen. So viel zwingen mich die unfriedfertigen Prediger von meinen eigenen Angelegenheiten zu reden, gegen allen meinen Willen. Betreffs meiner Hausfrau, Anna Reinhart, streuen sie allenthalben aus, wie reich sie sei; aber sie besitzt nicht einen Heller mehr Vermögen als 400 Gulden ohne ihre

Schmucksachen und Kleider. Von diesen hat sie weder seidene Gewänder noch Ringe jemals getragen, seit sie mich zum Manne genommen hat; sondern sie geht wie anderer, gewöhnlicher Handwerksleute Ehefrauen. Das Leibgedinge, das ihr ihre Kinder, die Meyer, geben, hat sie wohl für ihre persönlichen Bedürfnisse nötig; sie ist zu 40 Jahren alt, und es sprechen sie täglich Kinder um Unterhalt an, weshalb ich sie auch genommen habe. Da schwatzen sie von ihrem großen Vermögen und kostbarer Kleidung; es weiß aber jedermann, daß sie ihr Unrecht tun. Aber in die Ferne hinaus ist gut lügen. Derjenige, über den die Lüge ausgestreut wurde, kommt nicht immer des Weges. Ihre Kinder besitzen Reichtümer genug. Gott verleihe ihnen, daß sie den rechten Gebrauch von ihnen machen! Aber von allem diesem Vermögen kommt ihr nicht ein Heller zu, ausgenommen ihre Kleider und Kleinodien samt dem Leibgedinge, das 30 Gulden beträgt. Ich habe auch darein eingewilligt, daß ihr Heiratsgut darin einbegriffen werde; und in betreff ihres Vermögens nehme ich mich nicht um einen Heller groß an. Paulus hat sich auch oft befreit von den über ihn ausgestreuten Lügen; denn er fühlte, daß dem Evangelium daraus ein merklicher Nachteil erwachse. So wollte auch ich gerne auf meine Entschuldigungen verzichten, wenn die Lästerungen nicht zum Nachteil des Evangeliums Christi gereichten . . .

Auch in den Tagen der Apostel sind einzelne der Bischöfe und Evangelisten statt zu wandern seßhaft gewesen und haben Eigentum besessen. Wenn man aber den Täufern diese Dinge vorhält, so schreien sie: Gott hat gesagt Mat. 11,25, er habe seine Geheimnisse vor den Weisen und Verständigen verborgen und sie den Unmündigen geoffenbart. Darum solle man sich nicht an die Gelehrten halten. Gott habe seinen Geist den Deutschen ebenso wohl verliehen, wie den Römern und Griechen. Ja, schreien sie: „Biedere Leute, wir haben's in den Händen; darum lassen wir niemanden etwas daraus reißen". Denen wollte ich gerne eine treffende Antwort geben, ganz allein deswegen, damit ihr frommer Geist erkannt würde. Doch sollst Du ihnen antworten, wie es Dir wohl ansteht, nicht wie sie es verdienen: „Ja, freilich hat Gott es allein den Einfältigen und Geringen geoffenbaret". Was heißt aber hier „einfältig" oder „gering"? Heißt es einfältig am Verstand, oder einfältig und gerecht im Herzen? Nicht trügerisch, nicht eigennützig, nicht hinterlistig? Wenn Ihr nun so gelehrt seid, daß Ihr allenthalben die Schrift herbeizieht und es stammt dabei Eure Gelehrsamkeit einzig aus dem Lesen und Lernen, warum zählt Ihr Euch unter die Einfältigen? . . . Nach Euren Grundsätzen ist das unrichtig, was ein Gelehrter sagt, und das richtig, was ein Ungelehrter sagt. Wenn es so stünde, dann wollte ich reden, was mich gelüstete, und wenn man Einspruch dagegen erhöbe, so wollte ich meinem Gegner sagen: Er wäre gelehrt und könnte deshalb die Wahrheit nicht wissen; aber ich wüßte sie; denn ich wäre nicht gelehrt. So sagt mir denn an, ich bitte Euch freundlich darum: Soll man der heiligen Schrift an allen Orten glauben, oder nur da, wo Ihr es wollt? Ich hoffe, Ihr werdet aus Schamgefühl sagen müssen, man müsse ihr nicht allein glauben da,

wo Ihr sie zu Eurem Vorteil brauchet, sondern überall. Wenn man ihr nun allenthalben glauben soll, so hat auch das gewiß als aus Gottes Wort stammend Gültigkeit, daß die Evangelisten wohl gelehrt sein sollen und nicht Neulinge, und geschickt, andere zu lehren, daß sie auch eigene Häuser und ihr bestimmtes Einkommen haben dürfen, während die Apostel ohne Troß und Rüstung sich auf ihre Fahrt begeben sollen. Warum macht Ihr denn die frommen Evangelisten verhaßt? Denn ich rede nicht von den päpstlichen Pfarrern, sondern von den aufrichtigen, getreuen Dienern des Evangeliums. Wenn Ihr den Unterschied zwischen den Boten d. h. Aposteln und den Evangelisten nicht gewußt habt, so seid Ihr zu früh aus dem Neste geflogen und es hat Euch Euer Geist noch nicht genug Nahrung in den Futtersack („Aser") gelegt. Und es kann Euer Treiben, wo Ihr die Diener Gottes verhaßt macht, nichts anderes sein, als eine unwissende Vermessenheit. Habt Ihr aber den Unterschied gewußt, und habt ihn dabei verschwiegen, so ist es nicht ohne Bosheit geschehen, und kein Gott hat Euch gesandt, sondern eine Göttin, die heißt Eris, zu deutsch: Zank. Darum so merke, frommer Christ, daß, wenn Christus Mat. 11,25 von den Geringen oder Einfältigen redet, er nicht die verstanden wissen will, die unwissend sind, sonst wollte ich ein hochgelehrter Doktor sein; sondern von jenen Einfältigen, die nicht Kinder dieser Zeit sind, deren Glaubensauge einfältig ist, die nicht darum weise sind, weil sie in dieser Welt groß wären, sondern die Größe der Menschenkinder verachten und vor Gott ihr Herz wohl auftun dürfen. Denn er hat die aller gelehrtesten zu Jüngern gemacht: Nikodemus, Paulus, Barnabas, Lukas, Gamaliel, Ananias, Apollos, Agabus, Timotheus, Titus und viele andere. Aber diese alle haben mit ihrer Kunst klein werden, sich selber verleugnen, den Kindlein gleich werden müssen ꝛc., auf ihre Kunst nicht hoffen, Gottes Wort nicht nach ihrem Gutdünken vergewaltigen, den Sinn des Fleisches nicht über den Sinn des Geistes erheben, bei sich selbst nicht große, sondern demütige, gehorsame Werkzeuge Gottes sein müssen. Und es ist die Meinung Christi, daß die Weisen der Welt das Wesen des Heils nicht verstehen, sondern, je ferner sie von der menschlichen Weisheit sind, die eine Untreue ist, desto klarer erkennen sie den Willen Gottes. Daraus folgt aber jetzt nicht, daß also das wahr sei, was ein jeder Tölpel sagt, und daß er von Gott zu einem Apostel erwählt sei. Ich wollte gerne von Euch hören, warum Ihr Eure Doktoren, die mit der Kinder- und Wiedertaufe zu Euch halten, allenthalben so hoch rühmet. Nun sind sie doch auch allesamt Kanzelprediger und mit Pfründen besoldet. Wie können denn dieselben die Wahrheit sagen? Ihr könnt Eure Untreue nicht mit der Unwissenheit entschuldigen; Gott gibt dem Einen zehn Pfunde, und ist so ferne davon, ihn wegen der Größe seines Könnens beiseite zu schieben, daß er ihm zuerst auch Gewalt gibt über zehn Städte Luk. 19,17, sofern er getreulich gehandelt hat. Aus dem allem ersehet Ihr wohl, daß die Evangelisten zu den Zeiten der Apostel hausgehalten und Gäste be-

herbergt haben, wie Paulus in den Briefen an den Titus und Timotheus anzeigt. Und es liegt nichts daran, was die verwirrenden „Zoili" oder Hasser sagen. Wenn sie von Gott wären, so könnten sie bei ihnen selber jede Sache zum besten auslegen, obgleich es schwachen Grund hätte, und es kämen allen Menschen alle Dinge zu gute, nur daß wir alle Christus gewinnen. Wenn sie aber so rein sind, daß sie niemand anrühren soll, und das, was sie reden, Geist sein muß, so sehe ich wohl, daß ihr Prahlen eben die Züchtigung haben muß, die der Papst gehabt hat. Ich will auf alle Fälle die geizigen und stolzen Prediger gar nicht beschirmt haben; diese haben sie aber wahrhaftig in diesen Landen mehr auf ihrer Seite, als sonst jemanden; wie sich wohl herausstellen wird, wenn sie nun mit der Taufe hervortreten werden . . .

Zweitens steht Apg. 21,9: „Philippus hatte vier Töchter, die weissagten". Aus diesen Worten können wir noch deutlicher erkennen, daß dieser Philippus eine Familie hatte und nach der für die Bischöfe festgesetzten Ordnung seine Kinder in Ehrbarkeit auferzogen hat, wie es denn hinsichtlich der Wahl der Bischöfe bestimmt worden ist. Ich höre, daß einige der Apostel, die sich selbst gesandt haben, anfangen zu sagen, damit sie alle Dinge auf den Kopf stellen: es wäre besser, die Pfarrer hätten keine Frauen; nun sind aber eben sie es, die vorher nach der Ehe der Pfarrer geschrieen haben. Will es Euch nicht bedünken, es wäre einmal an der Zeit, daß man auf den Köpfen ginge? Ist es Euch nicht verdrießlich, daß alle Menschen auf den Füßen gehen? Ihr klugen Censores oder Momi, das heißt: Kritiker oder Beschelter, wann wollt Ihr einmal einsehen, daß Euer Streiten nichts anderes ist, als eine zänkische, gallsüchtige Bitterkeit, und nicht aus dem Geiste stammt? Ihr widerwärtigen Hoheiten („Adelheiten"), ich zweifle nicht, daß es einem Apostel oder Boten dienlicher sei, im Dienste des Evangeliums Reisen zu unternehmen, wenn er keine Frau hat. Wenn er aber nicht enthaltsam ist, so soll er auch eine Frau haben und die mit sich herumführen, wie Petrus und andere für sich getan haben nach den Worten des Paulus 1. Kor. 9,5. Aber die Bischöfe sollen nicht ohne Ehefrauen sein, damit der Argwohn vermieden werde, wovon genug gesagt ist; denn der Argwohn ist so gefährlich, und allem Fleische so wenig zu trauen, daß die Apostel wollen, die Bischöfe sollen, wiewohl einer, der jetzt wohlerzogene Kinder hat, ohne Zweifel betagt sein muß, Ehefrauen haben . . . Von den weissagenden Töchtern des Philippus ist zu sagen, daß sie in den heiligen Schriften bewandert waren und Gott lobten mit Psalmen und Lobgesängen. Also ist hinlänglich bewiesen, daß die aufrührerischen Selbstboten gegen die frommen Bischöfe, Pfarrer, gewalttätig und wider Gott handeln, wenn sie so über sie urteilen: sie dürfen keine eigene Wohnung und kein bestimmtes Einkommen haben, und, wenn sie's haben, nicht die Wahrheit bezeugen. Ich rede so auch gar nicht um meinetwillen; denn wie ich erklärt habe, so wäre es der Wunsch meines Fleisches, von jedem amtlichen Auftrag des Predigens entledigt zu sein: ich würde

doch zu leben haben; denn der mich erschaffen hat, der würde wohl auch für meinen Unterhalt sorgen; aber eben er ist es, der mich aus dem Amte nicht entlassen will. Ich habe mich viele Jahre lang darum bemüht[1]); und nun gibt er mir je länger je mehr zu tun in seinem Wort. Er sei gelobt! . . .

Danach sagt Paulus weiter Eph. 4,11: „Etliche hat er zu Hirten und Lehrern gesetzt". . . Zwischen Hirten und Evangelisten ist kaum ein Unterschied. Ebendahin gehören auch die Lehrer. 1. Kor. 14,5 erklärt Paulus: „Ich wünsche oder begehre, daß ihr alle in Zungen reden könnt, doch am meisten, daß ihr weissagt." Hier wünscht Paulus, daß die Christen alle der Sprachen kundig seien, aber zu dem Zwecke, damit sie prophezeien. Nun weiß er wohl, daß nicht alle Menschen der Sprachen kundig sind; was für eine nützliche Sache es für Christen sei, die Sprachen, in denen Gottes Wort geschrieben steht, zu verstehen, zeigt er aber dadurch an, daß er diese Gabe allen Menschen wünscht. Er wünscht es aber zu dem Zwecke, damit man es zum Nutzen des Prophezeiens verwende, das heißt: der Schriftauslegung oder der Predigt. Hier machen die Wiedertäufer einen großen Fehlgriff, wenn sie sich unterstehen, die Kenntnis der Sprachen abzuschaffen und zu sagen: Man hat die Sprachen nicht nötig; wir verstehen die Schrift so gut wie die, die viele Sprachen verstehen; es liegt am Geist und nicht am Können. Paulus wünscht aber nicht umsonst, daß alle Menschen die Sprachen verstehen möchten. Daraus können wir also den Schluß ziehen: Es ist wahr und gewiß, daß das menschliche Herz nicht anders zu Gott bekehrt wird, als allein durch den Gott, der es zu sich zieht, so sehr auch der Mensch gelehrt sein möge; dennoch muß man auch der Schrift kundig sein, um derer willen, die ihr Gewalt antun. Denn der Heuchelei ist nichts zu viel, sie wagt es wohl, sich so darzustellen, als ob sie aus dem Geiste stamme; wenn man aber danach findet, daß ihre Rede mit dem Worte Gottes nicht übereinstimmt, so erkennt man, was Heuchelei sei. Denn bei den schlichten Leuten hat man dem Worte Gottes rasch große Gewalt angetan; sie verstehen sich nicht darauf. Aber dann muß man auch den Sinn ergründen, ob es sich so verhalte; so wird der gläubige Mensch wohl unterrichtet, ob der rechte Sinn getroffen sei oder nicht. Das kann aber auf keine Weise besser zu stande gebracht werden als durch die Kenntnis der Sprachen. Denn wie die deutsche Sprache von uns gemeistert wird, wenn sie in Schrift verfaßt ist, darum, weil wir alle das Deutsche so gut verstehen, so ist es ebenso mit dem Hebräischen, wenn wir es so gut verstehen wie das Deutsche, und so können wir auch

[1]) Bei seinem spärlichen Einkommen als Leutpriester zu Einsiedeln und am Großmünster in Zürich mußte Zwingli froh sein um die Pension, die ihm der Papst auszahlen ließ. Aber je länger je mehr wurde die Annahme derselben von ihm als eine Last empfunden. Er verzichtete auf sie. Als sie ihm trotzdem noch ausbezahlt wurde, wies er sie 1520 in einem Briefe an den päpstlichen Legaten energisch zurück. Zum Glück für ihn verzichtete bald darauf sein Freund, der zum Leutpriester am Fraumünster ernannte Engelhard, auf seine Chorherrenpfründe, so daß diese nun Zwingli zugewiesen werden konnte.

das alte Testament durchdringen; desgleichen, wenn wir so gut griechisch können, wie deutsch, so kann sich im neuen Testamente auch nichts vor uns verbergen. Deshalb sind alle Ausleger und Lehrer nichts im Vergleich mit der Beherrschung der Sprachen; wie wir das wohl aus den Worten des Paulus erkennen können, weil er nicht sagt: „Ich wollte, daß ihr alle die Rabbinen oder die Auslegungen wohl verstündet," sondern: „daß ihr alle in den Sprachen wohl bewandert wäret," wobei er vor allem die hebräische Sprache meint. Diese kann aber bei uns zu Lande der gemeine Mann nicht erlernen, weshalb es nötig ist, daß man demgemäß an einigen Orten Lehrer habe, die darin Einige unterrichten. Und das ist nicht ein neues Beginnen. Wir sehen, daß schon zu der Apostel Zeiten in Antiochia ein Anfang damit gemacht worden war und auch in unseren Landen in Aufnahme gekommen ist. Darum möget Ihr und andere Länder, wie Zeit und Gelegenheit es mit sich bringen, mit Gott die unnützen Geistlichen aussterben lassen und von ihrem Einkommen einen Teil zum Besten der armen Gemeinden verwenden, der andere Teil aber soll dazu dienen, daß etliche Gelehrte Eurem Lande zum Vorteil und zur Hülfe in den Sprachen unterrichtet werden; denn sonst entsteht große Gefahr bei dem Lesen der Schrift, das zu unserer Zeit so gewöhnlich geworden ist; wobei man wohl sieht, daß viel mehr von denen, die lesen, bloß gelehrt und beredt werden, anstatt fromm und gottesfürchtig. Diese treten darauf mit jeder frevelhaften Neuerung hervor, die doch in der Ursprache und in dem Sinn des Textes keinen Grund hat; diese kann man darauf auch mit dem richtigen Schriftverständnisse überwinden.

Wir sollen nicht alle Prediger sein, wie Paulus ausführt 1. Kor. 12,29: „Sind wir alle Apostel" usw. . . . In Jerusalem waren viel tausend Gläubige; es waren aber nicht mehr als zwölf Boten, d. h. Apostel. Hier sind sie alle Boten . . . Wer in eine deutsche Schule gegangen ist, sodaß er buchstabieren kann, der tritt öffentlich auf und buchstabiert vor der Gemeinde. Ich sage kein Gassenmärlein; ich kenne Orte, wo sie die Schrift nicht haben lesen können, sie sind darüber gestolpert, sodaß man gemerkt hat, wie sie's erst lernen mußten. Folgendes hat sich zugetragen: Es hat ein Weber an einem gewissen Orte (ich will noch immerzu schonen und niemanden nennen, ob sie vielleicht sich selber möchten erkennen lernen), wo ein frommer, tüchtiger Evangelist oder Bischof ist, an einem Sonntag die Kanzel aus eigener Vermessenheit eingenommen, und als der Pfarrer kam, sagte der Weber: „Ich will predigen". Der Pfarrer gab nach, damit keine Verwirrung entstünde. Also begann der Weber zu lesen 1. Tim. 4, was die biederen Leute vorher von ihren rechtmäßigen Hirten oftmals verständlich vernommen hatten; und sie begannen zu murren über die Vermessenheit des Webers. Bald kam er an die Stelle Vers 2: „Sie haben ein gebrandmarktes Gewissen". Da sagte er: „Das kann ich nicht verstehen". Da erwiderte der Pfarrer: „So hör' auf; ich will Dir das auslegen". Als das geschah, schrien die biederen Leute: „Heißt

ihn herunter gehen". Darauf antwortete der Pfarrer: „Würde ich ihn von mir aus geheißen haben herunter zu steigen, so würde ich Verdacht erweckt haben; deshalb heißt Ihr ihn von der Kanzel heruntersteigen". So ist er endlich heruntergekommen. Sehet hier, Ihr Christen alle, dem Treiben des Geistes zu. Zum ersten erhebt er sich selbst, ohne auf das Ganze der Kirche Rücksicht zu nehmen. Zweitens gibt er sich für einen göttlichen Geist aus, begreift aber nicht das, was er zwar lesen kann; es unterrichtet dann aber der göttliche Geist auch die Ungelehrten über seine Meinung und sein Verständnis; woraus man wohl ersieht, daß es sich nicht um eine göttliche Sendung handelt, sondern um ein zusammenbuchstabiertes Lesen und eine aufgeblasene Kunst. Auch an der Stelle Mat. 3,7—12 mit der Predigt Johannes des Täufers läßt sich zeigen, wie verkehrt die Schriftauslegung der Wiedertäufer ist. Denn nicht um ihrer Gelehrsamkeit willen hat Johannes die Pharisäer und Schriftgelehrten getadelt, sondern wegen ihrer Herzenshärtigkeit.

Aus allen Zeugnissen des neuen Testamentes: Christi, Johannes des Täufers, des Paulus u. a. geht hervor, daß niemand ein Bischofsamt übernehmen soll, er sei denn dazu gesandt oder erwählt. Paulus hat darum an allen Orten so großes Gewicht auf seine Sendung gelegt, daß man wohl sieht, wie man ihn um der Sendung willen verfolgt hat, gerade als ob er sich selbst zum Apostel aufgeworfen hätte . . .

Aber die Wahl ist auf dreierlei Weise vorgenommen worden: Zuweilen von der ganzen Gemeinde, wie die Wahl des Matthias zeigt; zuweilen von den Aposteln und nicht von der ganzen Gemeinde, wie Apg. 8,14, wo Petrus und Johannes von den Aposteln nach Samaria gesandt wurden; drittens von einem einzigen Apostel, wie Paulus den Titus nach Kreta abgeordnet und erwählt hat Tit. 1,5. Bei dieser Stelle ist zu bemerken, daß fast bei allen Christen die Wahl der Pfarrer aus des Papstes Vollmacht in eine Gewalt und Tyrannei verkehrt gewesen ist; denn entweder haben die hohen Bischöfe, Äbte, Lehensherren wider den Willen der Gemeinde Pfarrer eingesetzt, die sie aus ihren Stallknechten, Köchen und Kupplern genommen haben; oder aber, wenn die Gemeinde das Wahlrecht gehabt hat, so hat sie ohne den Rat der frommen, gelehrten Gläubigen einen Bischof erwählt, mehr aus Gunst, als auf Rücksicht auf die Eigenschaften und Vorzüge, die Paulus angegeben hat. Deshalb gibt es mit Hinsicht auf die Wahl kein göttlicheres Recht als dies, daß die ganze Gemeinde unter Beratung mit etlichen Frommen und wohleinsichtigen Bischöfen oder Christen einen Pfarrer erwähle, wie wir wohl erkennen können, daß Titus gehandelt habe. Obgleich Paulus sagt: „Daß du verordnest", so hat er doch nicht allein Vorsteher eingesetzt, wie es indessen die tyrannischen Bischöfe auslegen wollen. Der Grund davon liegt im folgenden: Wenn das Urteil über den Bann, auch über die Lehre, überall der Gemeinde zukommt, so soll um so mehr das Erwählen eines Lehrers nicht die Sache eines fremden, stolzen Bischofs oder Abtes sein, sondern der Kirche, die sich des Rates von weisen, christlichen Propheten und Evangelisten bedient; denn es darf auch nicht

schlechthin der bloßen, ungelehrten Gemeinde allein zustehen, wie deutlich aus der Lehre des Paulus vom Gebrauch des Wortes 1. Kor. 14 zu ersehen ist und auch aus den vorher erwähnten Beispielen hervorgeht; denn die Lehre der Schrift wird dort nicht der ungelehrten Gemeinde anbefohlen, sondern den Propheten, Dolmetschern und Sprachengelehrten; wiewohl die Gemeinde ebenfalls die Erlaubnis hat, dazu zu reden . . .

Es gibt eine innere und eine äußere Berufung. Die Wiedertäufer haben aber die innere nicht, da sie Aufrührer und das Gegenteil von Friedenskindern sind; und die äußere nicht, da sie weder durch göttliche Wunder noch durch Gemeindewahl das Amt an sich genommen haben. Nur wer beide Berufungen hat, taugt zu einem Prediger der Gemeinde. Die geistlichen Aemter sind zu verstehen nach der Anleitung des Paulus 1. Kor. 14. Kurz gesagt: wir sollen uns nicht frevelhafter Weise zu Meistern aufwerfen; es muß aber jede Kirche einen Wächter oder Aufseher haben, damit die aufrührerischen, mutwilligen Böcke gemeistert werden, nicht mit des Wächters, sondern mit der Kirche Gewalt. Denn wenn das Wächteramt, das heißt: das Bischofs- oder Pfarramt, so verlassen und vor die Hunde geworfen sein sollte, daß sich ein jeder zu einem Bischof aufwerfen dürfte, wann er wollte, so würde in kurzer Zeit große Zwietracht unter denen entstehen, die sich jetzt zum Predigen anbieten. Denn gleich wie sie sich jetzt anbieten und als Lehrer oder Apostel angesehen sein wollen, so würde übermorgen wieder eine Rotte kommen, die wollte sich des Lehrens gerade so gut annehmen, wie der jetzige Haufe, und nach ihnen eine andere; und es würde daraus eine große Zwietracht entstehen; denn jeder würde sich mit einem Anhang versehen; ja, soviele Querköpfe, soviele Sekten und Unruhen würden entstehen. Ich rede auch allein vom öffentlichen Lehren in der Kirche. Ich weiß wohl, daß es einem jeden zusteht, mit jedem beliebigen von Gott zu reden und sich mit ihm zu unterhalten. Aber daß es einem jeden zukomme in einem Winkel zu beginnen, was er will, ohne Einwilligung und Zustimmung der Kirche, die ihn und sein Vornehmen beurteilen soll, oder daß es einem jeden zukomme, sich zu einem Lehrer oder Pfarrer aufzuwerfen, der in einer gläubigen Kirche („gläubig" nenne ich nicht alle, die sich für christgläubig ausgeben, sondern die dem Evangelium getreulich glauben und es frei predigen lassen) rein aus eigener Machtvollkommenheit sich darbieten und sagen kann, was er will, davon sage ich, daß es nicht allein vermessen und böse, sondern widerchristlich sei; denn es würden daraus nicht weniger Irrtümer entstehen, als wenn in einer Stadt jeder Bürgermeister sein wollte, der ein Bürger ist. Es hilft auch nichts die Einrede aus 1. Pet. 2,5,9: „Wir sind alle Priester"; denn ich rede hier nicht vom Geweihtsein oder nicht, sondern vom Amte des Lehrenden. Es ist wahr, wir sind alle genug geweiht zu dem Priestertum, das im neuen Testament opfert; denn dieses besteht in nichts anderem, als daß jeder sich selbst opfert Röm. 12,1. Aber wir sind niemals alle Apostel und Bischöfe 1. Kor. 12,29. Und wenn einer schon ein Bischof ist, so kommt es ihm doch nicht zu, einem andern in seine Schafhürde oder Bistum hineinzugreifen, wie er

will. Röm. 15,20 sagt Paulus: „Ich befleiße mich aber, also das Evangelium zu predigen, nicht da, wo Christi Name schon bekannt ist, damit ich nicht auf fremdem Grunde baue." So ist es niemals schicklich, einem anderen in seine Herde einzubrechen. Ich rede immer nur von den Hirten oder Evangelisten, die ihr Amt göttlich und geziemend versehen, daß es auch ihnen nicht zukomme, ohne Bewilligung einander in die Kirchen zu laufen und wider einander zu hetzen. Deshalb will ich um Gottes und christlichen Friedens willen alle diejenigen ermahnen, die voll Unruhe sind, um zu predigen, sie möchten ernstlich die Worte des Jakobus 3,1 betrachten, wo er sagt: „Meine Brüder, es sollen euer nicht viele Lehrer werden wollen; denn ihr wisset, daß wir Lehrer ein strengeres Urteil empfangen werden." Siehe, der fromme, heilige Apostel tritt dem entgegen, daß wir das Amt eines Lehrers nicht so leichtfertig beurteilen, um unvorbereitet („ungekämmt") und ungerüstet uns selber dazu aufwerfen zu wollen; es gibt aber deren viele, die entweder aus Ehrbegierde oder aus Haß oder aus Gewinnsucht sich einfach als Lehrer ausgeben wollen, während doch öffentlich zum Vorschein kommt, daß sie nichts zuwege bringen, als Zwietracht und Feindschaft. Ach Gott, wollen sie vorgeben, daß ihr Geist oder ihr Beginnen niemandem bekannt sei, während doch jeder gläubige, geistliche Mensch alle Dinge bekennt und beurteilt? Wir wollen gar nicht, daß jemandem der Weihe oder Person halber das Predigen abgeschlagen werde, sofern er gesandt ist, das heißt: ordentlich eingesetzt als ein Bischof oder gesandt als ein Bote, d. h. Apostel; in diesem Falle wird er aber sich unter die Ungläubigen begeben und nicht die Gläubigen verwirren. Aber das sich selbst aufwerfen und Verwirrung stiften, die Einführung neuer, äußerlicher Dinge ohne eingeholte Beistimmung der christlichen Gemeinde kann niemals etwas Gutes hervorbringen; denn es stammt nicht aus Gott. Der Gott des Friedens nimmt jede Sache wohl anders in die Hand, ist nicht so ungnädig, nicht so bitter, so zwieträchtig, wie es hingegen bei ihrer Lehre sich oftmals zeigt. Es zeigt sich auch, daß ihr Werk, das heißt: diejenigen, die ihrem Worte Gehör schenken, nichts als zwieträchtige Leute werden, begierig nach zeitlichen Gütern, auch rachsüchtig, während sie vorher ruhig, gottesfürchtig und friedfertig waren. Daraus sieht man, daß es eine Leidenschaft ist, und nicht ein Trieb des Geistes. Es kommt aber der Teufel so im Verborgenen und in einer so lichten Gestalt, daß die Einfältigen wähnen, es sei ein Geist; aber viele von ihnen fangen an zu sehen, daß es ein Wohlgefallen an sich selber ist. Gott wolle uns allen den Nebel und Trug aus unsern Augen nehmen, damit wir deutlich seinen Willen erkennen und ihn auch tun!

Ich will aber auch die Arbeiter am Evangelium Christi ebenso ernstlich ermahnt haben mit dem Worte des Paulus Kol. 4,17... Gott hat Euch zu Wächtern in der Kirche gesetzt und zu Hirten. Wachet und sehet zu, daß nicht die Wölfe die Schafe zerreißen, und daß keine Zwietracht unter den Schafen Christi entstehe. Zwietracht soll es unter den Gläubigen keine geben, obgleich zwischen den Gläubigen

und Ungläubigen ein ewiger Krieg besteht. Daß aber dabei die aufrührerischen Täufer und Prediger Euch und alle, die nicht ihren Weg gehen, als Ungläubige schelten, lasset Euch nicht anfechten; denn jeder von Euch weiß wohl, wie seine Hoffnung sich auf Gott gründet. Wenn sie nun einen von Euch, der ohne Zweifel auf Gott vertraut, als gottlos schelten, so sehet Ihr ja offensichtlich, daß ihr Geist von dem Vater der Lüge stammt. Laßt Euch auch nicht durch die Doktoren, die sie so sehr rühmen, wie sie auf ihrer Seite stehen, erschrecken (wir wissen wohl, was dieselben vermögen, und wes Geistes sie sind); sondern seid eingedenk, daß die Gemeinschaft der Wiedertäufer niemals etwas anderes werden kann, als eine Sekte, und das vermessene Predigen nichts anderes hervorbringt, als Unruhe, Unordnung und Zwietracht. Denn die Sache der Wiedertäufer wird auf alle Fälle dem größeren Teil der frommen, ruhigen Christen nicht gefallen aus dem Grunde, weil die Wiedertäufer gleich erkannt werden, daß sie es auf die Gemeinschaft der Güter und auf die Abschaffung der bürgerlichen Ordnung abgesehen haben. Deshalb kann nichts anderes aus ihnen werden als eine Sekte, die Gott gewähren läßt, bis die Auserwählten und Festgegründeten geoffenbart werden. Sehet wohl zu, daß Eure Schafe rein von Ehebruch, Unkeuschheit, Trunkenheit, Hoffart, Lästerung und aller Unmäßigkeit liegen und wandeln. Bauet den Glauben, die Gottesfurcht und die Liebe zum Nächsten. Lehret, daß es keinen größeren Gottesdienst gebe als den, wo man Gott mit Unschuld ehrt. Lehret, daß man das Ewige nicht mit dem Zeitlichen verliere. Dafür habt Ihr deutliche Gründe in der heiligen Schrift. Werdet nicht nachlässig in der Arbeit für diese Dinge; denn wir haben wohl erkannt, was für Mühe es kostet, wenn man ihrer schont, wie wir getan haben; und dennoch reden sie von so viel Härte.[1]) Wenn man ihnen aber nur nach ihren vermessenen, lügenhaften Reden gelohnt hätte, die sie geführt haben und noch führen, so ist kein Zweifel, daß man der Unruhe überhoben wäre. Darüber streitet als die rechten Streiter Christi, verlaßt Eure Stellung und Amt nicht!

Der Herr kommt bald, er ist nahe; möge er uns nicht schlafend finden! Darum seid wacker, stark in der Hoffnung, so werdet Ihr ohne Zweifel siegen. Gott gebe seine Gnade dazu! Amen.

---

[1]) Zwingli drang anfänglich auf sehr gelinde Bestrafung der wiedertäuferischen Führer: Kurze Gefängnisstrafe, dann Geldbußen oder Verbannung. Erst später befürwortete er schärfere Maßregeln bis zur Todesstrafe.

22.

Thomas Platters Bericht über die Disputation in Baden.

Das Religionsgespräch zu Baden im Aargau vom 21. Mai bis 8. Juni 1526 ist eines der wichtigsten Glieder in der Kette der katholischen Gegenreformation gegen das Werk Zwinglis. Während Zürich in der ersten Zeit sich ängstlich bemühte, die Religionsfrage eine kantonale sein zu lassen, zerrt man sie auf der Gegenseite auf die Tagsatzungen, um sie eidgenössischem Entscheid zu unterstellen. Insbesondere seitdem man durch den Konvent von Regensburg im Sommer 1524 auch ausländischer Unterstützung sicher sein konnte. Unmittelbar nach diesem Zusammenschluß des süddeutschen Katholizismus richtete Joh. Eck von Ingolstadt an die eidgenössische Tagsatzung das Anerbieten zu einer Disputation mit Zwingli zwecks Beilegung des Glaubensstreites. Die Tagsatzung stimmte zu und setzte Baden als Ort des Religionsgespräches fest. Die Verhandlungen zerschlugen sich aber, um 1526 neu aufgenommen und durchgeführt zu werden. Zwingli erschien im Einverständnis mit dem Züricher Rate nicht, da ihm die geforderte Unparteilichkeit nicht genügend gesichert war, vielmehr als Zweck der ganzen Handlung die Unterdrückung des reformatorischen Evangeliums deutlich heraustrat. Dennoch hat er „abwesend dem Leibe nach, anwesend dem Geiste nach" das Verhalten der Evangelischen maßgebend bestimmt. Darüber gibt in köstlich-humorvoller Weise nachstehender Bericht Kunde. Er stammt aus der ungemein lebendigen und anschaulichen Selbstbiographie des Thomas Platter, eines Walliser Geißbuben, der es in seinen amüsanten Irrfahrten schließlich zum Professor in Basel gebracht hat. (Jetzt allgemein zugänglich gemacht in der Ausgabe von Horst Kohl in Voigtländers Quellenbücher, Band 21.)

Zwingli, Oswald Mykonius und Andere hatten mich oft gebraucht, um mich in die Fünf Orte mit Briefen zu schicken, die sie an die Liebhaber der Wahrheit sandten. Bei solchen Botschaften habe ich oft Leib und Leben mit Freuden gewagt, damit die Lehre der Wahrheit ausgebreitet werde. Etliche Male bin ich auch kaum mit dem Leben davongekommen.

Um diese Zeit fand die Disputation in Baden statt, als der Doktor Johannes Eck, Johannes Faber, Thomas Murner und andere mehr da waren, um die Wahrheit zu unterdrücken, wie sie denn das vorher und nachher oft und bis an ihr Ende getan haben. Da sollte nun Zwingli, um dessetwillen die Disputation stattfand, auch hinkommen, damit er getötet würde, wie sich dies zeigte. Deshalb wollten ihn denn auch die Zürcher nicht zur Disputation ziehen lassen; denn die Pensioner[1]) meinten, wenn Zwingli nicht mehr da wäre, so würden die Zürcher leicht zu überreden sein, daß sie auch französisch würden, und so ihrer um so mehr wären, um dem König von Frankreich zu dienen. Denn auch in der Stadt Zürich gab es noch sehr Viele, die gut französisch gesinnt waren. Denen wäre es gar lieb gewesen, wenn Zwingli verbrannt worden wäre. Das hat sich dann sehr deutlich gezeigt, als ihn einmal in der Nacht Einer hat ermorden wollen. Man ließ ihn aus dem Haus zu einem Kranken holen, und als er nicht gehen wollte, da warf man ihm Steine in die Fenster und zerbrach sie ganz und gar, wovon viel zu schreiben wäre. Ein anderes Mal kam Einer selbdritt mit Pferden, die Füße mit Filz umbunden, welchem 500 Kronen versprochen waren, wenn er ihn lebendig brächte, oder 400 Kronen, wenn er ein sicheres Zeichen brächte, daß er ihn umgebracht hätte. Der hatte erfahren, daß Zwingli irgendwo zu Gast war. Da wollte er auf ihn warten, ihm einen Klotz in's Maul stoßen und ihn hinwegführen. Also ist er oft in der Stadt Zürich in Lebensgefahr gewesen; aber Gott hat ihn behütet; denn er sollte nicht so ermordet werden, sondern in einer offenen Schlacht als ein Hirt bei seinen Schafen umkommen, wie er denn das auch von sich selber vorausgesagt hat. Das könnte ich mit einigen anderen, die noch am Leben sind, bezeugen.

Obschon man nun den Zwingli nicht zur Disputation wollte ziehen lassen, wurde doch die ganze Disputation durch ihn zum Teil geführt, nämlich so, daß Johannes Oekolampadius selig (welcher denn am Meisten wider den Johannes Eck disputiert hat) ihn zu jeder Zeit sollte wissen lassen, was bei der Disputation vorgehe. Da war ein junger Bursche aus dem Wallis, Hieronymus Wälschen. Der ward dazu angestellt, er solle tun, als ob er zu einer Badekur da sei, solle aber, so viel ihm immer möglich sei, alle Argumente Ecks aufschreiben. Der ging in alle Disputationen, merkte

[1]) D. h. die durch reiche Geldgeschenke von Fürsten ꝛc. Verpflichteten oder geradezu Bestochenen.

sich Ecks Begründungen, ging dann wieder hinunter zu den Bädern und schrieb Alles auf; denn in der Kirche durfte Niemand schreiben, als allein die vier dazu bestellten Schreiber. Denn man diktierte Alles in die Feder, und es war bei Todesstrafe verboten, während der Disputation irgend etwas anderswohin zu schreiben, oder man sollte in solch einem Fall einen ohne Weiteres verurteilen und auf dem Platz den Kopf abhauen. Da waren unser zwei, ich und noch einer, der war von Winterthur, hieß Hieronymus Zimmermann. Wir zwei überbrachten gewöhnlich einen Tag um den andern die Schriften des Studiosus Hieronymus Wälschen und des Doktors Oekolampad und anderer Freunde dem Zwingli, damit sie in Zürich wüßten, was in Baden verhandelt wurde. Und wenn man mich fragte: „Was treibst Du?" — denn unter allen Toren waren Wächter in Harnischen —, so sagte ich: „Ich trage Hühner zum Verkaufen"; denn in Zürich gab man mir Hühner; die trug ich nach den Bädern und gab sie denen, denen ich sie abgeben sollte. Was mein Genosse sagte, weiß ich nicht. Aber die Wächter wunderten sich, wo ich die Hühner so bald bekäme.

Es begab sich am Pfingstabend, daß Eck fragte, wer, wann die Disputation beendigt wäre, entscheiden sollte, wer gesiegt hätte. Daraufhin beriet sich Oekolampadius mit seinen Mitbrüdern, was man darauf antworten sollte. Sie wurden eins, daß sie am nächsten Tag des Gesprächs Antwort geben wollten; denn Eck meinte, daß die Legaten, die da anwesend waren, urteilen sollten. Die waren fast alle päpstlich, und wenn man ihnen dies Zutrauen nicht schenkte, würde man sie erzürnen. Darum konnte man nicht frischweg antworten. Gegen Abend unmittelbar vor dem Nachtessen ging ich zu Oekolampad und fragte, ob er nichts an Meister Ulrich Zwingli schreiben wollte. Er antwortete: „Ich wollte gern schreiben und es wäre notwendig, aber es ist spät und ich habe Angst für Dich; Du fängst an in Verdacht zu kommen. Wenn Du heute der Disputation beigewohnt hast, so hast Du gehört, worauf wir antworten sollen." Da sagte ich: „Das will ich dem Zwingli mündlich mitteilen." Damit war er sehr zufrieden. Ich konnte eben noch zum Tor hinauskommen und lief stracks bis nach Zürich und ging zum Haus des Oswald Myconius. Der war schon im Bett. Ich teilte ihm die Sache mit. Da sprach er: „So gehe hin, und wenn Meister Ulrich Zwingli schon im Bett ist, so höre nicht auf, zu läuten, bis man Dich einläßt"; denn ich hatte gemeint, ich wolle ihm erst am nächsten Morgen die Mitteilung überbringen. Ich fing an zu läuten; es war aber schon Alles im Bett. Ich läutete so stark, daß der Glöckner gegenüber aufstand und sprach: „Welcher Teufel verführt solch einen Lärm?" Ich sprach: „Caspar, ich bin da." Der kannte mich an der Stimme und wußte wohl, daß ich gar oft zu Meister Ulrich Zwingli kam, und sagte: „Custos, bist Du da?" (Denn beinahe jedermann nannte mich Custos, deswegen, weil ich eine Zeit lang Custos am Fraumünster gewesen war.) Ich läutete stark. Nach längerer Zeit kommt ein alter Herr heraus;

er hieß Herr Gervasius. Der war ein Priester und einige Jahre bei Zwingli gewesen. Er fragte, wer da wäre. Ich sprach: „Herr Gervasius, ich bin da.“ Der ließ mich ein und sprach: „Was willst Du so spät? Hast Du Meister Ulrich nicht eine Nacht in Ruhe lassen können? Er ist in sechs Wochen nie in ein Bett gekommen, so lange als die Disputation gewährt.“ Und wir klopften längere Zeit an seine Kammer. Bald kam er heraus; denn er hatte gehört, daß ich da war, und rieb die Augen. „Ei, Du bist ein unruhiger Mensch. Ich bin in sechs Wochen nie in das Bett gekommen und habe geglaubt, weil morgen Pfingsttag ist, würde man ruhen.“ Und wir gingen in die Stube, und er sprach: „Was bringst Du?“ Ich teilte ihm die Angelegenheit mündlich mit, und warum ich keine Briefe hätte. Da sagt er: „Potz tausend! Ist es nur das! Da hat der Eck abermals eine seiner Listen gebraucht. Ich will schreiben. Weißt Du einen Knaben, der wieder nach Baden hingeht?“ Da sprach ich: „Ja!“ Da sagte er: „Willst Du essen, so will ich die Magd aufwecken; sie muß Dir eine Suppe kochen.“ Ich sagte: „Ich möchte eigentlich lieber schlafen.“ Ich wünschte ihm gute Nacht. Dann schickte ich ihm einen Knaben. Dem gab er Briefe und schickte ihn nachts hinweg. Er kam vor Tag nach Baden. Da hatte sich am Abend Einer mit einem Wagen mit Heu verspätet. Da stieg der Knabe auf den Wagen, legte sich auf das Heu und schlief ein. Am Morgen führte der Fuhrmann das Heu in die Stadt bis auf den Markt, ohne daß der Knabe erwachte. Endlich erwachte er und sah sich um. Da sah er die Häuser. Er steigt ab und bringt dem Oekolampad den Brief. Was aber Zwingli geschrieben hatte, weiß ich nicht genau, ich kann es mir aber wohl denken nach den Worten, die er zu mir in der Stube redete, als er sprach: „Wer wollte die Bauern verstehen lehren, wer recht hätte oder nicht! Sie verstehen sich besser auf das Melken der Kühe. Zu welchem andern Zweck schreibt man denn alle Dinge auf, als daß man den Leser soll richten lassen? Weiß Eck nicht, wie es bei den Konzilien soll gehalten werden?“

23.

Aus der Schrift:

Freundschaftliche Auseinandersetzung mit Luther.

28. Februar 1527.

Im Abendmahlsstreite zwischen Zwingli und Luther nimmt die „freundliche Auseinandersetzung“ eine besondere Stelle ein. Während die bisherigen Schriften Zwinglis über das Abend-

mahl, wie sein „Brief an M. Alber“ (oben Nr. 15), sein „Versuch über den Meßkanon“ (1523), die „Nachhut vom Abendmahl“ (1525) und die „Antwort an Johann Bugenhagen“ (1525) teils eine Auseinandersetzung mit den Katholiken bezweckten, teils nur mittelbar Luther trafen, wendet er sich jetzt erstmalig an diesen selbst. Es geschieht ebenso freundlich wie bestimmt. Die Freundschaftlichkeit ist mehr als Redeweise, sie ist Zwingli ernst: er kommt in der Formung seiner Abendmahlslehre Luther so weit wie möglich entgegen und vergißt nie, was die Reformation und damit auch er selbst Luther verdankten. Auf der anderen Seite legt er ebenso bestimmt die Eigenart seines Standpunktes fest und vergibt sich im Entgegenkommen nichts.

Da in der lateinisch als „Amica Exegesis“ verfaßten Schrift die Gedankengänge sich vielfach ineinanderschlingen, hat unsere Übersetzung eine übersichtliche Ordnung versucht nach sachlichen Gesichtspunkten. An den Schluß seiner Schrift hat Zwingli einige kurze, nichts Neues bringende Ausführungen über die Bilder und die Beichte gestellt.

Huldreich Zwingli an Martin Luther.

Gnade und Friede vom Herrn! Gott, der Verwalter und Leiter des Alls, pflegt menschliches Hoffen so zu vereiteln oder wenigstens zu verspotten, gelehrtester L u t h e r, daß dem, der den Sieg schon in beiden Händen zu haben glaubt, er trotzdem oft entschlüpft; umgekehrt, wo gar wenig Hoffnung war, da erschien plötzlich Heil. Dieser Wechsel im göttlichen Ratschluß hielt mich eine Zeit lang von der Widmung eines Buches an Dich zurück. So oft ich nämlich den Streitpunkt überdachte, schien mir nichts klarer, nichts sicherer den Sieg zu verbürgen; so oft ich aber auf Gottes Willen schaute, bangte mir vor dem Ende; ich überlegte: Wie, wenn Gott die Verbreitung dieses Lichtes noch nicht wünschte? Wie, wenn aus diesem Streite eine Entzweiung entstände, nicht eine freundschaftliche Vergleichung? Deshalb bin ich nicht nur selbst zurückhaltend gewesen, sondern auch bei anderen dafür eingetreten, nicht gegen oder an Dich zu schreiben, unbekümmert um Deine Ausfälle gegen uns. Nachdem jedoch so manches Gepläukel glücklich verlaufen war und Du mit der Möglichkeit eines ungestraften Angriffs auf uns nicht mehr zufrieden warst, vielmehr, wie man sagte, die Gegenansicht gegen Euch überhaupt nicht beachten wolltest, schien mir der Herr seinen Willen genügend kundgetan zu haben. Denn ich bezweifle nicht, daß ihm alle Widerspänstigkeit verhaßt ist, namentlich die, welche sich von seinem Worte nicht leiten lassen will, und wenn ein Prophet dem anderen in der Frage der Auslegung desselben nicht

sich unterordnen und nachgeben will. Lange habe ich allem zugeschaut und gewartet, jetzt breche ich zögernd und fast wider Willen mein Zaudern, obwohl mehr als ein Punkt mich reizt. Zunächst tröstet sich die Gegenpartei auf evangelischer Seite schon längst mit derartigen Heilmitteln: kommt es zum Äußersten, das heißt: greift Luther ein, so werdet Ihr Reißaus nehmen. Sodann schien es mir um die Sache der Päpstler, die in alle Winkel prahlend herausschreien: „Luther ist in der Abendmahlsfrage uneins mit Oekolampad und Zwingli", hinlänglich schlecht zu stehen, sodaß sie nichts Schädliches mehr anzustiften wagen, wenn wir die Sache besprechen und eins werden. Drittens ermutigte mich die köstliche Freiheit in der Kirche; kraft ihrer darf nach Paulus 1.Kor.14,30 jeder lehren, auch wenn er als Zuhörer auf der Bank sitzt. Sind wir wahre Lehrer, so hören wir uns gegenseitig zu; irren wir, so treten wir zurück. Diese Vollmacht glaube ich kräftig wahren zu müssen, damit wir nicht in eine neue Tyrannei fallen; wir dürfen Niemand so hoch achten — auch wenn wir gern und willig dem Ehre erweisen, dem sie gebührt, ja, einander in Ehrbezeugungen überbieten —, daß wir, wenn er irrt, zu unserem Schaden auf Kosten der Wahrheit uns seiner Autorität beugen. Deshalb hat ja Paulus dem Petrus widerstanden Gal. 2,11 ff., und deshalb wollte Christus nicht von dem „gut" genannt werden, der hier nicht recht handelte, damit wir energischer und freier denen entgegenträten, die eine nicht genügend erfaßte Meinung vortragen und verteidigen, vorbehältlich des Urteils der Gemeinde, die in solchen Streitigkeiten zu prüfen hat. Endlich mahnte mich die Frömmigkeit — gar fromm freilich willst Du sie uns absprechen, schau nur! —, die Sache der Wahrheit nicht preiszugeben. Denn der sorgt für den Ruf seiner Frömmigkeit, von der Wirklichkeit der Frömmigkeit zu geschweigen, schlecht, der mit der Wahrheit sich nicht nur nicht verbündet, vielmehr sie preisgibt, wo sie bedroht ist, und denen den Sieg überläßt, die der heiligen Schrift Gewalt antun. Niemand setzt ein angezündetes Licht unter den Scheffel, sondern auf den Leuchter, und ein Knecht, der den Willen seines Herrn kennt und nicht tut, bekommt viele Prügel. Aber man weiß auch, wie scharf Paulus die tadelt, die gelehrt waren und den Genuß des Götzenopferfleisches zu den gleichgültigen Dingen zählten, bis sie die Einfalt der Brüder fast in's Verderben führten. Um wie viel mehr darf man hier nicht teilnahmlos sein, wo wahrlich nicht das unbedeutendste Stück unseres Glaubens auf dem Spiel steht?! Denn wenn nicht der Glaube allein und ausschließlich selig macht, ohne jede Bedeutung äußerer Dinge, so fallen wir in die Werke zurück. Darf man schweigen, wo so viele auftreten und verheißen, kraft der heiligen Schrift, die sie tatsächlich stark vergewaltigen, das fertig zu bringen? Würde ihnen das gelingen, so wäre es um das edelste Stück des Neuen Testamentes geschehen. Denn nimm das Johannesevangelium fort, und Du hast der Welt die Sonne genommen. Wer aber die beiden Naturen in Christus durcheinanderwirft . . ., wirklich von der menschlichen aussagen will, was nur der göttlichen zu-

ZWINGLI

Eine Auswahl Aus Seinen Schriften Suf Das
Vierhundertjahrige Jubilaum Der Zurcher Reformation
Im Auftrag Des Kirchenrates Des Kantons Zurich

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 22161 8892

Date Due

All library items are subject to recall at any time.

AUG 3 0 2011		

Brigham Young University